

68



~~3306~~

E. J. 211.







I
Seen = M ä h r c h e n.

Zur
Unterhaltung
für
Freunde und Freundinnen
der Seenwelt.

Braunschweig,
bei Friedrich Bernhard Culemann.

1801.



II

LANDESBIBLIOTHEK
HALL
SACHSEN-ANHALT
MAGDEBURG

Goe 468

L 40,205



III

V o r r e d e.

Als ich noch in den glücklichern Jahren meiner frühern Jugend auf der stillen Insel Dardessa erzogen ward, — als noch in ungetrübter Heiterkeit meine Tage schwanden und wiederkehrten, da war eine bejahrte Tante meine liebste Gesellschaft. Aus ihrem Munde flossen Ströme von Weisheit; sie hatte viel gelitten auf den verschlungenen Pfaden des Lebens; viel erfahren, und dennoch aus allen Stürmen, welche von mancherley Seiten auf sie eindrangen, einen

*



schönen Gleichmuth und eine liebende Seele gerettet. Vorzüglich wohl fühlte sie sich im Kreise der Kinder; ihr Herz hing mit hoher Zärtlichkeit an diesen schuldlosen Wesen, und sie war nicht glücklicher, als wenn ein großer Kreis um sie her sich versammelt hatte; dann war sie unerschöpflich in ihren Erzählungen, und versetzte uns mit ihnen zurück in die Zeiten der Riesen, Feen, Hexen und Kobolte. Da ich vorzüglich gern ihren Erzählungen zulauschte, ward ich bald ihr Liebling; ich horchte mit einer heftigen Begierde auf die Mährchen; mein Kopf faßte sie sehr schnell auf; meine Einbildungskraft ward feurig, und meine Phantasie bekam einen ganz besonders abentheuerlichen Schwung. Oft, wenn ich stundenlang dieser guten weisen Tante zugehört hatte, eilte ich von ihr fort in das dunkelste Gebüsch, welches unsre kleine Insel umgab, warf mich im Schatten einer Eiche an den klaren



über Riesand spielenden Fluß, welcher die reizenden Fluren durchschnitt, und dachte dem Gehörten dort nach. Dann fühlte ich mich von einem sonderbaren Geiste ergriffen: ich sahe in jedem Baume eine Dryade, in jeder schönen, mir nicht ganz bekannten Blume eine verwünschte Prinzessin, und schwärmte beständig in höhern Regionen. Ich vernichtete ganze Scenen in den gehörten Erzählungen, und schuf andere, oder veränderte so lange, bis das Ganze das Gepräge meiner glühenden Einbildungskraft trug, und der Idee, welche gerade die herrschende bey mir war, entsprach. Freilich war ich auch mit meiner eigenen Schöpfung nicht immer zufrieden; aber die Zeit, wo ich mir ein Märchen erschuf, verfloß mir doch sehr angenehm. Ich nahm immer eine Zeit lang nachher den Charakter meines Helden an, und behauptete ihn treu, bis er durch einen andern verdrängt ward.



Da ich unersättlich in Zuhören war, und meine Tante, zum Glück für mich, einen wahren Schatz von solchen Alterthümern besaß, so leistete sie meinen nicht geringen Forderungen immer ein Genüge, wovon denn auch so viel in meiner Seele haften blieb, daß die folgende Zeit mit allen ihren Leiden und Schicksalen die Eindrücke meiner ersten Jugend nicht ganz zu verdrängen vermocht hat, und es mir im Herbst meines Lebens eine angenehme Erinnerung geblieben ist, mir diese glücklichen Stunden zu vergegenwärtigen, und meiner alten, nun längst von allen Stürmen erlöseten Tante zu gedenken. Da ich nun fest überzeugt bin, daß die jetzige Jugend eben so sehr, und vielleicht noch mehr, am Wunderbaren hängt, als die des vorigen Jahrhunderts, so habe ich in meinen müßigen Stunden, zum Vergnügen und zur Unterhaltung dieser mir gleich empfinden-



den Seelen, einige Märchen aus jenen Zeiten aufgezeichnet, welche mir als Kind eine so unsägliche Freude machten. Freilich hat der rauhe Wind, welcher oft mich angeweht, die Blüten meiner Empfindung stumpfer gemacht, und ich habe viele Scenen minder glühend dargestellt, als wie ich sie als Kind empfand. Aber in den reifern Jahren fällt auch fast aller Orten die liebliche Hülle, welche das Kind von der großen Welt absondert, und die es glaubt, nie früh genug durchgreifen zu können, weg. Ach, nach was für Schattenbildern habe ich gehascht! Welche Täuschungen sind mir geworden! und wie gern versetze ich mich in die Jahre zurück, wo ein bunter Ball, ein neues Märchen und ein Stückchen Kuchen alle meine Wünsche befriedigten. — —

Aber nicht allein der Jugend sollen diese Blätter gewidmet seyn. Gute, frohe Weiber



und Mädchen, blättert sie immerhin durch! vielleicht, daß manche kleine Scenen Euren Beifall erhalten, und ich Euch auf eine angenehme Art um ein Stündchen betrüge, wenn Ihr vielleicht, von häuslichen Arbeiten ermüdet, gerade einer solchen Lektüre bedürftet!!

IX

I n h a l t.

	Seite
Die belohnte Freigebigkeit, oder das Glück der schönen Klara.	1
Der Kiesenwald.	44
Personet und Matilde.	73
Der Geistertanz.	94
Der arme Schuster und sein geistiger Freund.	110
Die drey Gürtel.	122
Die wahr sagenden Vögel.	151
Der Müller von Achim.	181
Die Jakobinacht auf dem Kiphäuser Berge.	186
Die drey Stunden im Reiche der Todten.	197
Das Schloß im Walde, und Ritter Gundiberts Abentheuer.	206



	Seite
Prinzessin Geldena aus der Wasserstadt.	250
König Durandu und seine drey Söhne.	271
Die schöne Wandernde.	287
Das singende klingende Bäumchen, oder der be- strafte Uebermuth.	322
Die sieben Schwäne.	349

Die belohnte Freigebigkeit, oder von
Glück der schönen Klara.

Die Frau eines verarmten Landedelmanns hatte zwei Töchter: eine Stieftochter, welche Klara hieß, und eine rechte Tochter, welche man nur unter dem Namen der häßlichen Sabine kannte. Aber die Mutterliebe verstand die Kunst, alle Gebrechen Sabinens mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, und dagegen der armen Klara, welche schön wie der Tag war, alle möglichen Fehler und Laster anzudichten. Nicht fern von ihrer Wohnung lag ein Nonnenkloster, wohin Klara täglich ging und den Nonnen die Zellen fohrte, säuberte, sie lüftete, aber nie von allen den schönen Sachen, welche darin lagen, das allergeringste anrührte, oder gar mitnahm.



Dafür liebten die Nonnen das bescheidene Mädchen sehr, wünschten ihr bei dem Kommen und Gehen Gutes, und ermahnten sie, sich fleißig in einem Brunnen zu waschen, der im innern Hofe des Klosters befindlich war, und zu dem man nur mit Erlaubniß der Vorsteherin gelangte. Klara versäumte dieß auch keinen Tag; und ihre Schönheit nahm nach jeder Wäsche so zu, daß sie binnen kurzer Zeit, ohne es selbst zu wissen, ein sehr schönes Mädchen ward. Jede Probe, womit die Nonnen ihre kleine Aufwärterin prüften, ward von ihr glücklich bestanden; bald legten sie Klara schöne duftende Blumen, von denen sie wußten, das Mädchen liebe sie sehr, bald niedliche ausgeschnittene Bilder hin; aber Klara rührte nichts davon an, und sie fanden, wenn die Vesper aus war, alles im alten Zustande wieder, wodurch das holde Mädchen sehr bei ihnen gewann. Auch die letzte Probe bestand sie mit hoher Selbstverläugnung, und ohne einen Zug von der so oft beschriebenen und verschrieenen weiblichen Neugier zu äußern. Die Vorsteherin des Klosters sagte ihr: Du fährst von nun an in diesem abgelegenen Gange sieben Zellen; aber hüte dich, auf die achte nur einen



Fuß zu setzen; hüte dich, hineinzusehen, oder durch eine Spalte und Ritze der Thüre zu blicken. Dieses Verbot, welches bei vielen andern, vorzüglich bei einem Mädchen von funfzehn Jahren, gerade das Gegentheil hätte hervorbringen können, war Klärchen heilig, und sie richtete sich mit der größten Genauigkeit darnach; oft zwar, wenn sie alle sieben gefehrt hatte, alle Nonnen in der Messe waren, und sie sich allein in dem entlegenen Gange befand, bekam sie eine kleine Anwendung: wie wenn du einmal durch das Schlüsselloch kucktest? das kann ja gar keinen Schaden thun! aber indem sie sich dem gefährlichen Orte näherte, behielt ihr bessres Selbst die Oberhand, und sie stohete schnell von dannen. Die vier zu ihrer Prüfung festgesetzten Wochen entschwanden ihr schnell; sie gedachte zuletzt der achten Zelle nicht mehr, und die Vorsteherin und Nonnen liebten sie, nachdem sie auch diese Probe bestanden hatte, doppelt. Nie klagte sie bei ihnen über die Härte ihrer Stiefmutter, über die böse Behandlung ihrer Schwester; sie war geduldig, und gewöhnlich sehr heiter und froh, darum liebten sie auch die alten Nonnen sehr, und lehrten sie schon singen, daß alle

Nachtigallen verstummen, wenn Klärchen ihre Silberstimme ertönen ließ. Fünfzehn Jahr war sie alt, und täglich ging sie des Morgens nach dem Kloster, wogegen ihre Stiefmutter noch nie etwas eingewandt hatte; dort brachte sie bis gegen Abend zu, wo sie denn allein den kurzen Weg durch ein dickes Gehölz, in dessen Schatten das Kloster lag, zurück ging. Gewöhnlich sang sie eins ihrer heitern Lieder, wenn sie durch den Busch ging; aber sobald sie sich der Wohnung ihrer Mutter näherte, so schwieg sie, und alle Freude entfloß aus ihrem Herzen. Sie hatte im Kloster mancherlei Fertigkeiten von den guten Nonnen spielend erlernt; sie webte so fein und künstlich, als eine Arachne, stückte wie Penelope, und verstand an der Spindel das feinste Garn zu spinnen. Ihre Mutter ahnete von allen diesen Geschicklichkeiten der ihr verhassten Klara nichts; selbst ihre hohe Schönheit und der Glanz ihrer goldgelben Haare war den Beobachtungen Sabinens entgangen, denn sie verhüllte sich immer sehr bescheiden in einem alten Schleier, den ihr die Nonnen geschenkt hatten, und hütete sich wohl, ihre Geschicklichkeiten sehen oder ihre schöne Stimme hören zu lassen. Ei-



nes Tages, als sie im Kloster war, kam ein altes Weib zu ihrer Stiefmutter, und fragte: wo Klärchen so schön habe singen gelernt? Klara kann nicht singen! entgegnete Sabine lachend; sie ist überdem den ganzen Tag bei den alten Nonnen, — und wen Ihr singen hört, setzte sie sehr selbstzufrieden hinzu: das bin ich. Schweig! rief die schlaue Alte: ich meine dich gar nicht; das ist ein Unterschied wie der Rabe und eine Nachtigall! — ich meine Klara, welche des Abends aus dem Kloster sich durch das Gebüsch zu Hause singt. Sabine ließ die Hände an der Spindel sinken, ihre Mutter desgleichen; Beide hörten voll Erstaunen der Alten zu, welche sich nicht genug wundern konnte, daß sie noch gar nichts davon wußten. So seyd Ihr denn die Einzigen, welche nicht sehen, wie schön und wie geschickt das Mädchen täglich wird! sagte sie höhnißch; die Nonnen belohnen sie für ihre geringen Dienste sehr ansehnlich. Sie hat noch nie etwas mit zu Hause gebracht, antwortete die Mutter; ich bezweifle schon darum Eure ganze Erzählung, denn ich glaube, die alten Nonnen mögen wol selbst nicht viel haben, sonst würden sie sich eine ganz andere Aufwärterin halten, als die ungeschickte



Klara, welche nicht einmal die Spindel regieren kann. Ihr irrt Euch! rief die Alte. Gold, Silber, und Sachen zum Zubehalten bekommt Klara nicht; aber sie wird täglich schöner, und erlernt eine Menge Kenntnisse, welche ihr einmal sehr zu Statten kommen werden. Prüft sie, wenn sie diesen Abend zu Hause kommt, und wenn ich nicht gelogen habe, so nehmt guten Rath an, begeben Euch mit Sabinen zu der Vorsteherin des Klosters, und bittet sie: diese eine Zeit lang die Stelle versehen zu lassen, welche eure Stieftochter jetzt im Besitz hat; sie wird es Euch nicht abschlagen, und Ihr werdet den Nutzen davon sehr leicht einsehen. Die Alte ging, und ließ die Mutter nebst Sabinen in einer sehr unangenehmen Verwunderung zurück; sie machten Pläne und verwarfen sie wieder, bis der Abend anbrach, wo sich beide in das Gebüsch begaben, um zu hören, ob die Alte auch nicht gelogen habe. Sie hatten hier noch nicht lange zugebracht, und sich kaum verborgen, so hörten sie aus der Gegend des Klosters einen lieblichen Gesang sich nahen, welcher immer näher und näher kam, bis sie in dem Schimmer der Abendröthe ganz deutlich die ver-



achtete Klara erkannten, welche leicht, wie ein Zephyr, an ihnen vorüber schwebte, sich auf einen grünen Rasen, mit Kamillen bewachsen, setzte, ihren Schleier abnahm, und das glänzende goldgelbe Haar, welches im letzten scheidenden Strahl der Sonne doppelt schön glänzte, sich kämmte. Dann schlang sie es in viele Flechten zusammen, wickelte es auf der Mitte des Kopfes in einen dichten Knoten, hüllte sich in den alten Schleier, und ging schweigend an diesem Abend und ganz vorzüglich traurig zu Hause. Die Heuchlerin! riefen Mutter und Tochter zugleich, und eilten, von einer Wuth beselt, zu ihrer Wohnung, wo Klara ganz demüthig an der verschlossenen Thüre stand, und nur von Zeit zu Zeit leise klopfte. Da sie nie einer freundlichen Aufnahme gewohnt war, so fiel es ihr auch diesen Abend gar nicht auf, daß ihren gutmüthigen Abendgruß keine beantwortete; sie folgte ihnen in die kleine dunkle Wohnung, und während Sabina Licht anzündete, setzte sie sich in den Winkel, wo ihre gewöhnliche Stelle war, nahm ihre Spindel, mit dem groben Flachs bewunden, vor sich, und wollte eben mit ihren zarten Fingern anfangen zu spin-

nen, als Sabina das Licht brachte, und die Mutter mit zorniger Stimme ihr an das Licht zu treten befahl. Nichts Böses ahnend, vollzog Klara sogleich diesen Befehl ihrer Mutter. Sie mußte sich auf einen hölzernen Stuhl setzen; Sabina riß ihr den Schleier ab, schlang höhnend das schöne Haar aus einander, und indem die Mutter sie mit Schimpfwörtern und Vorwürfen überhäufte, schnitt sie ihr mit einer großen Scheere das lange seidne Haar ab. Das hatte Klarchen nicht erwartet; sie sank mit einem lauten Schrey zu Boden, wo sie bald durch die kräftigen Stöße ihrer Mutter und durch das Hohngelächter Sabinens sich wieder aufrichtete, und mit tausend Thränen den Verlust ihres Haares beweinte. Sabine trieb die Grausamkeit noch weiter: sie zerriß den Schleier, womit sie jetzt den geschornen Kopf hätte bedecken können, in tausend kleine Stücke, und indem sie ihr das abgeschnittene Haar zuwarf, rief sie ihr recht boshaft zu: ihre Weberei zu benutzen, und sich einen recht künstlichen Schleier zu weben. Klara floh weinend in ihren Winkel zurück; sie wickelte das Haar zusammen, verbarg es in ihrer Tasche, und sann weinend nach, was sie

Doch verbrochen haben müsse, daß man sie so grausam behandle? Aber all ihr Nachsinnen war umsonst, denn auf die eigentliche Quelle dieser harten Behandlung kam sie, vermöge ihres eignen guten Herzens, nicht, und es wäre ihr gewiß nie eingefallen zu glauben, daß das Alles aus Neid und Mißgunst geschähe, wenn nicht ihre Mutter diesen Abend noch unendlichemale sie um dei Mittel gefragt hätte, wodurch sie so schön geworden sey? Klara wußte davon nichts, denn im Kloster war kein einziger Spiegel, und bei ihrer Mutter, wo freilich aus den bessern Zeiten noch ein kleiner Spiegel hing, hatte sie es doch nie gewagt, aus ihrem Winkel hervorzukommen, noch weniger sich in dem Spiegel, welcher Sabinens Platz gegenüber war, zu besehen. Ihr einziger Trost war diese ganze Nacht der Gedanke: daß sie mit Anbruch des Tages in das Kloster eilen, und ihren geliebten Nonnen dieß Leiden, das erste, welches sie erfahren hatte, klagen wollte. Aber mehr als der Verlust ihres Haares, kränkte sie der Befehl ihrer Mutter: nicht nach dem Kloster zu gehen, sondern das Haus zu hüten, und damit es ihr nicht an Beschäftigung fehle, eine Anzahl Garn zu



spinnen, welche man, als die Arbeit zweier Tage, den Mägden sonst vorgab. Seufzend ergab sich Klara in ihr Schicksal, und sah mit thränenschwerem Blick ihre Mutter und Schwester, triumphirend über das Leid, so sie ihr zugefügt hatten, fortgehen. Sobald sie fort waren, machte sie sich über ihre Arbeit her, von der sie aber recht gut einsah, daß es eine Unmöglichkeit war, sie zu vollbringen; sie dachte sich daher schon im voraus die harte Züchtigung, welche ihr zu Theil werden würde. Weinend ließ sie die Hände sinken, dachte an die glücklichen Stunden, welche sie im Kloster verlebt hatte, und kummerte sich, was ihre Wohlthäterinnen doch denken möchten, daß sie nun so plötzlich, ohne ihnen einmal für das genossene Gute zu danken, wegbliebe. Dieser Gedanke machte sie trauriger, als die Furcht vor der gewissen Strafe, und sie vergoß bittere Thränen über ihr Unglück und die Härte ihrer Mutter. Indem klopfte jemand an die Thüre; sie rief furchtsam: herein! und wunderte sich nicht wenig, als ein kleiner übel aussehender Greis hereintrat, sie bei ihrem Namen nannte und ihr einen guten Tag wünschte; sie bot ihm einen



Stuhl, und als er sie um etwas Essen ansprach, so gab sie ihm ihr knapp zugetheiltes Frühstück, welches er mit großem Appetit verzehrte, und dann nach der Ursach ihrer rothgeweinten Augen fragte. Klara meinte, er könne ihr doch nicht helfen; warum sie ihn durch eine Erzählung ihres Leidens betrüben sollte? Aber der kleine Greis ließ sich nicht abweisen; er wußte sie so rührend zu bitten, daß sie endlich nachgab, und ihm nicht nur die Geschichte des gestrigen Abends, sondern auch ihres vorigen glücklichen Lebens erzählte. Er beklagte sie recht herzlich, und versprach ihr auch zu helfen. Zu diesem Zwecke zog er aus einem leinenen Sack, der um seine Schultern hing, eine goldne Weiffe hervor, womit er sie mit leichter Mühe umgeben lehrte, und wodurch sie in wenigen Augenblicken das verlangte Gespinnst vor sich liegen sah. Hierauf zeigte er ihr, wie man diese Weiffe auch als einen Webestuhl gebrauchen könne, und rieth ihr, Sabinens Rath zufolge, sich einen Schleier aus ihrem Haar zu weben; er werde ihr gewiß noch einmal von großem Nutzen seyn. Ehe er von der erstaunten Klara schied, unterrichtete er sie zuvor noch in der Kunst, dieß künstliche



Instrument mit einem Druck so klein zu machen, daß es aller Menschen Augen verborgen, und nur ihr sichtbar bliebe, wohin sie es auch legte. Dann dankte er ihr recht herzlich für das genossene Frühstück, bat sie noch um einen Trunk Wasser, den sie ihm auch willig holte, und entfernte sich, von Klärchens Dank und Segen begleitet, welche gleich, nachdem sie ihn aus den Augen verlohr, mit ihrer Weberei den Anfang machte, welches aber weit mühsamer war, als sie geglaubt hatte, und wo sie bis am Abend gearbeitet hatte, ohne daß man von ihrem Tagewerk viel sah. Als sie das Klopfen ihrer Mutter vernahm, vernichtete sie mit einem Druck das ganze Gewebe, öffnete ihr die Thüre und hieß sie freundlich willkommen, welches diese zu ihrer Verwunderung erwiderte, und als sie nebst Sabinen in das Zimmerchen getreten war, so gleich fragte: ob ihre Arbeit fertig sey? worauf ihr Klara das schöne Gespinnst überreichte, welches die Alte verwundernd besah, und ihr, da gar kein Fehler daran zu entdecken war, das verdiente Lob ertheilte. Deine alten langnäsigen Nonnen lassen dich grüßen! sagte Sabina spottend; sie haben geruht, mich in ihre Dienste

zu nehmen, und dich deiner Stelle zu entsetzen; aber ich muß offenherzig gestehen, wenn ich es nicht thäte, um eben so schön und geschickt zu werden, als Jungfer Klärchen, so würde ich mich schwerlich entschließen, diesen alten häßlichen Geschöpfen zu dienen. Ihre Mutter unterbrach den Strom ihrer Schmähreden mit einem Verweis, und bat sie, mit Achtung von Menschen zu reden, welche so vielen Einfluß auf ihr Glück haben könnten! Aber die übermüthige Sabine war der Mutter schon zu sehr, wie man sagt, über den Kopf gewachsen, darum fruchtete diese Rede auch wenig; und sie fuhr fort, den ganzen Abend der guten Nonnen zu Klarens Aergerniß zu spotten. Als sie am nächsten Morgen fortging, ermahnte Klara sie noch einmal, die Zellen recht schön zu säubern und zu lüften, aber ja nichts von den dort herumliegenden Sachen anzurühren. Sabine ward über diese gutgemeinte Erinnerung aufgebracht, und wollte die Rathgeberin ins Gesicht schlagen; die Mutter sprang aber eilig dazwischen, und schob Sabinen aus der Thüre. — Die Nonnen hatten sich freilich gewundert, als Klara am vorigen Tage um die bestimmte Stunde nicht gekommen war; das



Räthsel ward aber sehr schnell aufgelöst, als sie die Mutter ihres Lieblings, nebst der häßlichen Sabine erblickten und die Bitte der erstern vernahmen: dieser Tochter zu erlauben, dieselben Dienste eine Zeit lang zu versehen, indem Klara selbst den Wunsch geäußert habe, diesen Tausch mit ihrer Schwester zu treffen. So unglaublich dieß den guten Nonnen war, so gewährten sie der Mutter doch ihre Bitte, machten Sabinen mit den Arbeiten ihrer Vorgängerin bekannt, und nahmen sie förmlich zu ihrer Aufwärterin an. Mit einer Geschäftigkeit und Reinlichkeit, welche Klärchen gleichsam angeboren war, betrieb sie die kleine Wirthschaft ihrer Mutter; woran diese gar nicht dachte, das geschah; und Sachen, die Sabine nie ohne Murren und Unzufriedenheit gethan hatte, verrichtete Klara ohne Erinnerung; sie wartete und pflegte die Mutter auf das angelegentlichste, und schien des Unrechts ganz vergessen zu haben, welches sie ihr zugefügt hatte. Die kleine dunkle Wohnung bekam in kurzer Zeit eine ganz andere Gestalt: denn als der Unrath aus allen Ecken weggeschafft und die großen Spinnengewebe vertilgt waren, da ward es nach und nach helle und freund-



lich; und da Klara ihre saubern Händchen nicht schonte, so herrschte bald die klösterliche Reinlichkeit im ganzen Hause, durch welche sie wirklich die Abneigung ihrer Mutter besiegte, aber Sabinens Haß sich nur noch mehr zuzog. Schon hatte sie mehrere Freiheit von ihrer Mutter erlangt, und saß den Nachmittag Stunden lang an einem Brunnen, der im Schatten einiger großen Birnbäume, durch ein Haselgebüsch versteckt, in dem kleinen Garten ihrer Mutter sich befand, und webte an ihrem Schleier, als ein neues Ungewitter gegen sie aufstieg. Sabine verrichtete mit eben dem Widerwillen, welchen sie den ersten Abend geäußert hatte, die Arbeiten bei den Langnäsigen — denn anders wurden die guten Nonnen nicht von ihr genannt —; die Zellen wurden nicht mehr gelüftet, nur oberflächlich abgekehrt, und alle Sachen, die darauf lagen, besehen und in Unordnung gebracht. Dieß war ein zu auffallender Abstand gegen die nette, reinliche Klara, und die Nonnen erinnerten Sabinen täglich an ihre Vorgängerin, warnten sie noch immer freundlich vor einer derben Züchtigung, und zeigten ihr noch einmal, wie die Zellen gesäubert seyn mußten, um ihnen zu gefallen;



aber das verkehrte Geschöpf, anstatt sich hienach zu richten, ward durch diese Erinnerung nur noch widerspenstiger, wozu sich die Unzufriedenheit, daß sie weder Zuwachs ihrer Schönheit, noch ihrer Geschicklichkeit verspürte, gesetzte; so, daß sich Klara schon immer fürchtete, wenn der Abend anbrach, und jener Teufel zu Hause kam, welcher dann die Unschuldigen mit dem bittersten Hohn behandelte, ihrer Mutter, wenn sie ihr Frieden gebot, spottete, und die Nonnen auf das allerschändlichste beslog und beschimpfte. Vergebens warnte und bat ihre Mutter; sie ging den nächsten Morgen voll Trotz zu ihrer Arbeit, und nahm sich vor, den Nonnen einen rechten Pöffen zu spielen. Sie kehrte mit der möglichsten Schnelligkeit die Zellen ab, und pflückte dann von jedem Rosenstocke, welcher in dem Fenster einer jeden Zelle stand und die ganze Freude der alten Nonnen ausmachte, welches Sabine auch sehr wohl wußte, nicht allein die Blüthen, sondern auch alle Blätter, und streute sie in den Zellen umher. Dann stellte sie sich in den langen Gang, worin die Thüren alle aufgingen, und lachte bei dem lauten Jammern und Wehklagen der Nonnen recht inner-



innerlich. Aber die Freude über ihre Bosheit war nicht von langer Dauer; die Vorsteherin rief sie zu sich, und fragte: warum sie denn alle die schönen Rosenstöcke der Blumen und sogar der Blätter beraubt habe? worauf das trotziges Mädchen antwortete: sie habe geglaubt, durch diesen Auspuz der Zellen ihnen Allen eine recht große Freude zu machen, und dadurch den ewigen Vorwurf: daß sie es nicht gut genug mache, von sich abzulehnen. „Du Boshafte! rief die Vorsteherin zornig; kann denn keine Güte dein verkehrtes Herz bekehren, so soll es der Zwang.“ Auf ihren Befehl ward Sabine entkleidet, und, nachdem ihr der Rücken ganz wund gezeißelt war, in ein Gefängniß geworfen, wo man weder ihr Toben, noch Heulen, und zuletzt auch selbst ihr Wehklagen nicht vernahm. Als der Abend kam, und Sabine einige Zeit nach der gewöhnlichen Stunde noch nicht da war, so ward die Mutter ängstlich, und sprach mit Klaren: wo doch ihre Tochter bleiben möchte? und ob sie ihr auf dem Wege nach dem Kloster Gesellschaft leisten wolle? Sie war gleich bereitwillig, und Beide machten sich auf den Weg. Ach! mit welcher Freude näherte sich Klärchen dem ge-



liebten Kloster! aber ihre Freude sank mächtig, als ihr die Mutter gebot, am Thore zu warten, und nun allein zu den Nonnen ging; aber die innere Thüre war fest verschlossen; sie bekam weder Antwort, noch auf ihr heftiges Klopfen Einlaß, und mußte, nachdem sie sich länger denn eine Stunde dort verweilt hatte, mit Klaren, welche sie tröstete, zurückkehren. Die Nonnen hatten diesen Besuch erwartet; aber da es ihnen ernstlich um Sabinens Besserung zu thun war, sie nicht eingelassen. Die Sünderin mußte die ganze Nacht im Gefängniß bleiben, und als sie am nächsten Morgen daraus befreiet ward, so rieth ihr die Vorsteherin, zu Hause zu gehen, den Dienst im Kloster aufzugeben, und die gute Klara ihnen wieder zu senden. Sabine, froh, dem Gefängniß entronnen zu seyn, verließ schnell das ihr verhaßte Kloster, und fand am Eingange des Gehölzes ihre Mutter, welche sie schon wieder suchte, und eben im Begriff stand, abermals einen Besuch an der Thüre des Klosters zu machen. Sie sahe kaum die schon ganz verloren gegebene Tochter, als sie voll großer Freude auf sie zueilte, welche aber durch Sabinens rothgeweinte Augen, ihr blaßes klägliches Ansehen gar sehr vermindert



ward. Als Sabine der Mutter ihr Leid geklagt, und die ganze Geschichte zu ihrem Vortheil und zum Nachtheil der Nonnen geschildert hatte, so verbarg diese zwar gar den Unwillen nicht, welchen sie gegen die geistlichen Jungfrauen hatte, aber sie hielt es der Klugheit gemäß, mit Sabinen umzukehren und, der zu hoffenden Vortheile halber, durch Bitten und Angelobungen der strengsten Besserung die Bewohnerinnen des Klosters zu versöhnen. Sie hielt zu diesem Ende den raschen Schritt ihrer Tochter auf, welche der kleinen Wohnung zueilte, um an der unschuldigen Klara ihre Wuth auszulassen, zog sie neben sich in das Gras, und rieth ihr, gleich mit nach dem Kloster zurückzukehren, und durch Bitten ihr Unrecht wieder gut zu machen. Im Anfange wollte Sabine gar nichts davon hören; als aber eben jene Alte, welche den Saamen des Neides in ihre Herzen geworfen hatte, sich ihnen näherte, und zu der Mutter Bitten das Gewicht der zu erwartenden Vortheile fügte; als sie Sabinen vorstellte, wie sehr es Klaren freuen würde, sie verstossen zu sehen, da willigte die Verkehrte augenblicklich wieder ein, und um, nach ihrer Art zu denken, Klaren diesen Triumph nicht zu gönnen, so kehrte



sie gleich mit ihrer Mutter zurück, und bewog durch Bitten, Thränen und verstellte Reue, die Vorsteherin: sie wieder anzunehmen, welches diese auch wirklich in der Hoffnung, daß sie sich künftig bessern werde, that. Als sie nach Klärchen fragte, so antwortete die boshafte Sabine: diese sey im Grunde an ihrer ganzen Züchtigung und allem dem Unglück, so sie angerichtet habe, schuld, denn sie habe ihr mehreremale gesagt: um sich die Liebe der Nonnen zu erwerben, müsse sie ihnen täglich was zum Pöffen thun; und noch ehegestern Abend habe sie ihr den unglücklichen Rath mit der Entblätterung der Rosenstöcke gegeben, wovon sie nun nicht anders glauben könne, als daß sie es gethan habe, um sie aus dem Kloster zu verdrängen und ihre alte Stelle wieder einzunehmen. Die Nonnen sahen mißbilligend die Verläumderin, und dann die Vorsteherin ihres Ordens, an, und Sabinens Mutter entgieng es nicht, daß nur ein Wink von dieser, den Ausbruch des Zorns der übrigen zurückhielt. Sie war selbst über diese Lügen voll Verwunderung, und ließ nicht ohne eine geheime Angst Sabinen im Kloster zurück. Diese folgte ihr aber bald, weil sie die Erlaubniß erhalten, diesen Tag zu

Hause zuzubringen, und sich von der gestrigen
 Züchtigung zu erholen. Klara sahe sie schon von
 ferne kommen, und wenn sie auch die Schwester
 nicht liebte, und sich gewiß über ihr Wegbleiben
 bald beruhigt hätte, so freute es sie doch der
 Mutter wegen, daß sie wieder da war, und sie
 eilte ihnen theilnehmend entgegen; aber ehe sie
 die Kommenden noch ganz erreicht hatte, rief ihr
 Sabine schon entgegen: „Geh, du Falsche! wäre
 ich dir nicht gefolgt, so wäre ich nicht in solches
 Leiden gekommen!“ Vergebens erinnerte sie die
 Mutter, daß dies Unwahrheiten wären; Sabine
 befahl ihr hochfahrend still zu schweigen, rannte
 auf Klaren, welche, gleich Lots Frau, über diese
 Beschuldigung fast zur Salzsäule geworden war,
 los, und fing an, sie auf das unbarmherzigste mit
 geballter Faust auf die Brust und ins Gesicht zu
 schlagen. Dies erweckte Klaren aus ihrem Stau-
 nen; sie wehrte sich ihrer Haut, und da sie viel
 stärker und gewandter als Sabine war, so warf
 sie diese im Augenblick zu Boden, und begnügte
 sich, ohne ihr einen Schlag gegeben zu haben, ih-
 rer auf eine so gute Manier los zu seyn. Sabine,
 ihre Schwäche fühlend, stand brummend auf,
 und gieng zu ihrer Mutter, welche, unwillig über

ihr Betragen, Klaren gefolgt war, die sich in das fernste Winkelschen des kleinen Gartens geflüchtet hatte, um nur Sabinens Anblick und ihren Mißhandlungen zu entgehen. Als diese den Gegenstand ihres Neides und Hasses nicht im Zimmer fand, so wollte sie ihre Wuth an den von Klaren gereinigten Sachen ausüben; aber die Alte trat mit ihrer Mutter herein, und verwies ihr die Lügen gegen Klaren, überhaupt ihre ganze Art zu handeln, recht sehr: „du wirst weder schön noch geschickt, also auch sicherlich nicht glücklich werden, und wenn Klaren das schönste Glück zu Theil geworden ist, so wirst du deine Verkehrt-heit, aber leider nur zu spät, bereuen!“ Diese Rede der Alten machte großen Eindruck auf Sabinens Herz; denn sie konnte sich nichts Schrecklicheres denken, als die gehasste Klare glücklich zu wissen, und sie wartete ein Paar Tage mit der größten Genauigkeit ihre Geschäfte, zum Erstaunen aller Nonnen, ab; sie rührte nichts mehr an, sie ward reinlich, und sie beschloßen, sie die letzte große Probe bestehen zu lassen. Als sie am nächsten Morgen ins Kloster kam, so führte man sie hin in den Gang, welcher der entlegenste im ganzen Kloster war, und sagte ihr, wie Klaren: „du



kehrst jeden Morgen sieben Zellen; aber hüte Dich, in die achte hineinzugehen, oder auch nur durch eine Spalte der Thüre zu sehen.“ „Ey, ich werde nicht!“ antwortete Sabine, und die Vorsteherin rieth ihr noch einmal bey dem Beggehen, sich ja recht in Acht zu nehmen, weil ihre Neugierde sonst sehr hart bestraft werden würde. Als die Glocke die Nonnen zur Messe rief, hatte Sabine nur noch eine Zelle zu kehren; sie wußte sich nun sicher vor der Achtsamkeit der Nonnen, warf den Besen hin, und folgte ganz ihrer Neugierde. Sie blickte durch eine Spalte in der Thüre, und konnte sich nicht satt an dem Schimmer sehen, welcher in dem ganzen Zimmer zu schweben schien. Ihre Neugierde nahm mit jedem Augenblick zu; sie faßte an den Drücker der Thüre, und fand den Schlüssel nicht nur darin, sondern bey ihrer leisen Berührung sprang die Thüre auf, und ein scheuslich aussehender Drache, welcher Feuerfunken um sich spie, blökte ihr entgegen. Bey diesem Anblick sank Sabine todt zur Erde, wo sie auch die Nonnen fanden, sie aufhoben, und vor das Kloster trugen. Durch die Bewegung und freie Luft kam Sabine wieder zu sich, und fragte: wohin man mit ihr wollte? worauf ihr die Nonnen sagten: daß



sie von nun an aus dem Kloster verwiesen sey, und bey der härtesten Züchtigung nicht wieder kommen dürfe. Hierauf verschloß sich die Pforte, und Sabinen blieb nichts übrig, als zu Hause zu gehen, wohin sie auch sogleich ihren Weg antrat. Was sie aber sehr wunderte, war das Erstaunen und Gelächter, womit ein jeder sie ansah, der ihr begegnete, und sich dann schnell von ihr entfernte. Sie verdoppelte ihre Schritte; aber als sie in das Zimmer trat, so bedeckte sich ihre Mutter mit einem lauten Schrey das Gesicht, und Klara betrachtete sie voll Erstaunen. Sabine lief hurtig vor den Spiegel; aber man denke sich ihren Schrecken, als sie sich mit einem buntgefleckten Rahengesicht, und einer langen, langen Nase erblickte! Statt zu weinen, oder durch Klagen ihr Schicksal zu betrauern, brach sie in einen Strom von Verwünschungen und Flüchen aus, daß Klärchen schauernd zu der weinenden Mutter trat, und diese bat: doch ihre Ueberredung zu Sabinens Beruhigung anzuwenden; aber wie übel lief dieser Versuch ab! Sabine ward nur wüthender, und streckte schon ihre Hände aus, um der Mutter und Klara nachdrücklich zu antworten, als die Alte hereintrat, und sie davon



zurückhielt; sobald sie dieser gewahr ward, brach ihr ganzer Zorn auf die Stifterin ihres Unglücks los, welche sie aber bald besänftigte; sie berührte mit einem schwarzen Stabe ihr Gesicht, worauf die bunten Kazenflecke verschwanden; aber die fatale lange Nase blieb, und die Alte tröstete sie nur mit der Versicherung, daß dies Uebel sich nach und nach verlieren werde, wenn sie ihr getreu in allen Stücken folgen würde. Die unglückliche Mutter fand sich zwar durch dies Versprechen einigermaassen beruhigt; aber als sie Sabinen mit der alten Zaubererin fortgehen sahe, so beengte eine traurige Ahnung ihr Herz, und sie bat Klaren, sich doch vor jedem Streit mit Sabinen zu hüten: eine Bitte, in welche das friedliche Herz dieses guten Mädchens nur zu gern willigte. Um Sabinens Schmähungen zu entgehen, flüchtete sich Klärchen auf ihr kleines Dachkammerchen, wo ihr ärmliches Bettchen stand, und sie manche Nacht, wenn der Mondschein ihr günstig gewesen war, an ihrem Schleier gewebt hatte, der nun, bis auf eine Kleinigkeit nach, fertig war. Sie zog ihre Arbeit hervor, und indem sie ängstlich daran arbeitete, öffnete jemand leise ihre Thüre, und indeß sie durch den gewöhnlichen Druck ihre Arbeit verrichtete, stand der kleine

Greis, von dem sie dies Geschenk erhalten hatte, vor ihr. „Ach, bist du es?“ sagte sie freundlich, machte ihre Arbeit auf, und zeigte ihm den schönen Schleier, welcher so fein, so zart war, als sey er die Arbeit der Elfen, und für die Schönste von ihnen gewebt. Der Greis sagte ihr dies, worauf sie ihm entgegnete: daß er wenigstens die Aehnlichkeit mit einem Elfenschleier dadurch habe, daß er größtentheils im Mondenschein, um die Geisterstunde, gewebt sey. Der Greis sahe sie mit froher Rührung, nahm die Webe aus ihrer Hand, und vollendete in ein paar Augenblicken die ganze Arbeit, faltete das feine Gewebe aus einander, und hüllte die holde, ihn ernsthaft betrachtende Klara hinein. „Deine Stunde, dies Haus zu verlassen, ist gekommen,“ sagte er zu Klärchen; „die größte Gefahr harret dein, wenn du noch eine Nacht hier verweilst; folge meinem Rath! Gehe zu deiner Stiefmutter; bitte sie um ihren Segen, und um etwas Essen auf deine Reise; dann gehe in den Wald, und laß dein Kloster linker Hand liegen. Raht sich dir eine Gefahr, so schlage deinen Schleier um dich her, und du bist alsdann nicht nur jedem menschlichen Auge unsichtbar, sondern auch vor der Macht je-



des bösen Geistes sicher; nur trenne dich unter keinem Vorwand von deinem Schleier, weder aus Mitleid noch aus Furcht! Hörst du? unter keinerley Vorwand!“ Er war fort, ehe ihm Klärchen noch danken konnte, und sie gieng, ängstlich, was die Mutter zu diesem sonderbaren Vorhaben doch sagen würde? zu ihr hinein, und fand sie zu ihrer Freude allein. Da sie merkte, daß ihr Schleier sie unsichtbar mache, so schlug sie ihn zurück, näherte sich der in Gedanken sitzenden Mutter, und bat sie mit zitternder Stimme um ihren Segen und die letzte Mahlzeit Brot, weil sie sich nun doch nicht länger mit Sabinen vertragen werde, und die Stieftochter immer der rechten Tochter weichen müsse. „Du hast Recht,“ antwortete ihre Mutter, „ich dachte selbst schon daran: ich will und mag dich nicht halten. Gott segne dich, mein liebes Kind! Du hast mir Böses mit Gutem vergolten. Wenn es dir wohl geht, so denke mein! Klärchen weinte, während sie ihr in einen kleinen Beutel etwas Brot und Käse und einige reife Birnen steckte; denn sie hatte nicht das Herz, ihr von dem Braten, welcher da stand, aus Furcht vor Sabinen, zu geben. Die genügsame Klara war sehr gern damit zufrieden; sie dankte ihrer



Mutter tausendmal, und entfernte sich, der Beschreibung des Greises gemäß, in das Holz. Sie mochte ungefähr zwey Stunden gegangen seyn, so fing sie an zu hungern; sie setzte sich in den Schatten einer alten Eiche, band ihr Beutelschen auf, und fing an ihre armselige Mahlzeit zu halten; als sie so essend da saß, näherte sich ihr furchtsam ein kleiner fast verhungertes Hahn mit einem Hühnchen, welche sie baten, ihnen doch auch etwas zu fressen zu geben. Klara war sogleich bereitwillig dazu; sie fütterte die kleinen Thierchen recht satt, und freute sich; als sie gesättigt ins Gebüsch zurückliefen. Sie band dann auch ihr Beutelschen zusammen, und wanderte schnellen Schrittes vorwärts; denn die anbrechende Abenddämmerung zwang sie, rascher zu gehen, um einen Zufluchtsort, wo sie übernachten könne, zu entdecken. Aber schon wurden die Schatten länger; ihre Füße, des starken, anhaltenden Gehens ungewohnt, fingen an zu schmerzen, und noch sahe sie nichts vor und um sich, als dunkles Gebüsch, worin sich bey jedem Schritt vorwärts ihr Weg mehr zu verschlingen schien. Unschlüssig, ob sie weiter gehen, oder in diesem ihr ganz unbekanntem Holze übernachten sollte? lehnte

sie sich an einen Baum, und dachte ihrem Schick-
 sal nach, als der Greis neben ihr stand, und
 ihr rieth, immer vorwärts zu gehen, bis sie ein
 Schloß erblicken würde, wohinein sie ganz ruhig
 gehen und da übernachten könnte. Sobald sie Hoff-
 nung hatte, durch ihr schnelleres Fortschreiten zum
 Ziele zu gelangen, so strengte sie ihre letzten Kräfte
 noch einmal recht an, und schritt so schnell, als
 es bey der zunehmenden Dunkelheit möglich war,
 vorwärts, bis ein lautes Gewinsel sie in ihrem
 Wege aufhielt und erschreckte; sie gieng nach dem
 Orte zu, woher das Geschrey kam, und erblickte
 bey den Strahlen des eben aufgehenden Mondes
 eine nackte Frau, mit vielen Wunden bedeckt, und
 neben ihr ein ganz junges Kind, welches ebenfalls
 unbekleidet war und vor Kälte zitterte und bebte.
 Klarens Herz schauderte über diesen schrecklichen
 Anblick; die schönern Gefühle des Mitleids wur-
 den in ihrer Seele wach; sie zog ihr Oberkleid
 aus und bedeckte die Unglückliche damit; als sie
 dies gethan hatte, fiel ihr Auge auf das zitternde
 Kind, und da sie von ihren Kleidungsstücken,
 ohne selbst Noth zu leiden, nichts mehr entbehren
 konnte, so war sie schon im Begriff, ihren Schleier
 abzunehmen, als ihr die Worte des Greises ein-

fielen: „trenne dich nie von deinem Schleier!“ Sie zog schnell die Hand zurück, welche schon darnach gefaßt hatte, und als sie bey diesem Schrecken die besinnungslose Frau ansah, so hatte sich diese zu ihrem Erstaunen aufgerichtet, und betrachtete sie mit funkelnden Augen. Sie flohe gleich einige Schritte zurück, hüllte sich in ihren Schleyer, und stand unsichtbar vor der vermeintlichen Kranken, welche in die abscheulichsten Verwünschungen ausbrach, sobald sie glaubte, Klara habe sich entfernt; sie nahm auch bald ihre natürliche Gestalt an, und sie erkannte in ihr die Alte, welche Sabinens Gesicht von den Katzenflecken gereinigt hatte, und welche den fürchterlichsten Schwur that, daß Klara, trotz eines höhern Beistandes, ihren Fallstricken doch nicht entgehen sollte. Diese Drohung erfüllte das Herz der armen Klara mit Angst; sie dankte dem guten Greis für seinen Rath recht herzlich in ihren Gedanken, und sank, ermüdet von Furcht und Angst, unter einem Baum nieder, wo sie bis zum Morgen sehr ruhig schlief. Als sie erwachte und ihren Schleyer zurückschlug, strahlte ihr der helle Tag entgegen; sie zog ihren Beutel hervor, und fing an, die letzten Ueberreste der mitgebrachten Speise zu verzehren, in



ihrem Herzen bekümmert: woher sie doch mehr nehmen sollte, wenn sie nicht bald aus diesem Holze befreit würde. Da hüpfen das Hähnchen und Hühnchen aus dem Gebüsch hervor, und bat sie eben so beweglich als gestern um Futter, welches ihnen auch Klara, so wenig sie selbst noch hatte, gab. Die Mitleidige theilte ihre letzten Brosamen mit den zahmen Thierchen, schüttelte dann ihr Beutelschen um, und setzte ihren Weg fort. Zu ihrer Freude ward der Wald bald lichter, und indem sie auf einem angenehmen grünen Fußsteige unter dem lieblichen Gesange der Vögel fortwanderte, ward sie heiteren Geistes; die Hoffnung bemächtigte sich von neuem ihres Herzens, und sie stimmte fröhlich in den Gesang der Waldbewohner, als auf einmal ein großer scheusslicher Riese vor ihr stand, dessen Haar aus Schlangen, die Füße aus zischenden Ottern bestanden. Er fragte sie trotzig: wohin sie wolle? und ob sie nicht wisse, daß jeder, der durch die Fluren des Riesen Kifri gienge, sein Unterthan würde? Klara entschuldigte sich mit ihrer Unwissenheit; als aber der Riese mit seinen Tigerklauen nach ihr faßte, so hüllte sie sich in ihren Schleier, und flohe, ohne von ihm gesehen zu



werden, davon. Nachdem sie noch eine ganze Zeit lang mit der größten Schnelligkeit fortgewandelt war, kam sie in lauter regelmäßige Gänge, welche mit wohlriechenden Kräutern, Bäumen voll schöner Früchte und lieblichen Blumen geziert waren. Diese Gänge führten sie zu einem zierlichen Schlosse, dessen Vorderseite auf einen großen See sah. Sie fand einen breiten Rasenweg, der zu dem Schlosse führte, und wo sie zwischen den lieblichsten Blumenbeeten zu dem Eingang des Pallastes gelangte. Nicht ohne Furcht trat sie in die breiten Säulengänge, welche mit allen Zierrathen der Kunst und Bildhauerarbeit verschwenderisch in der feinsten Symmetrie versehen waren. Aber ihre Furcht verschwand, als sie die Todtenstille bemerkte, welche um sie her herrschte, und sie öffnete ganz dreist eine Thüre, die von Ebenholz, mit einem Schloß von gediegenem Golde, war, und trat in einen Saal, der mit den lebhaftesten Gruppen von feinen Bildsäulen, in allen Handlungen und Stellungen, verziert war. Klarens keusches Auge, an solche Darstellungen der Wollust nicht gewöhnt, glitt schnell über diese Gegenstände hinweg; sie gieng durch den Saal, und kam in ein anderes Gemach, wel-



welches mit den schwellendsten Sopha's aufgeputzt war, und dessen Wände nur aus einem einzigen Spiegel bestanden. Klara erblickte sich hier zum ersten Male in Lebensgröße, in voller Schönheit, und konnte nicht aufhören, sich zu betrachten; schon war sie im Begriff, den wohlthätigen Schleyer abzunehmen, um das Herunterwallen ihrer langen seidnen Haare zu sehen, aber ein Paar Satyr-Augen, welche sie frech und begehrend anlachten, benahmen ihr den Muth dazu, sie wickelte sich schnell in ihren Schleyer, und flohe durch die Menge prächtiger Zimmer, bis sie an eine Treppe gelangte, die sie in die Gärten des Palastes führte. Da die Sonne drückend und ihr Durst unaussprechlich groß war, so flohe sie in eine Laube von Orangen und Myrrhen, labte sich aus einer Quelle, welche daneben aus dem Rachen eines Löwen sprudelte, und lagerte sich gedankenvoll in das schwellende Grün. Aber wie groß war ihre Freude, als die alten Bekannten des Waldes, der Hahn und sein treues Hühnchen, voll Freude auf sie zueilten, mit ihren Flügeln schlugen, und ihr liebkosend am Arm und Händen pickten. Diese Beweise der Liebe von Thieren, da die Menschen sie gewissermaassen ausgestoßen hatten, rührten

Klarena zartes Herz sehr, sie streichelte die gefelligen Thierchen, und beklagte nur, daß sie nichts mehr habe, um ihnen zu fressen zu geben. Das bedarfst du auch nicht, sagte das Hühnchen, sey du nun unser Gast, und wenn dich hungert, so folge uns. Sie hüpfen voran, und die hungerrige Klara folgte ihnen eine Terrasse herauf, wo sie durch eine Thüre in eine Rotunde gelangten, wo auf einer kleinen Tafel die gewürzesten Speisen ihr entgegen dufeten, wo sie sich denn auch nicht lange nöthigen ließ, sondern mit dem größten Appetit davon aß. Nach dem Essen legte sie sich auf einem mit Rosen und Veilchen bestreuten Lager schlafen, und erwachte nicht eher, als bis das Picken des Hühnchens sie zur Stunde der Dämmerung munter machte. Sie richtete sich schnell auf, und indem sie noch sich besinnend da saß, so vernahm sie ein leises Klopfen an der Thüre, und eine sanfte männliche Stimme sagte bittend: Holde Jungfrau! öffne dem Spanne langen Männchen, mit seinem Ellen langen grauen Barte die Thüre! Klara erschraf bey diesem Antrage, und rief ängstlich: ach mein Hühnchen, mein Hühnchen! was soll ich doch anfangen? Thue es immer, thue es! antworteten die Thiere; und Klara

chen öffnete mit pochendem Herzen die Thüre, wo ein grauer langer Bart mit einem kaum sichtbaren kleinen Männchen hereinschleppte, und seinen Platz nicht fern von der schönen Zitternden nahm, welche ihn mit Ekel und Abscheu betrachtete. Nicht lange hatte er gefessen, so fing er von neuem eben so sanft und bittend als zuvor an: holde Jungfrau! koche dem Spanne langen Männchen, mit seinem Ellen langen grauen Barte, ein wenig Suppe! Klara sahe die auf ihrem Schoß sitzenden Thierchen an, und wiederholte ängstlich die vorige Frage; worauf sie ihr dieselbe Antwort gaben, und sie in ein Zimmer führten, wo sie neben einem Kamin, worin ein helles Feuer loderte, auf einem Tische alle möglichen Ingredienzien zur Bereitung einer Suppe fand. Sie koche ein kleines Töpfchen Suppe, trug sie dem kleinen häßlichen Wesen hin, und glaubte seine Forderungen nun zur Genüge befriedigt zu haben; aber kaum hatte er die Suppe genossen, so hub er seinen alten Spruch wieder an: holde Jungfrau! bereite dem kleinen Spanne langen Männchen, mit seinem Ellen langen grauen Barte, ein Bettchen. Leise fragte sie die Thierchen um Rath, und als diese ihre Zustimmung gaben, so bereitete sie



dem kleinen Ungeheuer ein weiches Bette, und setzte sich, ängstlich, was das Ende dieser Komödie doch seyn möchte, zu den Thierchen. Langsam schlich das kleine Wesen zu dem Bette, und erkamm es nicht ohne große Anstrengung. Nun gottlob! dachte Klara; aber ehe sie noch ganz mit diesem Gedanken zu Ende war, so rief die schwache Stimme abermals: holde Jungfrau! erfülle meine Bitte, und lege dich zu dem kleinen Spannelangen Männchen, mit seinem Ellenlangen Barte, ins Bette. Ach, mein Hühnchen! ach, mein Hühnchen! rief das erschrockene Mädchen, was soll ich doch nun anfangen? thue es immer, thue es! antworteten sie; und Klara wickelte sich in ihren Schleier, und legte sich mit Widerwillen zu ihrem scheußlichen Bettgenossen. Die Begebenheiten der vorigen Tage tanzten gleich einen Traum vor ihrer Seele vorüber, und sie schlief, geängstigt von der Erwartung des nächsten Tages, ein. Aber wie groß war bey dem Erwachen ihre Freude und ihr Erstaunen; sie lag in einem köstlichen Bette, vor dem ein schöner junger Mann, und ein ehrwürdiges Paar Menschen saß, welche sie alle drey mit hohem Vergnügen in ihren Blicken betrachteten, und ihre Verwunderung auf folgende Art



endeten. Die alte ehrwürdig aussehende Matrone erzählte Klara, daß sie durch ihre Freigebigkeit und nachgebendes Betragen den Zauber gelöst habe, der seit mehr denn hundert Jahren auf ihnen und ihrem Sohne geruht hätte. Schon im Kloster sey der Anfang zu ihrer Erlösung gemacht, wo Klara durch ein untadelhaftes Betragen sich die Liebe ihrer Vorgesetzten so sehr erworben, und durch Ueberwindung ihrer Keugierde einen großen Beweis ihrer Selbstverläugnung gegeben habe. Jetzt waren alle Forderungen einer höhern Macht erfüllt, und sie solle nun an der Hand ihres Sohnes das schönste Glück des Lebens genießen. Es sey ein alter Greis, der sie gelehrt den künstlichen Schleier zu weben, und der sie beständig unsichtbar begleitet, und vor allen Gefahren beschützt habe. Hold erröthend reichte ihm Klara ihre Hand, und noch an demselben Tage feierten die Liebenden ihr Vermählungsfest, und Klara ward Königin eines großen weitläufigen Reiches, und die Gemahlin eines so schönen lebenswürdigen Mannes, wie es in unsern Zeiten gar nicht mehr giebt. Als die Neuvermählten an Tafel saßen, und überaus glücklich waren, so trat die Alte, welche Sabinen schon so mancher-

sey Leiden verursacht hatte, abermals zu ihr hin,
 und fragte: ob sie gar nichts von Klaren wisse?
 Als nun Mutter und Tochter es verneinten; so
 zog sie einen Spiegel hervor, und ließ Sabinen
 und ihre Mutter herein sehen, wo sie das ganze
 hochzeitliche Mahl, und Klaren noch tausendmal
 schöner als zuvor, in einem weißen Kleide, wel-
 ches mit Myrthenzweigen, Silber, Gold und
 Perlen reich gestickt war, erblickten. Das ist
 zu toll, rief Sabine erhitzt, und dies sollte
 ich gelassen mit ansehen? Du vermagst es nun
 nicht mehr zu ändern, entgegnete die Alte, aber
 eben so schön, und noch vornehmer als sie, kannst
 du werden, wenn du dich gleich auf den Weg zu
 dem Schlosse des Riesen Rifri machst, und durch
 dein Betragen die Bezauberung aufhebst, welche
 immer einen halben Monat lang auf ihm ruht.
 Aber wie muß ich mich betragen? fragte Sabine.
 Ganz deinem jezigen Benehmen entgegen; du
 mußt wohlthätig, menschenfreundlich und gut
 seyn, sonst wird es dir unmöglich seyn, die Be-
 zauberung zu heben, und dann werden Schande,
 Schmach, und vielleicht gar der Tod, deiner har-
 ren! Vergebens suchte die Mutter Sabinen von
 diesem Beginnen zurückzuhalten, alles war um-



sonst. Der Hochmuthsteufel, der Neid, der Vorsatz, noch schöner und angesehenener als ihre Schwester zu werden, vernichtete den Eindruck jeder vernünftigen Vorstellung, machten sie taub gegen die Bitten ihrer alten Mutter, und voll Begierde, zu ihrem Zweck zu gelangen, befahl sie ihr härter denn jemals, ihr ein delikates Reisebündel bereit zu halten. Die weinende Mutter gehorchte ihr sogleich, und packte ihr weiße Semmel, schöne Butter und recht guten Braten, auch ein Gläschen mit Wein zur Stärkung, in ein zierliches Körbchen ein, setzte dies ins Zimmer, und gieng, um ihre Thränen zu trocknen, in den Garten. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie nach einiger Zeit zurückkehrte, das Körbchen nicht mehr fand, sondern sehen mußte, daß die gottlose Sabine ohne Segen und Abschied fortgegangen war. Diese wanderte fröhlich in dem Holze fort; sie war aber noch nicht weit gegangen, als ihr hungerte, sie setzte sich in den Schatten einer Eiche, zog ihr leckeres Mahl hervor und fing an zu speisen. Dies sahen ein Paar magere Katzen, welche nicht fern von ihr unter einem Strauch lagen; sogleich sprangen sie auf, näherten sich ihr demüthig, und baten sie um etwas zu



fressen. Diese Forderung beantwortete Sabine mit Lachen, und da sie ihr näher kamen, so vertrieb sie die hungrigen Geschöpfe durch einen Hagel von kleinen Steinen, worauf sie gurrend davon eilten. Als sie ihren Hunger zur Genüge gestillt hatte, packte sie das Uebrige wieder ein, und verfolgte mit einer unglaublichen Begierde ihren Weg. Aber der Abend brach an, und da sie noch kein Schloß sah, so schimpfte sie in ihrem Herzen auf die Alte, lagerte sich ins Gras, und hielt noch eine Mahlzeit, wozu sich abermals die beiden Ragen einfanden, und alle Liebkosungen und Bitten aufboten, um die Hartherzige zu einer geringen Mittheilung zu bewegen; aber völlig umsonst! sie neckte mit einer häßlichen Schadenfreude die armen Thiere, und da sie des Spiels überdrüssig war, so entfernte sie sie wie auf die vorige Art von sich, und gieng dann, der Dunkelheit nicht achtend, weiter. Als der Mond in die Höhe stieg, befand sie sich zwischen hohen schroffen Felsen, und auf dem höchsten von allen sah sie ein Schloß liegen, welches aber mehr einen Aufenthalt der Furien und Drachen, als den Palast eines mächtigen Riesen ähnlich sah. Sie erklamm mit großer Anstrengung den steilen Felsen, nä-



herte sich freudig dem eisernen Thore, und fand mit glühenden Buchstaben darein geschrieben: Wohnung des berühmten Riesen Kifri. Sie klopfte mit einem Stein an die eiserne Thüre, worauf sich ein kleines Pfortchen öffnete, und ein Zwerg ihr einzutreten winkte. Sie kam in einen geräumigen Hof, dessen Eingang vier große feuer-speiende Drachen bewachten, und der rund um voll Menschenbeine lag, welche von der Sonne schon ganz gebleicht worden waren. In der Mitte dieses Hofes, der ein Viereck bildete, war eine tiefe und finstere Grube, woraus ein riesenmäßiger Mohr, mit einer ehernen Keule, herauf kam und sich Sabinen näherte. Diese, welche über den Anblick der Drachen schon erschrocken war, ward durch diese Erscheinung so sehr in Furcht gesetzt, daß sie schnell in eine offene Thüre des Schlosses rannte, und diese voll Angst hinter sich zuschlug. Als sie sich umsah, befand sie sich in einem kleinen gewölbten Zimmer von schwarzem Marmor, welches durch den matten Schein einer Lampe, die mitten an der Decke hing, erhellt ward. Die beiden Katzen, wogegen sie im Walde so grausam gewesen war, lagen friedlich auf einer kostbaren Decke in dem kleinen Zimmer, und betrachteten

mit laurenden Augen das zitternde Mädchen. Auf einmal donnerte der Mohr heftig an die Thüre, und rief mit fürchterlich klingender Stimme: „Hier kommt der Riese Kifri! Mädchen, öffne ihm die Thür, ehe er zerschmettert die Hirnschale dir.“ „Ach was soll ich thun?“ fragte Sabine voll Herzensangst. Die Kafen antworteten aber zähneblökend: „Hast du gegessen allein dein Brot, so trage nun auch allein die Noth!“ Sabine öffnete voll Angst die Thüre, der Riese trat ein, und gebot ihr, ihm zu folgen, welches sie auch zitternd that; worauf er sie auf einen hohen Felsen brachte, und indem er sich zu ihr wandte, folgendermaassen sprach: „Du elendes Geschöpf! du armer Erdenvurm bist gekommen, um eine Verbindung mit Kifri, dem Mächtigen, einzugehen? o du abscheuliche Häßlichkeit! deren Gesicht eben so verunstaltet ist, als ihre Seele von allen möglichen Lastern befleckt; so lohnt Kifri deinen Uebermuth!“ Bey diesen Worten glühten seine breiten Augäpfel wie zwey feurige Sterne, und aus seinen Nasenlöchern sprühten bläuliche Flammen; er ergriff die vor Furcht behende Sabine, hob sie hoch in die Luft, und warf den Leib der Elenden gegen einen rauhen Felsen, ihr Blut

floß von dem Gebirge herab, und ihre zerstückten und zerquetschten Glieder hiengen noch zitternd an dem spitzigen Felsen. Indesß Sabine dies elende Ende nahm, gedachte Klärchen der Bitte ihrer Mutter, und sie bewegte ihren Gemahl sehr leicht, diese kleine Reise mit ihr zu machen. Die hocherfreute Mutter nahm sie mit wirklich gerührtem Herzen, für ihr Andenken, auf, war auch gleich erbötig, mit zu reisen. Als aber Klara nach der Schwester fragte, so unmvölkte sich ihre Stirn, und sie erzählte ganz offenherzig, daß jene Alte sie verführt habe, von ihr zu gehen, und sie nun gar nicht wisse, wie es ihr ergangen sey. Klara und ihr Gemahl seufzten; sie nahmen die Mutter mit in den Wagen und fuhren vor die Pforte des Klosters, wo Klara mit einer Liebe und Freude aufgenommen ward, welche sie zu Thränen rührte. Sie theilte der Vorsteherin Sabinens Schicksal mit, worauf ihr diese in einem Spiegel das traurige Ende, welches sie genommen hatte, zeigte. Der Tod machte erst Klarens Glück ein Ende; sie war zur Belohnung ihrer Tugenden bis in ihr hohes Alter, in einer ununterbrochenen Gleichheit, glücklich.

Der Riesenwald.

Schon seit zehn Jahren hatte der König Johannes auf einen Sohn gehofft, der den Glanz seines Thrones erhalten und noch mehr befestigen möchte; aber alle seine Wünsche, seine Hoffnungen waren umsonst, die sonst so schöne, kluge und tugendhafte Mathilde, seine geliebte Gemahlin, blieb unfruchtbar. Jeder Tag machte das königliche Ehepaar unglücklicher; jeder Abend fand die holde Frau in Thränen, und um ihre Leiden zu vermehren, erhielt der König die Nachricht, daß die Gemahlin seines Bruders von einem Prinzen entbunden sey. Seit dieser Stun-



de entfloß aller Friede aus der königlichen Burg, hart behandelte er die Liebenswürdige ihres Geschlechts; seine Vorwürfe zerrissen täglich ihr Herz mehr, und sie entschloß sich endlich, eine Wallfahrt nach Palästina zu thun, und durch prächtige Opfer und demüthige Gebete das Herz der heiligen Jungfrau zu erweichen. Sie eröffnete dieß kaum ihrem Gemahl, als er auch voller Freuden seine Einwilligung dazu gab, und ihr alles zu ihrem Bedarf aufs prächtvollste einrichten ließ. Sie bekam ein großes glänzendes Gefolge und königliche Geschenke, und so reiste sie, mit den besten Segnungen ihres alten Gemahls reichlich versehen, schon nach einigen Wochen ab. Glücklich und ohne alle Fährlichkeiten langten sie nach einer langen Reise zu Ende des Jahres in Loretto an. Ihre Schönheit und Demuth gewann ihr gleich in den ersten Tagen ihres Aufenthalts aller Herzen, und die schlauen Priester merkten nicht sobald die kostbaren Geschenke, als man sie auch schon von dem großen Haufen der versammelten Pilger und Pilgerinnen unterschied, und ihre frommen Gebete nach allen Kräften unterstützte. Gewöhnlich brachte sie die erste Morgenstunde, ehe noch ein



anderer Pilger erwachte, vor dem Bilde der hochgelobten Jungfrau zu. Hier ergoß sie ihr Herz in Seufzen und Thränen, und hier war es, wo ihr die heilige Jungfrau mit sanfter Stimme Erhörung ihrer Bitte versprach. Sie brachte seit dieser Erscheinung auch täglich Abends eine Stunde in der einsamen Kapelle zu, und schied mit vielem Kummer von einem jungen Geistlichen, der ihr Begleiter bei den Morgen- und Abend-Andachten gewesen war. Mit voller Gewisheit, daß ihr Gebet erhört sey, trat Mathilde ihre Rückreise an. Schon unterwegs empfand sie die Wahrheit der Gewährung; sie reiste daher mit verdoppelter Eile, sandte ihrem Gemahl diese ihm so hochbeglückende Botschaft zum voraus, und gebahr ein paar Tage nach ihrer Rückkehr in seinen Armen eine Tochter, schön wie der junge Tag, und lieblich wie die Morgenröthe. Dieser neue Donnerschlag würde ohnstreitig beide Eltern auf das tiefste gebeugt haben, wenn sie nicht sogleich sich durch die Hoffnung erheitert hätten, ihre Tochter mit dem Sohne ihres Bruders, des Königs Philipp, zu verbinden, und so beide Reiche mit einander zu vereinigen. Sobald sie hierüber ganz einverstanden waren, wurde





eine Gesandtschaft an König Philipp gesandt, welche ihm die Entbindung seiner Schwägerin bekannt machte, und zugleich den Antrag that, diese beiden jungen Kinder mit einander zu verloben. Der König nahm die Gesandten sehr gnädig auf, er beschenkte sie sehr reichlich, und gab ihnen ein versiegeltes Schreiben mit, worin er förmlich für seinen Sohn Friedrich um die kleine Aurora warb. Sobald die gegenseitigen Eltern alles hierzu Erforderliche unter sich abgemacht hatten, herrschte die größte Ruhe in der königlichen Burg, die zärtlichste Liebe und Erzigkeit unter dem erhabnen Ehepaare, und die kleine Aurora wuchs ein ganzes Jahr zur größten Zufriedenheit unter den Augen ihrer Eltern auf. Ach, ein neuer Unfall zerrüttete diese Glückseligkeit auf lange Zeiten! Ohnfern dem Schlosse des Königs Johannes floss ein großer Strom in majestätischen Wellen dahin, seine diesseitigen Ufer waren reizend und einladend, und eine Insel, ohnfern dem Ufer, vorzüglich grün und lachend. Angenehmer war kein Plätzchen im ganzen Königreich. Oft war der König schon mit seinem Gefolge nach diesem lieblichen Ort auf kleinen Rähnen gefahren; schöner dünkte ihm hier



der Gesang der Vögel; süßer dufteten die Blumen, und die kühlenden Lüfte' gleichen leichten Zephyretten. Das jenseitige Ufer konnte Niemand erblicken, die Entfernung war zu groß, und noch hatte es kein Sterblicher gewagt, die Wellen dieses reißenden Stroms mit einem kleinen Fahrzeuge zu durchschneiden; so blieb es unentdeckt, und da die Bewohner diesseits bei sehr hellem Wetter außerordentlich hohe Bäume zu sehen glaubten, so nannten sie es scherzweise den Niesenwald, und lebten unbekümmert um dessen Bewohner ruhig fort. — An einem schönen, wiewohl etwas schwülen Sommertage, veranstaltete der König abermals eine kleine Wasserfahrt; er bat die Königin, auch Theil daran zu nehmen, und fand sie um so williger dazu, da er ihr den Vorschlag that, die kleine reizende Aurora und ihre Amme mit einzuschiffen. Gegen Abend begab sich das königliche Ehepaar in ein schön verziertes Fahrzeug, dann folgte in einem zweiten die Amme mit der Kleinen, und so kam das ganze Gefolge in mehr denn zwanzig Rähnen nach. Sie landeten glücklich, und genossen mit vollen Zügen die erquickende Kühlung, die duftenden Schatten dicht verwachsener Bäume. Aber plöz-

lich

Ich mußten sie aufbrechen: der Himmel bezog sich
 mit düsteren Wolken; aus der Ferne hörte man
 das Rollen des Donners; der bläuliche Blitz
 war schon von Zeit zu Zeit sichtbar, und da die
 Schiffer, des immer stärker werdenden Windes we-
 gen, besorgt waren, so bestieg man rasch die Fahr-
 zeuge, und überließ sich etwas ängstlich dem schon
 unruhig wogenden Strom. Vergebens strengten
 die Ruderer ihre Kräfte an; vergebens bot der Kö-
 nig ansehnliche Belohnungen; noch ehe sie das
 Ufer erreichen konnten, erhob sich ein fürchterlicher
 Wirbelwind, welcher alle Rähne zerstreute, so
 daß der eine hier, der andre dorthin flog. Das
 Fahrzeug des Königs landete zuerst, und nach
 Verlauf einer Stunde waren alle beisammen;
 nur das eine, welches die Prinzessin und ihre
 Amme am Bord hatte, fehlte, und die Hofleu-
 te versicherten, daß sie das Fahrzeug hätten um-
 stürzen sehen, worauf ihnen die Wiege mit der
 kleinen Aurora im Ru aus den Augen gewesen wäre.
 Die arme Mutter war besinnungslos vor Schmerz,
 und der betrübte König wandte jedes Mittel an,
 um sein geliebtes Kind den Wellen zu entreißen.
 Ach, alles war umsonst! die tiefe Dunkelheit der
 Nacht; und der immer stärker werdende Orkan

D

machten jedes Rettungsmittel unanwendbar, und der heftige Platzregen nöthigte bald jedermann, in seine Wohnung zu flüchten. Indes die Stadt und das Schloß vom Jammergeschrey und Wehklagen erscholl, trieb der Wind die Wiege der kleinen Aurora an das jenseitige Ufer, und eine Welle warf sie sonder Schaden ans Land. Wahrscheinlich wäre das süße Kind eine Speise der wilden Thiere geworden, wenn nicht in eben dem Augenblick die Riesenkönigin Tertulla am Ufer spazieren ging. Sie eilte auf das Geschrey der Kleinen herbey, und da sie und ihr Volk zu der menschenfressenden Gattung gehörten, so schickte sie sich eben an, ihren Kindern diesen Fund hinzutragen; aber indem sie Auroren genauer betrachtete, öffnete sich ihr Herz dem Mitleid, und das liebliche Lächeln des Kindes gewann ihm vollends Tertullens Herz; sie nahm es in ihre Arme, liebte es, und suchte das furchtsame Wesen zu beruhigen, welches ängstlich umher blickte, aber weder seine liebenden Eltern, noch seine gute Amme gewahr ward. Sie trug das Kind und seine Betten in ihre Höhle; und als am andern Tage der Riesenkönig mit seinen acht Söhnen von der Jagd zurückkehrte, so bat sie



ihn und diese scheinlich um Aurorens Leben, welches man ihr um so leichter gewährte, da sie acht Söhne, aber keine Tochter, hatte, und von diesem Augenblick an pflegte sie des Kindes, als ihres eignen. Tertulla war zwar ein Riesenweib, aber ein gutes Weib, die nicht am glücklichsten mit ihrem Enacksohn lebte, und die sich in Auroren eine Stütze für ihr Alter zu erziehen glaubte. Die Kleine lohnte ihr täglich mit tausend Liebkosungen für ihre Mühe, und hing so ganz allein an Tertullen, daß diese sie nur dann und wann bereden konnte, ihren Mann und ihre Söhne freundlich zu behandeln. Sie vermochte dieß aber nur selten über sie; denn Aurora hatte einen so heftigen Abscheu gegen die Bewohner des Riesenwaldes, daß sie jede Gemeinschaft mit ihnen vermied. An dem Ufer des für sie so unglücklichen Stroms hatte sie sich unter einigen schattigen Bäumen eine Hütte gebaut, worin sie manchen Tag zubrachte. Sehnsuchtsvoll sah sie nach dem jenseitigen Ufer, ohne zu ahnen, daß ein liebender Vater, eine zärtliche Mutter, dort um sie trauerten; denn Tertulla ließ sie noch immer in dem Wahn, daß sie die Tochter einer armen Riesin sey, welche

sterbend sie ihr empfohlen habe, und wählte, sie sehr dadurch zu beglücken, daß sie ihr den jüngsten ihrer Söhne zum Manne geben wollte, welches ihr Liebling, und nach der Sitte des Landes der Kron-erbe war. So sehr Aurora ihre Pflegemutter liebte, so schauderte sie doch jedesmal bei dem Gedanken zusammen, mit Oglu durch nähere Bande vereinigt zu werden. Sie war jetzt funfzehn Jahr alt, und ihr Herz klopfte oft so unruhig; sie empfand ein ewiges Sehnen; aber noch war kein Gegenstand gefunden, der es nur verringern, geschweige stillen konnte. So ward sie jeden Tag tiefsinniger; sie floh oft Tage lang in die tiefste Einsamkeit des Waldes, erkletterte Felsen, durchkroch Höhlen und Strauchwerk, und war endlich so glücklich, eine tief im Felsen verborgne Höhle zu entdecken, wo sie, vor jedem menschlichen Auge sicher, sich ganz ihren Empfindungen überlassen und weinen konnte. Schon oft war Oglu ihr nachgeschlichen; er liebte das reizende Mädchen. Jedesmal hatte er sie entdeckt; aber hier blieb sie ungestört; in diese einsame Freistätte folgte ihr weder sein Tritt, noch sein ihr so sehr verhaßtes Auge. In Gedanken erkfor sie diesen Ort zu ihrer Woh-

nung, wenn der Tag da wäre, an dem sie Oglu's Frau werden sollte; hierher wollte sie fliehen, und sie richtete sich nach und nach völlig dort ein. So rauh und wild die Gegend um diese Höhle war, so angenehm und lachend hatte Aurora das Innere ausgeputzt; jeden Tag schmückte sie die kahlen Felsenwände mit Blumenketten, und bestreute ihr Lager mit weichem Moos; einige Thierhäute, einen Vorrath von getrockneten Wurzeln schaffte sie unbemerkt hin, und sobald sie mit diesen Zubereitungen fertig war, nahm ihre Heiterkeit wieder zu. Sie war mehr um Tertullen, weilte öfter in ihrer Hütte am Ufer des Stroms, und verzögerte mit möglichster Klugheit ihre Heirath von einem Tage zu dem andern. Tertulla schüttelte zwar den weißen Kopf; aber sie konnte ohnmöglich ihrer geliebten Tochter etwas zu Leide thun; sie bat Oglu selbst, Geduld zu haben, und besuchte Aurora häufiger in ihrer kleinen Hütte, welche sie immer mit Blumen geschmückt, und worin sie das Mädchen, gleich einer Nymphe des Waldes, auf wohlriechenden Kräutern ruhend fand. Gern verweilte sie bey ihr, und unterrichtete sie in den geheimen Künsten der Zauberey; sie lehrte



ihr, aus dem Lauf der Sterne künftige Dinge
 vorher zu sehen, und zeigte ihr den Ort, wo
 das Wunschhütchen verborgen lag, zu welchem sie
 aber nur alsdann ihre Zuflucht nehmen dürfte,
 wenn die höchste Noth es ihr geböte. Das
 Mädchen war gelehrig: sie faßte den Unter-
 richt der alten Zee recht gut und schnell, und
 setzte sie durch die Frage über ihr Schicksal in
 keine kleine Verlegenheit. Längst schon hatte
 Tertulla ihre Wissenschaft hierzu angewandt; aber
 sie sah jedesmal viele Gräber, Auroren in ei-
 nes schönen Mannes Armen, und sich selbst,
 mit fremden Gegenständen umgeben, als seg-
 nende Mutter. Sorgfältig verbarg sie dieß ih-
 rer Tochter, und versicherte ihr, daß man nie
 die Schicksale seiner nahen Lieben erfähre, und
 daß die Klugheit beföhle, nie darnach zu
 forschen; sie verbot es ihr nochmals aufs
 strengste, und legte ihr zuletzt noch die Bit-
 te ans Herz, recht bald die Gattin ihres
 Oglu zu werden. Aurora warf sich ihr mit
 Thränen um den Hals, und Tertulla schwieg,
 um sie nicht weiter zu kränken. Mehr denn je
 entzog sie sich jetzt Oglu's und seiner Brüder
 Umgang, theils aus Ekel vor ihm selbst, theils



aus Abscheu gegen ihre Lebensart. Ein sehr heftiger Sturm hatte mehrere Tage gewüthet; der Strom war so fürchterlich, als ihn Aurora noch nicht gesehen, und die hohen wogenden Wellen warfen viele Menschen ans Land, welche die Riesen unter gräßlichem Frohlocken verzehrten. Eines Tages feierten die Riesen ein solches wildes Fest. Aurora ging nachdenkend am Ufer des Stroms auf und ab; sie beweinte die Unglücklichen, welche ihren Tod in den Wellen fanden, und alsdann zu einem Mahl dieser Unmenschen dienten, als plötzlich die Wellen einen todten Körper zu ihren Füßen warfen. Sie erschrak anfangs heftig; aber als sie den Todten näher betrachtete, und an ihm einen blassen, jedoch sehr schönen Jüngling fand, so zog und trug sie ihn, so gut es gehen wollte, in ihre kleine Hütte, die zum Glück ziemlich nahe war, und empfand eine unendliche Freude, da ihm nach der heftigen Bewegung das Wasser stromweis aus dem Munde stürzte, und nach einem Weilschen ein Paar große Augen sie mit sanfter Ermattung ansahen. Sie kniete, vor Entzücken außer sich, neben ihm, drückte seine Hände an ihr Herz, und rieb Wangen und Schläfe so lange, bis

Das Blut in seinen gehörigen Umlauf kam, und ihr Feuer den blassen Jüngling ins Leben völlig zurückbrachte. Sobald er sich einigermaßen erholt hatte, stand er auf, kniete vor Aurora nieder, und bemühte sich, ihr durch Mienen seine Dankbarkeit zu bezeugen. Froh über diese Erscheinung, glücklich durch den Besitz eines schönen lieben Wesens, zu dem sich ihr Herz so sehr hingezogen fühlte, sprang Aurora mit der lauten Freude eines Kindes um ihn her; aber sobald ihr einfiel, daß auch ihn die Diefen fressen würden, so ward sie todtenblaß; ihre Freude war am Ende, und sie stand mit Thränen in den Augen, mit allem Ausdruck der Angst und des Schmerzes vor ihm. Durch Bewegungen suchte sie sich ihm verständlich zu machen; sie führte ihn vor die Hütte, und zeigte ängstlich, daß er den Weg in sein Land zurücknehmen möchte; er hingegen zeigte ihr den unruhigen Strom, die grauen hochsteigenden Wellen, und indem er schauernd zurückbebt, fuhr ein Gedanke durch Aurorens Kopf, der ihre ganze Munterkeit wieder herstellte. Sie hängt sich rasch ihren Bogen um, faßt vertraulich seine Hand, und indem sie ihn durch Gebehrden



bat, ihr zu folgen, führte sie ihn auf entfernten gefährlichen Wegen in ihre kleine verborgne Höhle. Troher kann kein Mensch der Erde seyn, als Aurora war, da sie ihren Schatz in Sicherheit wußte. Sie zog ihn auf eine Bank von weichem Moos; sie streichelte seine brennende Wange, verschwand auf einen Augenblick und brachte ihm Früchte, und in einer Muschel schönes kühles Wasser zum Trinken mit. Sobald sie den geliebten Jüngling gestärkt sah, so gab sie ihm zu verstehen, daß sie ihn auf einige Zeit verlassen mußte, aber daß er sich ja nicht aus der Höhle entfernen dürfte. Der Jüngling verstand sie, und ohnerachtet er nicht wußte, welche Gefahr seiner harrte, warum das holde Mädchen seinetwegen so sehr in Angst war, so gelobte er ihr doch zu bleiben, und drückte gerührt ihre Hände an seinen Mund. Als Aurora fort war, besah er das Innere seiner neuen Wohnung; er bewunderte den einfachen und doch so richtigen Geschmack der schönen Wilden, wofür er Auroren ansah, als er unter den verwelkten und frischen Blumengewinden, welche die Wände der Höhle zierten, ein langes, veraltetes seidenes Band hängen sah, an dessen einem



Ende noch Spuren von goldnen Buchstaben waren. Voll Begierde zog er es hervor; aber wer beschreibt sein Erstaunen, seine Freude, als er an der einen Seite, von dem Zahn der Zeit noch unversehrt, den ganzen Namen seiner sechs-
 zehn Jahr lang betrauereten Braut und Verwandtin fand; denn er selbst war Friedrich, Aurorens Verlobter: er befand sich auf einer Reise zu seinem Onkel, als ein heftiger Sturmwind das Schiff gegen die Felsen warf, die ganze übrige Mannschaft ihren Tod in den Wellen fand, und er allein an dem Gestade des Niesenwaldes so wunderbar gerettet ward. Ein hohes Entzücken bemächtigte sich seiner; er sank auf die Rasenbank zurück, und war so tief in seinen Gedanken verloren, daß er Auroren nicht eher bemerkte, bis sie lächelnd vor ihm stand, und in seiner Muttersprache ihn anredete. Sie hatte ihn nur zuvor verlassen, um sich durch den Gebrauch des Wunschhutes die Kenntniß seiner Sprache zu verschaffen. Wer war zufriedner, als Friedrich! Er betrachtete sie mit dem höchsten Ausdruck der Liebe, und indem er sie sanft in seine Arme zog, indem er den ersten Kuß auf die Lippen des hocherröthen-



den Mädchens drückte, sagte er mit bebender Stimme: Aurora, Geliebte! Du bist keine Wilde; Du bist meine nahe Verwandtin, meine schon in der Wiege mir verlobte Braut. Er drückte sie von neuem an sein Herz; seine Lippen waren stumm; aber seine Liebfosungen überzeugten Auroren, wie groß sein Entzücken sey, wie innig er sie liebe. Endlich wand sie sich aus seinen Armen; sie setzte sich neben ihn, und sagte lachend: Deine Worte habe ich gehört; aber ich weiß nicht, was Du damit meinst; ich bin die Tochter einer Riesin, welche längst todt ist; unsere Königin Tertulla hat mich aus Erbarmen erzogen; jetzt soll ich aber ihren Sohn Oglu heirathen, und da er mir gar nicht gefällt, so habe ich mir diese Höle gesucht; sie ist jedem menschlichen Auge verborgen; hieher will ich mich flüchten, wenn ich dem schrecklichen Tage, da ich Oglu's Weib werden soll, nicht mehr entfliehen kann. Friedrich übersah mit einem Blick die ganze Größe seines Unglücks; indeß, um seine frohe Geliebte nicht zu betrüben, ließ er es sie nicht merken, sondern erzählte ihr blos ihre Herkunft, das Unglück ihrer Jugend, und zugleich erklärte er ihr die Nähe seiner Verwandtschaft mit ihr, und



welche heilige Rechte er seit der Wiege und dem Wickelbande auf sie habe. Er nannte sie bei ihrem wahren Namen, Aurora, und hatte das Vergnügen, zu bemerken, daß ihr dieser Name bekannt schien, und wirklich knüpften sich bei Hö rung dieses Namens eine Menge Ideen bei ihr an, die bisher in ihrer Seele geschlummert hatten. Sie fuhr, wie aus einem Traume, auf; „ja,“ sagte sie freudig, „Du bist mein Verwandter, und ich hatte Eltern! O, leben sie noch? Ach, laß uns entfliehen; Dein theures Leben ist in Gefahr. Ich will Dir alles erzählen; aber jetzt muß ich eilen, um meiner Pflegemutter keinen Anlaß zum Verdacht zu geben.“ Sie entriß sich mit Mühe seinen Armen, und indem sie ihn bat, flehentlich bat, die Höhle nicht zu verlassen, so reichte sie ihm Früchte und Pflanzen zu seinem Abendbrodt, und floh, mit der Eile und Behendigkeit einer Gemse von Felsen zu Felsen, ihrer kleinen Hütte am Gestade zu. Schon aus der Ferne vernahm sie Tertulla's Stimme, welche sie laut bey Namen rief, welchen das Echo in den Thälern zehnfach zurück gab. Sie eilte um so schneller, und langte ganz athemlos bei Tertullen an, welche ihr

die bittersten Vorwürfe machte, daß sie sich so weit entfernt, und ihr so vielen Kummer dadurch gemacht. Leicht besänftigte das liebliche Mädchen die alte Fee, welche ihr auch alsdann erzählte, daß die Familie einstimmig beschlossen habe, bei dem nächsten Menschenopfer die Hochzeit ihres Sohnes zu feiern. Jede Einwendung wurde verworfen, alle Liebkosungen waren umsonst; zum erstenmal war Tertulla ernstlich böse, zum erstenmal unerbittlich; sie verließ Aurora in einer Lage, die entsetzlich war, mit Aeusserungen von Wuth, die sie beben machten. Tief in Kummer versunken, fand sie die Mitternacht, als plötzlich ein Stral von Hoffnung ihre Seele erquickte. Sie suchte einige gedörrte Fische aus ihrer Hütte, faßte in ein Gefäß etwas Most, und da sie die Riesin mit ihren Söhnen in tiefem Schlasfe fand, so eilte sie zu ihrem Geliebten, welcher noch wachend auf seinem Lager saß. Sie theilte ihm die Nähe und Größe ihrer beiderseitigen Gefahr mit; aber sie verbarg ihm auch nicht, wie sie sich durch Hülfe des Wunschhuts, dem sie auch die schnelle Erlernung seiner Sprache verdankte, zu retten dächte. Der Prinz fand dieses Mittel auch sehr



sicher, und nachdem sie sich noch einige Zeit lang ihrem süßen Geschwäg überlassen hatten, ging Aurore zu Tertullen zurück; zuvor aber schärfte sie ihrem Geliebten noch die größte Vorsicht ein. Ermüdet von den vielen Begebenheiten des vorigen Tages, fiel Aurore in einen tiefen Schlaf, aus dem erst gegen Mittag Dglu's Freugeschrey sie erweckte. Tertulla kniete neben ihrem Lager, als sie erwachte; in ihrem Gesicht las die Unglückliche eine Botschaft, und voll Entsetzen vernahm sie, daß heute früh tief in dem Felsen Dglu einen schafenden Weissen gefunden habe, der nun gleich heute zum Opfer dienen sollte, um ihren Hochzeittag dabei zu feiern. So tiefen Eindruck diese schreckliche Nachricht auf Auroren machte, nahm sie doch alle ihre Kräfte zusammen, und gelobte mit großer Fassung, Dglu's Weib zu werden, wenn er zu ihr käme und die Gewährung einer sehr geringen Bitte ihr nicht versagte. Tertulla eilte sogleich mit dieser frohen Nachricht zu ihrem Sohn, und dieser junge Niесе, der Auroren mit aller Leidenschaft, welcher ein rohes Herz fähig ist, liebte, begab sich unverzüglich zu ihr. Kaum sah sie ihn in ihre Hütte treten, als sie sich ihm zu Füßen warf,



und mit aller Holdseligkeit, die ihr so sehr zu Gebot stand, ihr Versprechen wiederholte, wenn nämlich Oglu ihr die einzige Bitte gewährte, und den Gefangenen und seine Verpflegung ihr bis zu seinem Tode überliesse. Oglu hob die Bittende auf, küßte ihre Stirn und gab sogleich Befehl, den Gefangnen mit Fesseln beladen in die Hütte seiner Geliebten zu führen, damit sie ihn den Tag über füttere, und morgen das erste Menschenfleisch von ihm esse. Auch das gelobte Aurora, und in wenigen Minuten war der Unglückliche in ihrer Hütte. Er hatte in der Frühe des Morgens die Höle verlassen, war neben einer Quelle eingeschlafen, und so von Oglu mittelst einer Schlinge gefangen genommen. Sobald sie ihn erblickte, sagte sie ihm einige Worte in seiner Sprache, welche ihm Verstellung anriethen; dann behandelte sie ihn wie einen Gefangnen, scherzte den ganzen Tag mit so viel Heiterkeit, daß selbst die alte schlaue Tertulla irre ward, und ihre List als Wahrheit aufnahm. Erst als der Abendstern am Himmel stand, als die Männer, berauscht vom süßen Most, auf ihrem Lager schnarchten, da verließ sie Tertullan, an deren Seite sie auf einem gemeinschaftlichen

Lager schlief, und eilte zu ihrem Geliebten, der sie voll Verzweiflung an sein Herz drückte. Aber Aurora war stark; sie theilte ihm ihre Pläne mit; sie erfüllte seine Seele mit Hoffnungen, als in dem Augenblick, da sie seine Fesseln löste, Tertulla in die Hütte trat. Erschrocken führen die Liebenden aus einander; aber die listige Alte that nicht, als bemerkte sie es; sie gebot blos Auroren, den Gefangenen mit auf das gemeinschaftliche Lager zu führen, und ihm seinen Platz neben ihren Söhnen anzuweisen. Mit zitternden Knien befolgte Aurora ihren Befehl; sie errieth in dem Augenblick die Absicht ihrer Pflegemutter, und beschloß in halber Verzweiflung, jedes Mittel anzuwenden, um ihren Liebling zu retten. Sie sprach ihm mehr Muth ein, als sie selbst hatte, und indem er sich neben den tieffschlafenden Unmenschen niederlegte, nahm sie die steinerne Krone, welche alle Söhne der Niesin Tag und Nacht trugen, von dem Kopf des ältesten Sohnes, drückte sie ihm geschwind auf, und legte sich neben die Alte, wo sie sich fest schlafend stellte. Was sie geahnet hatte, ging wirklich in Erfüllung. Als Tertulla glaubte, das Mädchen schlief fest, so stand sie leise auf, tappte im Finstern
auf

auf die Köpfe ihrer Söhne, und ermordete, mit einigen Stichen ins Herz, den Menschen, auf dessen Haupte keine Krone war: Friedrich erschrak, als er neben sich das Aechzen eines Sterbenden hörte. Da aber bald darauf alles stille ward, so war er im Begriff einzuschlafen, als ihn Aurorens Silberstimme leise bat, ihr ohne Geräusch zu folgen; sie führte ihn tiefer, als zuvor, in ihre Felsenhöhle, und floh dann an Tertullens Seite, die noch fest schlief, zurück. Kaum hatte sie sich aber niedergelegt, und die ersten Strahlen der Morgenröthe fielen in die Höhle, als ein lautes Wehklagen entstand. Die Riesen klagten um ihren Bruder, den Tertulla an Friedrichs Stelle umgebracht hatte. Die Mutter war außer sich; sie erklärte sich als die Mörderin ihres Sohnes; sie ahnete Aurorens Verwechslung, und würde sich ohnstreitig blutig an ihr gerächt haben, wenn nicht Oglu die Zitternde in seinen Schutz genommen hätte. Indes stürmten die Andern fort, um den Fremdling zu suchen; und nachdem Oglu Mutter und Geliebte versöhnt, so eilte er seinen Brüdern nach, um den unglücklichen Jüngling die ganze Größe seines Schmerzes empfinden zu lassen. Au-

E



rove zitterte vor der Rückkehr der Riesen. Sie bemächtigte sich, während Tertulla an der Leiche ihres Sohnes weinte, des Wünschhutes, und sie hatte ihn kaum in Sicherheit gebracht, als die Enacksöhne zurückkehrten, mit fürchterlichem Geheul um ihren Bruder klagten, und Auroren andeuteten, noch heute ihres Bruders Weib zu werden, oder das Schrecklichste von ihrer Wuth zu erwarten. Solche gräßliche Stimmen, solche feurige Augen hatte sie während der sechszehn Jahre ihres Aufenthalts im Riesenwalde nicht gesehen. Sie schmiegte sich zitternd an Oglu, der, durch ihre thränenden Augen versöhnt, ihr allen Schutz gegen seine Brüder, und Frist bis morgen zur Heirath versprach. In den ersten Augenblicken, wo sie ohne Zeugen war, machte sie Gebrauch von ihrer erlernten Zauberey; sie beschwor einen Rosenstock, der an ihrer Schlafstelle stand, ihre Stimme anzunehmen, und auf Tertulla's Fragen zu antworten. Sobald sie dies Geschäft vollbracht hätte, welches ihr wegen ihrer Unerfahrenheit ziemlich schwer ward, so eilte sie in ihre Hütte zurück, wo sie bis zum Abend verweilte, und erst spät, begünstigt von dem Schatzen der Nacht, foh sie, in Begleitung ihres



Wunschhütes, zu ihrem sie schon längst mit Sehnsucht erwartenden Geliebten. Um und neben sich hatte er das Wüthen der Riesen gehört, und wenn er schon ihre Sprache nicht verstand, so hatte er doch aus ihrem Geheul und Ungeflüm geschlossen, daß die ganze Nachsuchung ihm gölzte. Sobald sie sich beide einigermaßen erholt hatten, so wünschten sie sich viele tausend Meilen von dem Riesenwalde fort, und befanden sich im Nu in einer sehr reizenden Gegend, wo ein dunkelgrüner Pomeranzenwald sie einlud, in seinem Schatten zu ruhen, mit seinen lieblichen Früchten sich zu erquicken. Indes die Liebenden in voller Sicherheit hier ausruhten, sich tausend angenehme Sachen sagten, erwachte Tertulla. Sie faßte neben sich, und da sie Aurorens Stelle leer fand, so rief sie mit heller Stimme: „mein Töchterchen, wo bist Du?“ Und eben so laut antwortete der Rosenstrauch: „ich sitze am Feuer und wärme mich.“ Völlig beruhigt durch diese Antwort, und an Aurorens nächtliche Streifereien gewöhnt, schlief sie wieder ein. Als aber die Strahlen der Morgen Sonne sie von neuem weckten, und Aurore noch nicht an ihrem Platz

war, da sprang sie hastig auf, und rief mit ängstlichem Ton: „mein Töchterchen, wo bist Du?“ und eben so ruhig, als zuvor, antwortete der Rosenstrauch dieselbe Antwort. Vergebens rannete sie zum Feuer; vergebens suchte sie an allen Orten die Verlohrne: Aurora war fort, und Tertulla zitterte für ihr eignes Leben, da sie die Wuth ihrer Söhne kannte. Sie eilte nach dem geheimen Ort, der ihren Wünschhut verbarg, diesen Schatz, womit sie bis jetzt allen Stürmen Trost geboten hatte. Welch ein Schrecken! auch er war fort. Was blieb ihr nun übrig? Ihre einzige und letzte Zuflucht war ein Paar Feenstiefel, womit man auf jeden Schritt eine Meile zurücklegte. Sie fuhr ohne lange Ueberlegung hinein, und ehe noch ihre Söhne erwachten, war sie schon viele tausend Meilen von ihnen entfernt. Ein geheimer Zug von Sympathie, denn sie liebte Auroren noch immer, oder der Zufall, führte sie denselben Weg, welchen die Liebenden genommen. Sie hatte diese schon fast erreicht, als Aurora die Nähe der Alten ahnete. Sie benachrichtigte ihren Geliebten gleich davon, und wünschte sich zu einem Pfirsichbaum, voll schöner lachender Früchte, den Wünschhut in ihren Gipfel, und ihren

Geliebten zu einer Biene. Kaum war auch diese Verwandlung geschehen, als Tertulla schnaubend bey ihnen vorbeisritt, und sogleich aus ihren Augen war. Aber auch in demselben Augenblick erhob sich ein Wirbelwind, faßte den wunderbaren Hut und führte ihn mit sich fort. Vor dem Fenster einer liebenswürdigen Königstochter, der Besitzerin dieses Parks, blieb er liegen; und diese, schon bekannt mit dergleichen wunderbaren Sachen, nahm ihn herein, und verwahrte ihn sorgfältig, bis sich der rechtmäßige Besitzer finden würde. Das Schicksal der Liebenden war indes entseztlich; Aurora war ganz leblos, und Friedrich mit seiner wenigen Lebenskraft ohne Sprache nicht im Stande, weder ihr noch sich zu helfen. Der Zufall that auch hier das Beste. Am Abend desselben Tages ging die Königstochter, um den Duft der Bäume zu genießen, in ihren Park. Der vorzüglich schöne Pfirsichbaum fiel ihr auf, und sie näherte sich ihm, um von seinen Früchten zu essen, als sie plötzlich den heftigen Schmerz eines Bienenstichs auf ihrer schönen Hand empfand. Unwittig jagte sie die Biene fort, welche aber nur so lange wich, bis sie sich dem Baum wieder näherte. Aber alsdann war sie



auch unersättlich in ihrer Rache, und binnen ein paar Augenblicken hatte die Prinzessin mehrere Stiche bekommen. Voll bitterm Unmuths riß sie endlich ein Blatt ab. Da diesem aber große Blutstropfen folgten, und sie hieraus eine Bezauberung ahnete, so eilte sie schnell nach ihrem Schloß zurück, holte den Wunschhut und hatte die Freude, sobald sie ihn in den Baum warf, ein Paar liebenswürdige Menschen zu ihren Füßen zu sehen, welche nicht Worte genug finden konnten, ihre Dankbarkeit auszudrücken. Die Schmerzen der empfangnen Stiche wurden weg gewünscht, und so gingen sie alle drey sehr vergnügt zu dem Vater der schönen klugen Erretterinn. Die Liebenden erzählten ihm ihre wunderbare Geschichte. Sie machte ihm unendliches Vergnügen, besonders die Beschreibung des Riesenwaldes. Er innerte sich aus seinen Jugendjahren, daß Autorens Vater sein Freund gewesen; und als am nächsten Tage die Liebenden sich zu ihren Eltern wünschen wollten, so trug er ihnen viel herzliche Grüße auf, und versprach, mit seiner Tochter ihren Hochzeitstag zu besuchen, wenn sie ihn früh genug davon benachrichtigten, und vermöge ihres Hutes ihm eine recht bequeme Reise ver-

schafften. Unausprechlich groß war die Freude bei Aurorens Eltern, als ihnen Friedrich die geliebte, so lange betrauerte Tochter zuführte. Sein Vater wurde sogleich herbeigeholt; der gute König und seine Tochter waren auf die bequemste Art zur Hochzeit angelangt; alles war voll Freude und Jubel; die Burg erscholl von Freudengeschrey, von Pauken und Trompeten. Schon waren die Hände der früh Verstorbenen, früh Getrennten und durch das Schicksal wieder Zusammengeführten fest verbunden, als sich plötzlich die Thüren öffneten und Tertulla athemlos hereintrat. Sie sank in Aurorens Arme, und bat sie um Schutz gegen ihre bösen Söhne, um ein stilles Plätzchen, wo sie ihre wenigen Tage noch verleben könnte. Aurore war sehr gerührt; sie zeigte die Pflegerinn ihrer zarten Jugend ihren Eltern, welche ihr herzlich für alle die Güte dankten, womit sie Aurdren beglückt hatte. Sie war von Jedermann geachtet; das Brautpaar nahm sie in seine Mitte, und sobald die Flitterwochen vorbey waren, zog Friedrich mit einem ansehnlichen Heere aus: er bekriegte die bösen Söhne Tertullens, rottete sie fast ganz aus, und die Wenigen, welche dem Schwerdt



entkamen, flohen in die tiefsten Felsen, wo sie Niemand erreichen konnte, und wovon noch jetzt dann und wann ein Nachkömmling zu sehen ist. Tertulla blieb bey Auroren; sie liebte sie mehr, als alle ihre Söhne, und wiegte Aurorens Kinder auf ihrem Schooße groß.



Personet und Mathilde.

In der größten Ruhe lebte der König Sigismund mit seiner Gemahlin Adelheide. Er liebte in ihr das schönste und zugleich das beste Weib; er war Vater einer Tochter, und wünschte zu seinem Glück keinen Zuwachs, als Vater eines Sohns, eines Erben seiner großen Reiche, zu werden, als seine Gemahlin schwanger ward, und einen Sohn gebar, aber gleich nach dessen Geburt mit ihrem Kinde starb. Der König war mehrere Tage sinnlos, und bekam erst Gefühl für Thränen, da seine zehnjährige Tochter vor ihn gebracht ward, welche ihn knieend bat, für sie zu leben. Er

drückte das holde Kind an sein Herz; sie war das Ebenbild ihrer edlen Mutter, und versprach schon in früher Kindheit, eben so gut und schön als diese vom ganzen Lande, von allen Armen betrauerte Mutter, zu werden. Von diesem Augenblick an ward Adelsheide unter der nähern Aufsicht ihres Vaters erzogen. Schon im vierzehnten Jahre nahm sie Theil an den Regierungsgeschäften, um, als künftige Erbin des Reichs, der Krone würdig zu seyn. Sie war an der Seite ihres Vaters unaussprechlich glücklich; sie fühlte nur die zärtlichen Gefühle der kindlichen Liebe, und wandte ihre Zeit so gut an, daß sie im sechzehnten Jahre zur Nachfolgerin von ihrem Vater und seinem Reichsrath bestimmt und öffentlich dafür erklärt ward. Ein benachbarter König warb um diese Zeit um Adelsheides Hand; und da der Vater ihn zurückwies, weil Adelsheide einen großen Widerwillen gegen ihn hegte, so fiel er nach einiger Zeit mit einer ansehnlichen Armee in die entfernten Staaten Sigismunds, indem er glaubte, sich so unvermerkt der Hauptstadt zu nähern, und das mit Gewalt zu nehmen, was man ihm verweigert hatte. Er gelobte den Unterthanen Sigismunds jede Freiheit, alles, was sie sich bedingen würden, wenn

sie ihm huldigen, und Sigismund als ihren und seinen Feind betrachten wollten. Aber diese Vasallen waren klug und getreu; sie hielten ihn mit Versprechungen auf, und sandten heimlich Boten an ihren guten König, der ihnen auch sogleich mit seinem ganzen Heere zu Hülfe eilte. Er kam so heimlich, und so geschwind, daß er den Feinden gegenüber war, ehe sie es ahneten. Um so größer war ihr Schrecken, da er den nächsten Morgen zur Schlacht blasen ließ, und mit der Eil eines Löwen die Feinde angriff, zerstreute und in die Flucht jagte.

Lange setzte man den Fliehenden nach, bis der König, ganz ermüdet von Hitze und Staub, Halt machen ließ, und an einem vor ihm liegenden Myrthenwäldchen sich lagerte. Die Gegend war ihm unbekannt; seine Leute lagen ermüdet umher; er nahm sich also vor, tiefer in den Wald zu gehen, um vielleicht einen Quell zur Labung für sich und seine Leute zu finden. Er gieng eine Zeit lang auf einem gebahnten Wege langsam fort; der zauberische Gesang der Vögel, die Wohlust hauchenden Lüfte und sein brennender Durst verleiteten ihn weiter zu gehen. Er hörte von fern

das Plätschern eines Wassers; es schien ihm zur Seite; er lenkte vom Wege, verfolgte die Gegend, woher der Schall zu kommen schien, und befand sich plötzlich vor einem alten Schloß, in dessen Vorhof das Wasser in ein kristallnes Becken fiel. Er klopfte voll Ungeduld an die eiserne Pforte, die ihm endlich ein alter Greis eröffnete. „Was begehrest du?“ fragte der Alte. — „Zu trinken“, entgegnete der König, „eile, ehe ich verschmache!“ — „Du kannst trinken“, versetzte der Alte, „aber wenn dir dein Leben, Königreich, Freiheit und Tochter lieb ist, so eile, ohne zu trinken, von hier: es wird dir ein theurer Trunk werden; er legt Verbindlichkeiten auf, die dir sehr hart zu erfüllen seyn mögten; doch thue, was du willst; ich habe dich gewarnt.“ Der König war zu sehr Mensch; er dachte: nur das gegenwärtige Uebel sey das größte; er eilte an den Brunnen, und trank sich mit gierigen Zügen um seine Freiheit. Als er seinen Durst gestillt hatte, und vom Brunnen zurücktrat, lud ihn ein Zwerg zu der Frau dieses Schlosses ein. „Und wer ist deine Frau?“ fragte der König. „Die Dame Marcibille“, entgegnete der Zwerg; und der König folgte schweigend der Mißgeburt, welche ihn in einen liebli-

den Drangenhain führte. „Hier“, sagte der Zwerg, „in diesem Marmorbade reinigt Euch von Staub und Hitze; dann führe ich Euch zu meiner holden Gebieterinn.“ Sigismund glaubte, daß eine der schönen Feen ein Abenteuer mit ihm bestehen wolle; er entkleidete sich schnell, und vergaß in den Kluthen des Marmorbades alle Vorfälle des heutigen Tages, bis ihn der Zwerg erinnerte, daß seine holde Gebieterinn seiner harrete. Er war geschwind angekleidet, und folgte seinem Begleiter, voll Begierden, die das wohlküstige Bad erregt hatte, in einen großen gewölbten Saal, der durchaus verfinstert war, und nur mit Wachskerzen erhellt wurde. Er hörte eine rauschende Musik; aber er sahe Niemand, bis ihm der Zwerg ein Kabinett zeigte, dessen Thüre nur halb geöffnet war. Er eilte in das Heiligthum Marcibilsens, und fand, man denke sein Erstaunen, statt einer jungen schönen Dame, ein altes zusammengehoheltes Weib auf einem Ruhebette liegen. Sie streckte bey seinem Erblicken die Arme nach ihm aus: „Komm, mein Geliebter“, rief sie mit heiserer Stimme, „eile in meine Umarmung; denn nach dieser theilst du alle meine Schätze mit mir.“ Der König stand wie eine Bildsäule. — „Ich in

deine Umarmung, schändliche Hexe? Nie! Bei diesen letzten Worten veränderte sich die Alte; Feuerfunken fuhren aus ihren Augen; sie sprang auf, und hinkte auf einem langen hinter ihr geschleppten, und einem zu kurzen Beine, hinten und vorn mit mehreren Auswüchsen versehen, zum König. Sie schlug ihn mit ihrem Stabe an, und er flog plötzlich, mit Beibehaltung seiner Vernunft, als eine scheusliche Heuschrecke zum Fenster hinaus. Hier fand er mehrere solcher Thiere, die ihn mitleidig ansahen. Er konnte noch reden, aber jene konnten ihm nicht antworten, weil sie durch lange Hartnäckigkeit den Gebrauch ihrer Sprache verloren hatten; sie bedeuteten ihm nur, daß er nie das Bezirk des Schlosses verlassen könne. Er flog traurig von ihnen fort, und fand in einem einsamen Gange den alten Greis, der ihn gewarnt hatte; er flog auf seine Hand, klagte und bat um Rath. — Der Alte dachte ein wenig nach; endlich hub er an: „Es ist hart, was ich dir rathe; aber es ist gut und nothwendig; heirathe die Zauberinn, so erlösest du nicht nur deine Tochter und dein Königreich, sondern auch dich und alle die Elenden, welche hier schon lange Jahre schmachten; folge

mir; habe Geduld, und du wirst eher befreit werden von dem Ungeheuer, als du denkst, als ich sagen darf; jetzt fliehe in ihr Zimmer, bitte sie um Verzeihung, und bezeige dich ihrem Willen gemäß.“ Sigismund schauderte auch als Heuschrecke zusammen; er flog allein; er dachte den Rath des Alten durch, und da ihm seine Tochter einfiel, so eilte er geschwind in das Zimmer der Hexe. Er fand zwey Zwerge bey ihr, welche in silbernen Schaalen den Eiter, welcher unaufhörlich aus ihren Augen und Ohren lief, auffingen; zwey andere räuchereten, denn der Gestank war unbeschreiblich. „Hier bin ich, Marebille“, hub der König, seinen Ekel überwindend, an, „entzauhere mich, um in mir den treuesten Gemahl zu finden, und verzeihe meine vorige Unbedachtsamkeit.“ Die Dame staunte; sie verwandelte ihn in seine vorige Gestalt, und da er ihr noch einmal seine Liebe und Gehorsam betheuerte, so verließ sie ihn voll Freuden, um ihr Brautgemach für ihn bereit zu halten. Nicht lange nachher erschien ein Zwerg, und führte ihn durch viele Gänge in ein Kabinett, welches an Pracht und Schönheit jede Beschreibung übertraf; eine Wolke von Wohlgeruch verberg Marebillen vor seinen



Augen, und als diese niedersank, da lag ein Weib, schön wie eine Venus, in seinen Armen, und er genoß mit ganzer Seele die Freuden der Liebe so lange, bis er ermattet an der Seite seiner Göttinn entschlummerte. So schön sein Entschlummern gewesen war, so schrecklich war sein Erwachen; denn die Zauberinn stand mit allen ihren Anhängseln vor seinem Bette, und redete ihn so an: „Ich bin zufrieden mit dir, Sigismund, ich werde dich heute zu meinem Gemahl erheben, und morgen treten wir die Reise nach deinem Reich an. Ich habe bereits Boten an deine Getreuen gesandt, habe ihnen unsre Vermählung gemeldet, und deiner Tochter befohlen, uns mit den Råthen und übrigen Getreuen eine Strecke Weges entgegen zu kommen. Jetzt stehe auf, und siehe, wie du unendlich viele Menschen glücklich gemacht hast“. Der betrubte König verließ endlich das Bette; er sahe das noch gestern so öde todte Schloß belebt, und viel glänzender als bey seinem Eintritt. Die erlösten Könige und Ritter dankten ihm als ihrem Befreier, und erbaten sich, ihm in allen Nöthen, wo keine Verwandlung zu befürchten sey, beizustehen. Er nahm ihren Dank wehmüthig auf; er hatte ein großes Opfer für

Alle gebracht, und bat sie dringend, zu bleiben, und ihn diesen abscheulichen Tag mit feiern zu helfen. Die Ritter blieben; das Banket war still; es glich einem Trauermahl, und Niemand wurde vergnügt, so sehr sich auch Marciville bemühte, Jedermann durch Ueberfluß an Speise, Tranck und Holdseligkeit zu unterhalten. Das Abendroth glühte durch die Fenster. Da brachen die Fremden auf, und wurden durch einen Zauberschlag der Fee jeder im Nu in sein Land versetzt. Traurig stand Sigismund auf dem Altan, er sahe ins Freie und weinte heiße Thränen. Wie wird es mir, wie meiner Adelheide ergehen? so fragte sein Herz. — Da stand plötzlich ein schöner Jüngling vor ihm. „Trayre nicht“, sagte er mit sanfter Stimme, „vergnüge dich des Nachts, und verweide am Tage die boshafte Fee; ich bin dein Freund; folge meinem Rath; wenn du mich wiedersehst, ist deine Erlösung da.“ Er verschwand, und der Zwerg erschien, um ihn in das Schlafgemach seiner Gebieterinn zu holen. Er folgte ihm, und dachte noch an die Worte des Jünglings, als er im Gemach war, und seine nächtliche Göttinn die Arme ihm entgegenstreckte; aber er blieb kalt bey ihren Liebfosungen. Der Gedanke, unter die-



sem Schleier sein Ungeheuer zu umarmen, machte ihn fühllos, bis das schöne Weib weinend fragte: „Bist du meiner von einer Nacht überdrüssig?“ „Ich darf deiner nicht überdrüssig werden“, sagte Sigismund ernsthaft; „du möchtest mich wieder verwandeln“, setzte er höhnisch hinzu. „Du irrst dich, König“, entgegnete die Schöne, „ich bin nicht Marcibille, mein Slave ersetzt ihr deine Stelle; willst du sie sehen?“ Bey diesen Worten zog sie die Vorhänge von einander, und er sahe ein der Hexe an Häßlichkeit ähnliches Geschöpf in ihren Armen liegen. „Und wer bist du?“ fragte er. — „Ein Wesen das dich liebt, welches aber, wenn du weiter nach meinem Namen spürst, dich auf lange Zeit verläßt.“ Bald darauf entschlummerte der König, und erst der volle Tag und seine heifere Gemahlin weckten ihn zur Abreise. Da die Länder an einander gränzten, so waren sie in wenig Tagen der Hauptstadt nahe, wo Adelmheit einen großen Zug treuer Unterthanen des Königs ihnen entgegenführte. Sie saß zu Pferde, und schon von Ferne mißfiel ihre hohe Schönheit, ihr majestätischer Wuchs und Anstand der Dame Marcibille. „Warum reitet deine Tochter?“ fragte sie den König höchst unwillig, „sie steige herab und demüthige

sich vor mir.“ Der König war eben im Begriff zu antworten, als Adelheid ihren Vater erblickte; schneller als ein Pfeil flog sie auf ihn zu, sprang vom Pferde und lag in seinen Armen. Die Freude des Wiedersehens war bey Vater und Tochter, bey König und Unterthanen so groß, daß Marcibille eine ganze Zeit lang vergessen wurde. Endlich erinnerte sich der König ihres Daseyns; er stellte Adelheid ihre neue Mutter, dem Volke seine neue Königin dar. Das Erstaunen war groß; und da jeder gewußt hatte, daß sie kommen würde, und doch Niemand große Freude darüber zeigte, so ward die neue Königin sehr verdrießlich, welches sie am ersten gegen die unschuldige Adelheid äußerte; denn als diese wieder ihr Pferd besteigen wollte, so gebot sie ihr, zu Fuß zu Hause zu eilen, weil sie auf dem schönen Pferde bald nachkommen würde. Die Prinzessin neigte sich bescheiden, und trat den kurzen Weg nach dem Schlosse zu Fuß an. Aber das Volk ließ sie nicht dazu kommen: sie ward auf Händen zu Hause getragen; denn jeder schätzte sich glücklich, der tugendhaften Adelheide zu dienen. Sobald Marcibille sahe, daß das Volk sich von ihr wandte, bestieg sie das sehr schöne große Ross der Prin-



zessinn; aber dieses Thier fühlte kaum die häßliche Bürde auf seinem Rücken, als es schnaubend sich bäumte, die Königin ziemlich unsanft abwarf, und wiedernd seiner Gebieterinn nachraante. Die alte Dame spie Feuer und Flamme vor Wuth; sie schwur, Adelheid sollte dafür büßen; denn sie hätte gewiß die Wildheit des Thieres gekannt. Vergebens bat der König, vergebens besänftigte er seinen eignen Unwillen: erst am Eingange des Schlosses, da aller Augen nur auf sie gerichtet waren, nahm sie eine grinzende Freundlichkeit an, und erwartete die Huldigung des Volks auf einem Altan des Schlosses, wo Adelheid ihr zur Linken, ihr Gemahl zur Rechten stand. Eine tiefe Stille herrschte. Endlich erhob sich eine starke Stimme; — sie rief zu aller Verwunderung: „Unstre Königin ist die allerhäßlichste Frau, und Adelheid die allerschönste Prinzessin!“ Ein lautes Gemurmel entstand, und das versammelte Volk schrie einmüthig nach: „Es lebe Adelheid, die schönste Prinzessin.“ Wer beschreibt die neue Wuth Marcibillens? Sie gab ihrer königlichen Tochter ein paar derbe Ohrfeigen, und klagte sie bey dem König als die Urheberinn dieser Beschimpfung an, und bat: sie ihr zur Bestrafung zu

überlassen. Da der König bereits die Beweise ihrer Macht empfunden hatte, so willigte er mit einem tiefen Seufzer ein, und Adelsheiden ward angedeutet, Morgen frühe vor ihrer Beherrscherinn zu erscheinen. Kaum lag Sigismund den Abend an der Seite seiner Geliebten, als diese ihm zierlich hart verwies, daß er seine edle Tochter der Bosheit Marcibillens überlassen hatte. Er versprach, ein wachsames Auge auf sie zu haben; aber die Dame erwiderte: „Es ist zu spät; ich muß dich verlassen; in einiger Zeit sehen wir uns wieder.“ Hier verschwand seine Geliebte, und ließ den König in tiefem Nachdenken zurück.

Den nächsten Morgen erschien Adelsheide vor ihrer noch heftig zürnenden Mutter. Sie ertrug ihre Schimpfreden mit unglaublicher Gelassenheit, und versprach sehr demüthig, jeden ihrer Befehle zu erfüllen. „Wir wollen gleich die Probe machen“, versetzte die Alte, „hier steht ein Sack voll Federn, von jeder Gattung sind zwey darin; sortire mir die; in zwey Stunden bin ich wieder bey dir; fürchte meinen Zorn“, setzte sie hinzu, „wenn du die Arbeit nicht nach meinen Wünschen vollbracht hast“. Hier schloß sie die Thüre zu, und

Adelheide eröffnete den Sack; aber sie sahe gar bald, daß dies eine Arbeit von Monaten sey, weil der Sack groß, und von jedem Vogel des Himmels zwey Federn darin waren. Weinend ließ sie die Hände sinken; sie fürchtete den Zorn der Alten, und rief traurig: „Ach! was soll aus mir werden?“ „Alles, was du willst, mein Kind,“ antwortete ein schöner Jüngling, der jetzt vor ihr stand. Adelheid erschrak zwar sehr; aber in den damaligen Zeiten waren Ohnmachten noch nicht so Mode; sie erholte sich also bald, und fragte freundlich: „Wer bist du? und was bringt dich hierher?“ „Ich bin der Prinz Personet“, hub der schöne Jüngling an, „der Wunsch, dir beizustehen, führt mich her; was willst du, daß ich thun soll?“ „O sortire mir diesen Sack Federn!“ — „Gern“, antwortete der Prinz, den gute Feen bey seiner Geburt mit der schönen Gabe beschenkt, allen bedrängten Schönen helfen zu können. Er faßte mit der Hand in den Sack, und im Nu lag Feder bey Feder vor ihren Augen da. Die Prinzessin war entzückt; aber ehe sie ihrem Retter danken konnte, so sagte er ihr: „Wenn du in Noth bist, so denk an mich, und verschweige dies alles deiner Mutter“. Bey diesen Worten ver-

schwand er, und Marcibille trat herein. Sie staunte, alles in Ordnung zu finden, lobte die Prinzessin, und hieß sie zu ihrem Vater gehen, der voller Freuden war, seine geliebte Tochter wieder zu sehen. Einige Tage waren so in Ruhe vergangen, als die Königin Adelsheid zu sich rufen ließ. Sie bewillkommte sie sehr freundlich, und sagte lächelnd: „Du hast mir durch Auslesung der Federn einen so großen Beweis deiner Geschicklichkeit gegeben, daß ich dich fähig halte, noch einen größeren abzulegen. Hier sind hundert Stücke Garn; wickle mir davon hundert Knäule sonder Anfang und Ende, und zerreiße keinen Faden. Sie verschloß abermals die Thüre, und da Adelsheid nichts als ganz verworrenes Garn mit unzähligen Enden sah, so dachte sie in ihrem Herzen an Personet, der im Ru vor ihr stand. „Was wußt du, mein Kind?“ fragte der freundliche Prinz. Adelsheid zeigte auf ihr Garn. „O wenn es nicht mehr ist!“ sagte er lächelnd. Er berührte das Garn mit seiner Hand, und gleich lagen hundert Knäule vor den Augen der staunenden Adelsheid. Sie faßte Personets Hände, und bat ihn, nicht gleich zu entfliehen. Er blieb gern, und hörte mit Vergnügen von der unschuldigen Adels-

heid, daß sie seiner oft gedacht, und nie ein Mann, außer ihm, ihr gefallen habe. Personet fühlte die Nähe der Zauberinn; er verschwand, und Adelsheid legte zum Schein den letzten Knäuel nieder, als die Alte eintrat. „Bist du fertig?“ fragte die Hexe. „Ja, hier ist meine Arbeit.“ — „Geh“, sagte die staunende Alte, „ich werde dich doch schon fassen.“ Diese letzten Worte vergaß die geängstete Prinzessin nie; sie dachte immer daran, und erwartete am nächsten Morgen nicht viel Gutes, da man sie zu ihrer Mutter rief. Aber sie irrte sich; die Alte war sehr freundlich, und bat sie, ihr von ihrem Schlosse im Walde ein Kästchen von großem Werth zu holen, was sie Niemand als ihr anvertrauen könnte. Schon wollte sich die bereitwillige Adelsheid empfehlen, als ihr die Alte nachrief: „Hüte dich ja, die Schwachtel zu öffnen!“ In der nächsten Stunde reiste Adelsheid ab; sie erreichte bald das Schloß; der Greis gab ihr das Kästchen, und Adelsheid war schon nahe wieder am Schloß ihres Vaters, als sie auf einer grünen Wiese vom Pferde stieg, und sich im Schatten hoher Ulmenbäume erquickte. Sie zog das Kästchen aus ihrer Tasche, und hörte darin reden: „Schöne Prinzessin, laß uns ein wenig heraus; wenn du

willst, gehen wir wieder hinein.“ Neugier, was für kleine Geschöpfe in einem so kleinen Kästchen sitzen könnten, und Mitleiden gegen das Bitten der kleinen Wesen, bewogen endlich die Prinzessin, aufzumachen; siehe, da hüpfte ein kleines Brautpaar mit seinem Gefolge, und einigen Musikanten hinterdrein, heraus. Einige Zeit machte es ihr Vergnügen, die Sprünge und Kabriolen der kleinen Gesellschaft anzusehen; aber als die Schatten länger wurden, und die Zeit sich näherte, da sie zu Hause kommen mußte, da öffnete sie ihr Schächtelchen und rief: „Kommt, ihr kleinen Brautleute, kommt, ihr Musikanten, tanzt vor eurer Gebieterin Marcibille.“ Aber je mehr sie rief, um so weiter entfernten sich die Liliputaner singend und tanzend von ihr, in die tiefen Wasserbäche der Wiese. Da gedachte sie an die Worte der Königin, und rief voll Thränen: „Ach, mein lieber Personet, möcht ich dich noch einmal sehen!“ „Hier bin ich, mein Kind, was willst du von mir?“ Weinend zeigte sie ihm die leere Schachtel; da schüttelte er den Kopf, hielt die Schachtel an das Wasser und pff; da hüpfte die ganze Gesellschaft herein. Er machte die Schachtel zu, und gab sie Adelheid mit den Worten:



„Lebe wohl, Prinzessin! du siehst mich nicht eher wieder, als bis du einmal gestorben bist“. Adels-
heid, so traurig sie auch die letzten Worte ihres
Liebhabers machten, war erfreut, der Königin
die Schachtel zu bringen, und eilte, so bald als
möglich, zu ihr. Die Alte sah kaum die Prin-
zessin, als sie ihr mit boshafter Freude die Schach-
tel aus der Hand riß. „Laß doch sehen“, sagte
sie spottend, „ob dich die Neugierde nicht verleitet
hat aufzumachen?“ Mit diesen Worten war die
Schachtel geöffnet, wo ihr die kleine Hochzeit sin-
gend und tanzend entgegen kam.

Den Ingrimm ihres Herzens verberg sie dies-
mal unter freundlichen Worten; sie lobte Adels-
heids Bescheidenheit, und versprach, sie für die
Zukunft mit allen solchen Aufträgen zu verschonen.
„Jetzt, meine Tochter, begleite mich in den Gar-
ten“, setzte sie grinsend hinzu, „wir wollen die neue
Kaskade besehen.“ Die Prinzessin fügte sich wil-
lig in den Befehl ihrer Mutter. Sie gingen an
die Kaskade, und als sich Adelsheid von ungefähr
bückte, so stürzte die Heze sie rücklings in ein
großes Loch, worüber ihre Diener sogleich einen
Stein legten. Dann eilte sie mit verstellter Trau-

rigkeit zum König, und erzählte ihm, wie Adels-
heid unglücklicherweise in die Kaskade gefallen,
und wie bis jetzt alles Nachsuchen vergeblich sey.
Der König war schon seit einiger Zeit sehr traurig;
er hatte durch wiederholtes Fragen seine nächtliche
Besucherinn verloren; jetzt verlor er auch seine ge-
liebte Tochter. Er antwortete der Königin wenig,
und warf in seinem Herzen alle Schuld auf diese
Megäre; er gieng selbst zur Nachsuchung in den
Garten, wo man bald den todten Körper der
Prinzessin hervorzog. Der König überließ sich
ganz seinem Schmerz; er lag neben dem Leich-
nam der geliebten Adelsheid, und bat die Götter,
sie erwachen zu lassen; aber es war umsonst, und
der trauernde König gab Befehl, sie mit allem
Pomp und Gepränge den nächsten Tag zu be-
graben.

Schon war der Leichenzug den nächsten Tag
bis zur königlichen Gruft genahet, als das ver-
sammelte Volk noch einmal den Leichnam der ge-
liebten Adelsheid zu sehen verlangte. Man gewähr-
te diesen Wunsch gern. Der weinende Vater nä-
herte sich dem Sarg; der Deckel flog ab, und der
leere Sarg zeigte sich den Umstehenden. „Wo ist



der Körper meiner Tochter?!" schrie der erstaunte
 König; „verdammte Zauberinn!" hier faßte er die
 scheusliche Königin unter dem Arm: „Wo ist mein
 Kind?!" Doch ehe diese noch antworten konnte,
 so erschien ein schöner Prinz; an seiner Rechten
 führte er die blühende Adelsheid, an seiner Linken
 die Geliebte des Königs. „Bleib!" sagte Personet,
 da die Zauberinn sich mit einem Schrey entfernen
 wollte, „bleib, und höre den Lohn deiner Unthaten:
 dieser Sarg sey deine Stube; jenes dunkle, enge
 Loch, worein du Adelsheid stiehest, deine Woh-
 nung, und wenn du nach Jahrhunderten dich ge-
 bessert hast, so schlafe noch Jahrtausende den
 Schlaf der Todten." Bey diesen Worten sank
 die Alte in den Sarg, welcher sich schnell mit ihr
 in die Lüfte erhob, und in das tiefe Loch fiel. Der
 König lag noch wechselweise in den Armen der
 Wiedergefundenen, als Personet ihn also anre-
 dete: „Hier, König, übergebe ich dir meine
 Schwester zur Gattinn; du verdankst ihr unend-
 lich viel; auf ihre Bitte warnte ich dich als Greis,
 und tröstete dich als Jüngling. Jetzt bedarfst du
 meiner nicht mehr, aber ich bedarf deiner: — ich
 bitte dich um die Hand deiner Tochter". Adelsheid
 warf sich zu den Füßen ihres Vaters; sie erzählte

ihm, wie viel Personet für sie gethan, und wie er sie bey dem letzten Fall in seinen Armen aufgefangan. — Der König weinte Thränen der Freude über sein und seiner Tochter Glück. Er gab ihre Hand dem wackern Prinz Personet, und die doppelte Hochzeit ward noch an demselben Begräbniß-Abend gefeiert, wobey Personet zum öfteren ausrief: „Die Tugend wird am Ende immer belohnt.“ „Wenn auch nicht immer durch Andre“, sagte Adelheid, „doch gewöhnlich durch sich selbst.“



Der Geistertanz.

In einem schwülen Sommertage wanderten vier Reisende, unter hastigem Streit über das Seyn und Nichtseyn der Gespenster, der alten Reichsstadt Nürnberg zu. Drey dieser Männer waren völlig von dem Daseyn unsichtbarer übernatürlicher Wesen überzeugt; aber der vierte, Namens Wallner, zweifelte nicht nur an allen ihren Behauptungen, sondern er bestritt und widerlegte alle ihre Beweise auf das bündigste; so daß seine Reisegefährten sich ganz entrüstet über seinen Unglauben dem Thore näherten. Der graue Schleier der Dämmerung lag bereits über dem Erdboden, als der



Thornwärter die Reisenden mit seinem „Woher?“ anhielt. Da er ihre Pässe richtig, und sich sonst nichts Verdächtiges an ihnen fand, so wurden sie eben in Gnaden vor dem kleinen Fensterchen, aus welchem der Fragende seinen Kopf gesteckt hatte, entlassen, als ein Wagen mit vier verschleierten, sehr tief trauernden Damen ins Thor gefahren kam. Die Eine von ihnen hob den Schleier, und indem sie Wallnern drohend ansah, zeigte sie ihm ein, wie es schien, dem Grabe entstiegnes Gesicht; aschgrau war die Farbe, darin der bloße Mund ohne Zähne, die Backen ganz verfallen, die Augen, ach! sie waren so entsetzlich, daß der arme Wallner nie vermochte, sie genau zu beschreiben. Ungefragt fuhr der Wagen mit der Schrecklichen vor ihnen hin. Wallner erholte sich leicht; er kehrte noch einmal zu dem Thormonarchen zurück, und fragte höflich, ob das etwa Rathsherren-Frauen aus der Stadt wären, weil man sie gar nicht anhielte? „O nein“, entgegnete ihm der Mann vertraulich, „dieser Wagen wird nie angehalten; er ist schon seit undenklichen Zeiten unbefragt aus- und eingefahren: er gehört mit zu dem Geistertanz, und ich danke immer Gott — hier schlug er drey Kreuze — wenn ich das

Unwesen in langer Zeit nicht sehe.“ Bern hätte Wallner seine Wißbegierde (wie er es zu nennen beliebte) noch weiter befriedigt, aber seine Gefährten wurden ungeduldig. Er wünschte schnell dem Erzähler eine gute Nacht, und eilte jenen Kopfschüttelnd nach. Schon auf der Straße fingen die Neckereien wieder an; aber noch ärger wurden sie, als sie in der Wirthsstube, an dem alten dicken Wirth der goldnen Gans einen heftigen Vertheidiger aller Arten von Geistern fanden. Schon hatte er gewiß mehr denn zwanzig große und kleine Mährchen erzählt, wie der Geist dem Einen aufgehuckt, den Andern in Morast geführt, einen Dritten gekniffen, geschlagen, und was der alten Sagen mehr waren, als Wallner ernsthaft fragte: „Haben sie von allen diesen Erscheinungen nur Eine selbst gesehen?“ „Nein, ich nicht“, sagte der Wirth feierlich, „aber mein Vetter, meine Muhme, meine Gevatterinn haben es nicht nur gesehen, sondern sind auch bereit, einen körperlichen Eid darauf abzulegen.“ Laut auf lachte der ernsthafte Wallner, er zeigte dem Wirth nicht nur die große Lächerlichkeit des Nacherzählens, sondern er schwur auch hoch und theuer, daß er nie eher von diesen wundervollen Begeben-

hei-

heiten etwas glauben würde, bis er es mit eignen Augen gesehen, oder, setzte er lächelnd hinzu, den Geisteranz in der Stadt Nürnberg mitgetanzt habe. „O! damit kann gedient werden, rief der Wirth mit funkelnden Augen, aber Herz muß der Herr haben, viel Herz;“ er langte seinen Kalender aus dem Tischkasten, und rief freudig: „ja wahrhaftig wie getroffen, wie bestellt, es ist diese Nacht Zeit, um zwölf Uhr hebt der Geisteranz an; sie können ihn zu sehen bekommen, vielleicht mittanzen,“ setzte er hämisch genug hinzu. Wallner lachte laut auf; er bat den Wirth, ihm zu sagen, wo und wann er seine Neugierde befriedigen könnte? Der Wirth ließ sich nicht lange hierzu bitten, er erzählte mit der ganzen Geschwähigkeit eines Abergläubigen, daß in einem Hinter-Gäßchen, nicht weit vom Markte, die Ruinen eines Schlosses sich befänden, und in einem großen Steinhafen beständen. Aus diesen Ruinen erhöbe sich jedesmal den Ersten eines jeden Monats, Nachts zwölf Uhr, ein prächtiges Schloß, groß, schön erleuchtet, und klingend von Musik, und von ferne hätten viele Menschen schon gesehen, wie alsdann eine große Anzahl Geister sich die Zeit mit mancherley besondern Tän-



zen vertrieben. Bis des Morgens ein Uhr währe das Unwesen, aber alsdann verschwände es eben so schnell, als es emporgestiegen. Wallner wünschte den berücktigten Steinklumpen noch vor Mitternacht zu sehen, und da seine Mitreisenden eben so neugierig waren, als er selbst, so drangen sie so heftig in den Wirth, bis er endlich nachgab, seinen dreieckigen Huth von der Wand nahm, ihn aufsetzte, alsdann ein Laternchen zubereitete, sich mit einem guten Stock versah, und alsdann die Wanderung mit ihnen antrat. Schon waren sie durch viele enge, schmutzige und sehr dunkle Straßen gegangen, als sie endlich ein kleines Gäßchen erreichten, welches dunkler und enger als die übrigen, die sie passirt hatten, war, und welches sehr abgelegen schien, denn es herrschte eine Stille darin, wie in den Wohnungen der Todten. Der Schein der Laterne zeigte Wallnern, wie sehr dieser Steinclumpen zusammen gefallen war; er bestieg ihn von mehreren Seiten, und machte alle Versuche, um zu erforschen, ob er etwa hohl sey; aber weder er noch seine Gefährten konnten etwas entdecken, und er nahm sich fest vor, dieser Betrügercy auf den Grund zu kommen, es möge auch kosten was es wolle. Da es noch nicht neun Uhr

war, und Wallner selbst seinen Magen befriedigen wollte, so kehrte er stillschweigend mit ihnen zurück. Der Wirth, welcher dies Schweigen für Furcht hielt, freute sich schon im Voraus, wie er einen Menschen demüthigen wollte, der so sehr mit seiner Herzhaftigkeit geprahlt hatte, und den der bloße Anblick des Geisterstüzes verstummen machte. So von allen Seiten schweigend, kamen sie zum Gasthose zurück, wo sich indeß mehrere Gäste eingefunden hatten; es waren größtentheils brave ehrliche Bürger aus der Stadt selbst, welche ihren Krug Bier jeden Abend in der goldnen Gans tranken, und sich dabey von dem Wirth die Neuigkeiten des Tages erzählen ließen. Wallner gieng mit seinen Freunden ein wenig beiseite, denn so verschieden auch ihre Meinungen waren, so liebten sie sich doch gegenseitig herzlich, und da der Gedanke einer ewigen Trennung sich an die Bestehung dieses Abentheuers knüpfte, so waren sie um so inniger gegen einander, und hätten fast den standhaften Wallner weich gemacht. Aber er sammelte sich bald wieder, und man eilte fröhlich zu den Gästen zurück, die indeß der Wirth von dem jungen Manne unterhalten hatte, der so sehr ungläubig und beherzt geschienen, und bey der bloßen



Besichtigung des Steinklumpens ganz stumm geworden. Indem man hierüber noch im vollen Streiten war, kam Wallner mit seinen Freunden zurück, und machte dem erstaunten Wirthe bekannt, daß er diese Nacht wirklich bey den Ruinen zubringen würde, und wenn Geister dort tanzten, er sicher dies Vergnügen mit ihnen theilte. Vergebens beschworen ihn die ehrbaren Reichsbürger, von seinem Vorhaben abzusehen, umsonst erzählten sie die grauenvollsten Geschichten; Wallner änderte seinen Vorsatz nicht ab, er fragte nur ein einzigesmal, ob denn der Magistrat nie nach zwölf Uhr dies Unwesen untersucht hätte? Aber wie erstaunte er; die Anwesenden schlugen drey Kreuze, und versicherten, daß ihre Obrigkeit viel zu klug sey, als daß sie solche Ungethüme stöhre, die ohnehin nur den Neugierigen schaden. Dies sagte man mit einem starken Seitenblick auf Wallner, der aber ganz gelassen antwortete: // Sind es wirklich Geister, zu welchen ich gehe, so fürchtet nichts für mich, solche Wesen werden mich meines Forschungsgeistes halber lieben, aber nicht strafen; sie werden sich freuen, daß einer ihrer gewordenen Mitbrüder zu ihnen kommt, und gewiß die Geheimnisse, Schlüssel

aus Ruinen im Nu zu erheben, und mehreres dergleichen, mit ihm theilen. Im zweiten Fall, meine Freunde, fuhr er ernster fort, und Wirth und Gäste drängten sich näher: hier übergebe ich Euch mein Geld, meine Uhr und meine Brieftasche. Wallner heisse ich nur auf meinen Wanderungen; mein Vater, der Fürst von C., wird, wenn ich nicht wieder erscheine, die Sache gewiß näher untersuchen, die Betrügerey entdecken, wenn ich Einzelner zu schwach dazu bin, und den Tod seines einzigen Sohnes rächen, welcher ihm in diesem Briefe Nachricht von dem Abentheuer giebt, welches er jetzt zu bestehen willens ist.“ Er schwieg und die Uebrigen auch; alle nahmen Theil an ihm, und als die Glocke zwölf schlug, so schauerten Alle, außer ihm, unwillkürlich zusammen. Ruhig umarmte er seine Freunde, drückte jedem der Anwesenden die Hand, und folgte lächelnd dem Wirth, welcher, furchtsam sich alle Augenblicke umsehend, ihm vorleuchtete. Schon aus der Ferne hörten sie das laute Jauchzen einer fröhlichen Menge, und der Wirth, welcher sich bey jedem Schritte kreuzte, wollte schnell sich bey diesem Getöse entfernen, aber Wallner glaubte in der Wahl des Gäßchens zu irren, und zwang ihm



den Weg zu zeigen, bis keine Irrung mehr möglich sey. Sie sind zur Stelle, sagte endlich der Wirth, und zeigte das Gäßchen hinunter, wo sich Wallners Augen ein schön erleuchtetes Schloß zeigte. Noch einmal warnte ihn sein Begleiter, und da dies nicht fruchtete, so empfahl er ihm der Vorsicht und dem Schutz der heiligen Jungfrau, und war in wenig Augenblicken aus Wallners Augen. Mit großen Schritten eilte dieser dem Schlosse zu, die Musik tönte ihm entgegen, großer Jubel schien in allen Gemächern zu herrschen; er bedachte sich nicht lange, sondern klopfte rasch an das große Thor. Nachdem er einige Minuten geharrt, und niemand erschien, so klopfte er von neuem, und wiederholte es so lange von Zeit zu Zeit, bis endlich ein Riese von Größe, ein Mohr von Schwärze, das Thor öffnete, ihn eintreten ließ, und sodann laut lachend es zuschlug. Noch ehe Wallner (dem doch so ganz sonderbar zu Muthe ward, da er nicht mehr zurück konnte) anfing zu reden, war der große Koloss schon fortgeschritten, und schien es ihm zu überlassen, ob er folgen oder bleiben wollte. Nachdenkend lehnte er noch an der äußeren Thüre, als eine ganze Schaar singender und tanzender Weiber herbeihüpften, ihn in

ihren Kreis schlossen, und ohne ein Wort zu reden, mit ihm davon tanzten. Schnell, wie ein Wirbelwind, ward er mit fortgerissen, durch mehrere Zimmer, durch glänzende Säle, bis endlich vor einer Flügelthüre von gediegenem Golde Alles Halt machte; leise klopfen sie dreimal an, da flogen die Thüren auf, und, zum Erstaunen Wallners, stellten sich ihm mehrere Reihen der schönsten Tänzer und Tänzerinnen dar; sobald sie ihn erblickten, schwieg die Musik, und alle Anwesende strömten auf ihn zu; man besah ihn, man belachte ihn, und doch alles dies nicht spottend, sondern ziemlich gutmüthig; da man gar keinen Versuch zum Reden machte, so fiel Wallnern gleich ein, daß diese Geister stumm seyn müßten; aber ehe er noch mit sich einig war, ob er auch schweigen oder sprechen wollte, so hob die Musik schon wieder an; ein prächtiger Marsch ertönte, Alle stellten sich paarweise in Ordnung zum Abmarsch, und ihn selbst ergriff eine sehr theilnehmend aussehende Figur bey der Hand, und folgte den Uebrigen, welche in einem langsamen Marsche zum Garten giengen, der so schön war, daß der erstaunte Wallner nicht wußte, wohin er sein Auge zuerst wenden sollte. Bey einem Spring-



brunnen blieb der ganze Zug stehen; höher, denn er es je gesehen, sprang das wohlriechendste Wasser, und fiel in ein Bassin von cararischen Marmor; rund umher blühten die reizendsten Blumen, Wohlgeruch duftete aus allen Kelchen, jeder Baum, jede Staude zeigte deutlich, daß nicht Menschenhände, sondern höhere Wesen sie pfl egten; Wallner vergaß in diesem Paradiese sich selbst, und alles was ihn umgab; er stand in einem süßen Taumel da, als ihn plötzlich ein heller Blitzstrahl erschreckte; im Nu änderte sich die Scene; ein jäher, tiefer Abgrund lag vor seinen Augen, in der Mitte desselben stand auf einem Altar von schwarzem Marmor, eine große schwarze Figur, deren grauenvolles Gesicht dem bestürzten Wallner das Herz erbeben machte. Da hob eine fröhliche Musik an, und die Geister tanzten, wie von Furien gejagt, um den schrecklichen Abgrund; hier riß man Wallnern fort, dort nahm ihn eine Andere; Jede wollte mit ihm tanzen, und fast war er die schrecklichen Wesen durch, da verließen ihn seine Kräfte, er sank ermattet zu den Füßen seiner geistigen Dame; da trat dieselbe theilnehmende Gestalt, welche ihn im Garten geführt, hinzu, sie fl ößte ihm einige Tropfen von besonderm Geschmack

ein; aber ehe er noch den letzten versäthelt hatte, fühlte er eine nie empfundene Bluth seine Adern durchströmen; er sprang völlig gestärkt auf, und tanzte so muthig wie die Uebrigen; in wenig Minuten war er mit allen Tänzerinnen fertig, und da niemand mehr mit ihm tanzen mochte, so lehnte er sich an einen Baum, und wollte doch sehen, wie und wann es enden würde, da nahte sich ihm abermals die Gestalt und flüsterte leise: „Wallner! sey stark, sey muthig, schließ dich von nichts aus, ich werde dich überall begleiten.“ Hu, wie schauderte ihn, da fasten sich alle Tanzenden in eine lange Reihe, und hophophop gieng es hinab in den Abgrund; schon waren die Ersten hinunter, da fasten die letzten Wallnern an, welcher die Augen fest zuthat, und sich gelassen fortreißen ließ; er empfand zwar eine kleine Erschütterung, aber wie glücklich machte ihn die Entdeckung, daß er sich nicht in dem fürchterlichen Abgrunde, sondern zu den Füßen der schwarzen Figur auf dem Altar fand. Von kurzer Dauer war jedoch seine Freude; er saß da ganz allein, die grauen Wellen braußten gräßlich um ihn her, und spühlten oft nahe an das Plätzchen, auf welchem er saß; jeder Augenblick schien seinen Unter-



gang mit sich zu führen, und dennoch behielt er Muth, und sahe ohne Furcht das grinsende Hohn- gelächter, welches seine Verführer am jenseitigen Ufer erschallen ließen. Rette dich durch einen Sprung, schien ihm sein Herz zu sagen, du kannst vielleicht durch Schwimmen dich retten, und rasch sprang er in die tobenden Wellen, welche ihn spielend ans Land warfen. Glückselig dieser Gefahr entronnen, hartete sein schon eine neue: Alle Geister, alle Musik war verschwunden; eine Heerde wilder Thiere blökte ihn an. Hier jähnte ihm ein Tieger entgegen, dort brüllte eine Hiäne, jeder Schritt, den er vorwärts that, setzte ihn in Lebensgefahr, und doch behielt er Muth; rasch schritt er hindurch, ihrem Anblick entzog er sein Auge, und schon hatte er die Gartenthüre erreicht, als eine sanfte Musik anhub, und mehrere Stimmen riefen: „es lebe unser Erretter, es lebe der muthige Wallner.“ Sein Fuß war wie angewurzelt; er sah sich voll Erstaunen um, und entdeckte eine Menge aschgrauer wankender Wesen, welche in demselben Augenblick verschwanden, und mit ihnen Abgrund, Garten und Schloß. Tiefe Dunkelheit umgab dem Forscher; da nahte sich ihm durch die Schatten der Nacht die blasse theil-



nehmende Gestalt, und redete ihn lächelnd an:
 „du bist verwundert, Wallner, über alle die Wunder, welche du hier gesehen hast, höre nur ein Paar Minuten zu, und du wirst sehr bald volles Licht erhalten. Vor mehr denn dreihundert Jahren bewohnte ein reicher, edler Graf dies Schloß; er lebte sehr glücklich mit seiner Gemahlin, welche ihm auch sieben Söhne gebar. So vielen Fleiß nun auch Alfred, so hieß der Graf, auf die Erziehung seiner Söhne selbst wandte, so schlugen sie doch alle Sieben nicht ganz nach seinen Wünschen ein, sondern waren rohe unbiegsame Männer; sie verheiratheten sich an Weiber, die ihnen an Gemüth ähnelten, und Alfred bekam eine Menge Enkel, wovon er keinen lieben konnte. Viel zu lange lebte der wackre Greis für seine unnatürliche Familie; man versuchte ihn auf alle Art zu ärgern, um sein Todesstündlein näher zu führen; vorzüglich kränkte man ihn durch vieles wildes Tanzen, welches er nie geliebt hatte, und in seinem hohen Alter herzlich verabscheute. Eines Tages nun, da seine ruchlosen Kinder und Enkel ihn wieder auf diese Weise tief kränkten, und der alte Mann sein herannahendes Ende merkte, so sprach er im Zorn einen Fluch über sie aus, den



die gerechten Götter nur zu pünktlich erfüllt haben; nämlich er wünschte, daß sie sämmtlich Tag und Nacht sonder Ruhe, selbst nach ihrem Tode, hier forttanzen müßten, und daß nur den Ersten in einem jeden Monat für Menschen Augen dies sichtbar sey, damit sie um so später erlöst würden. Ihr Befreier aber sollte jene drey harte Prüfungen bestehen: mit einer Jeden um den furchtbaren Abgrund tanzen, sonder Todesangst die fürchterlichen Wellen durchschwimmen, und muthig den Rachen der wildesten Thiere zu entrinnen suchen. Du hast die schrecklichen Bedingungen erfüllt, die Unglücklichen sind zur Ruhe, die Götter und Alfred versöhnt, sie senden dir zum Andenken dieser nächtlichen Begebenheit einen Ring, den ich dir überliefere. Wallner nahm den Ring, und dankte dem Erzähler recht herzlich für seine Theilnahme, weil er ohne ihn dies Abenteuer gewiß nicht bestanden hätte. „Aber wer bist du?“ setzte er mehr dankbar fragend, als neugierig hinzu. „Ich bin dein Schutzgeist, entgegnete das Wesen, ich liebe deinen Muth, deinen Trieb, alles zu erforschen, dich von jeder Sache zu überzeugen; aber, Wallner, bedenke auch, daß es geheime Kräfte in der Natur giebt, welche der große Weltgeist



nicht für gut fand, den Augen der Sterblichen zu enthüllen, und daß gar zu tiefes Forschen Beweglichkeit ist. Hier verschwand der Geist, und überließ es Wallnern, der Warnung nachzudenken, und im Dunkeln nach seinem Gasthofs zu tappen. Dieser aber setzte sich sehr ermüdet auf die Ruinen, und schließ, bis ihn die Morgen-sonne, und der herzliche Händedruck seiner Reisegefährten weckte. Groß war freilich seine Freude, sie wieder zu sehen, aber noch größer die ihrige, besonders da er ihnen alle die Wunder der vorigen Nacht erzählte; „und der Ring?“ riefen alle drey zugleich. Welch ein Schrecken für Wallner, er war nicht da, seiner ganzen Erzählung fehlte der Beweis, und er selbst nannte es von diesem Augenblick an einen gefährlichen Traum. In-
 desß meldete ihn gleich nach dem Ersten des folgenden Monats der Wirth aus der goldnen Gans, daß kein Schloß zu sehen gewesen, der Geister-
 tanz habe ein Ende, und die Stadt Nürnberg sandte ihm einen Ring, den er als einen schwachen Beweis betrachten möchte, daß man die Wünsche des Schutzgeistes verstanden. Der Ring und die Nachricht machte dem Fürsten von C. viel Vergnügen, er erzählte diese Begebenheit gern, trug



den Ring immer am Finger, und starb in der Blüthe seines Lebens, weil er von jener Nacht an beständig kränkelte.

Der arme Schuster und sein geistiger Freund.

Ein armer Schuster, der unter den Sorgen des Lebens mit seiner Hausfrau schon alt und grau geworden war, hatte selten so viel Geld übrig gehabt, um in seinem dunklen Keller ein Fläschchen einfaches Bier zum Sonntage aufzubewahren. Er murrte zwar darum nicht, aber ein tiefer Seufzer entstieg doch dann und wann seiner Brust; vorzüglich, wenn er des Abends allein von den benachbarten Dörfern zurückkehrte, wo er gewöhnlich des Sonnabends seine Arbeit hintrug; denn in dem Städtchen, worin er wohnte, hatte er blos darum wenig Arbeit, weil er so sehr arm war, und sich nie Vorrath von gutem Leder verschaffen konnte.



So fehrte er an einem der kurzen Wintertage unmutbig nach feiner Wohnung zurück; er hatte nicht einen Pfennig baares Geld bekommen; die Kälte war groß, fein Holz aufgebrannt, und nichts zu leben. Der Abend brach über diefen Betrachtungen an, und der tiefe Schnee hinderte fein schnelles Fortkommen. Er war ungefähr den halben Weg, als er feitwärts das Gefchrey eines jungen Kindes zu hören glaubte. Ungeachtet er nie Vater gewesen war, fo drang doch diefer Ton zu feinem Herzen; er ftand ftille, und da die klagende Stimme fich abermals hören ließ, fo bahnte er fich fchnell einen Weg durch den tiefen Schnee, und eilte zu dem Plätzchen, von wo der Ton kam. Nachdem er fich glücklich hindurch gearbeitet hatte, fand er ein ganz junges hülflofes Kind, welches von Zeit zu Zeit heftig fchrie und ganz allein im Schnee lag. Er befannte fich nicht lange, was zu thun fey, und ob er es nehmen wollte, fondern er nahm es unbedenklich auf, packte es in feinen leeren Quersack, hing es über die Schulter und trabte wohlgenuth fort. Erft, nachdem er feine Bürde, die ungewöhnlich fchwer war, und faft mit jedem Schritt fchwerer wurde, nahe an der Stadt hatte,



Da fiel ihm ein, was doch wol seine alte Regine zu diesem Fund sagen würde? aber leicht überwand er auch diesen Zweifel, und nun ging es rasch auf die Stadt los, wo er endlich keuchend und athemlos sein Häuschen erreichte. Freundlich drückte ihm seine alte Befährtin die Hand, und betheuerte, daß sie um seinetwegen schon sehr in Sorgen gewesen, und damit faste sie zu, um ihn den Bündel abzunehmen, worin er, nach ihrer Meinung, und wie es immer gewöhnlich war, Stiefel zum Ausbessern mitgebracht hätte. Aber er trat lachend zurück, und rief: „rathe, Frau, was ich hier habe? und da sie lange rieth, ohne das Rechte zu treffen, so entdeckte er ihr endlich seinen Fund, setzte den Sack leise auf einen Tisch, und indem beide sorgfältig den Beutel öffneten, fanden sie statt des Kindes ein Paar große Ballen Leder. Staunen und Schrecken war gleich groß; Regine glaubte, daß sie ihr alter Mann zum Besten gehabt habe; dieser aber versicherte heilig, daß er ihr die Wahrheit gesagt hätte; und indem beide ängstlich von dem Leder fortgingen, meinte er, sich kreuzigend und segnend, die Sache wäre gewiß nicht zum Guten. Ein paar Augenblicke standen

den sie in tiefen Gedanken; dann aber kamen sie dahin überein, daß dieses Leder das Geschenk eines guten Geistes sey, der ihn für seine Menschenliebe belohnen wollen. Sobald dieß alles in Richtigkeit war, wurde das Leder wieder ganz dreist vorgenommen und bey dem kleinen, ärmlichen, blechernen Lämpchen besehen. Es war, nach Aussage des Meisters, von der schönsten Sorte, und Frau Regine that den Vorschlag, es einstweilen in den Keller zu tragen, damit es den Nachbarn nicht gleich in die Augen fielen. Frohes Muthes traten sie die kleine Reise nach dem Keller an; sie schwiegen beide: denn Jeder überrechnete in seinem Herzen, welcher Vortheil hieraus zu ziehen sey, und wie sehr sich jetzt, zum Neide aller Nachbarn und Gevattern, ihre Umstände verbessern würden.

Tiefseuchend legte der Mann das schwere Packet nieder, als seine Frau plötzlich ausrief: „Sieh doch, Mann! welche eine Thür ist denn das? ich habe sie noch nie hier gesehen.“ „Ich auch nicht!“ antwortete dieser ganz trocken, nahm das Lämpchen von der Erde und wollte hinaus gehen, woher sie gekommen waren; aber die



weibliche Neugierde überwand die Furcht; Regine hielt ihren Mann beim Armel zurück, und bat ihn flehentlich, die Thüre mit ihr zu eröffnen; sie schalt ihn furchtsam, warf ihm vor, daß sie als Weib viel beherzter sey, und gelangte durch dieses Gezänk rasch zum Zweck; denn sein ganzer Stolz erwachte, und er kehrte ganz nach ihren Wünschen wieder um. Die Thüre wich leicht dem Druck; sie sprang auf und zeigte ihnen ein enges Kämmerchen, wo ein einziges kleines Fäßchen lag, und woran vorn mit großen Buchstaben stand: „Zur Erholung für Meister David und seine Frau Regine.“ „Das ist scharmant!“ rief David freudig aus, „man will ich auch noch heute Abend einen tüchtigen Trunk thun; denn ich habe mich herzlich müde getragen. Sonach zapfte er sich ohne Umstände ein danebenstehendes Löpfchen voll, und ging mit seiner Frau hinauf in ihr Stübchen, um recht mit Muße die Wohlthat des Geistes zu genießen; aber wie groß war seine Freude, als er den ersten Zug gethan hatte, und statt des gehofften Biers einen schönen, wohlschmeckenden Wein fand. Lächelnd reichte er den Topf seiner Frau, der der Wein zwar prächtig schmeckte, die doch



aber ungenügsam brummte, daß das Fäßchen so klein sei. Viel zufriedner war der ehrliche Schuster; voll Dankbarkeit meinte er, man müsse an Wenigem sich genügen lassen; es sey doch besser, als gar nichts. Von diesem Abend an gewann seine ganze Lage ein andres Ansehen; er bekam durch ein einziges schönes Paar Stiefel einen erstaunlichen Zulauf; er mußte sich ein paar Gesellen annehmen, und aus seinem Hüttchen wurde in Jahresfrist ein niedliches Häuschen. Aber was ihm mehr werth war, als alles Uebrige: sein kleines Weinsäß war unerschöpflich; er zapfte zwar immer nur mäßig jeden Abend eine Kanne davon ab; aber es hätte doch enden müssen, wenn nicht sein geistiger Freund es immer von neuem gefüllt hätte. So war ein Jahr verstrichen; sein Wohlstand war in die Augen fallend, und Meister David, der genügsam und dankbar war, hegte nur den einzigen Wunsch in seinem Herzen, bis an sein Ende in dieser Lage zu bleiben. Regine dachte ganz anders: sie war im höchsten Grad geizig, und hatte sich ganz andere Pläne noch entworfen — ihre Nachbarn und ehemaligen sie nicht achtenden Mitmeisterinnen zu demüthigen. Sie sann dieserhalb Tag und Nacht dar-



auf, wie sie noch mehr Kunden ins Haus locken wollte. Endlich fiel ihr ein Mittel ein, welches auch sehr gut anschlug. Sie setzte ihren Kunden, wenn Meister David Stiefel anmessen, oder Leder kaufen ging, jedesmal einen Krug von dem schönen Wein vor; dadurch zog sie eine Menge Kunden ins Haus, daß David sich binnen kurzer Zeit mehrere Gefellen anschaffen mußte. Eines Tages kamen auch verschiedene Rathsherrn blos der Neugier wegen zu David, um sich Stiefel anmessen zu lassen, und von seinem Wein zu trinken. Aber zum Unglück war er selbst zu Hause, und in seiner Gegenwart wagte es Regine nicht, so groß die Ehre auch für ihren Stolz war, den Herren des Raths einen Trunk anzubieten; diese aber, gar nicht blöde, forderten eine Kanne von dem schönen Wein, womit David seine Kunden zu bewirthen pflege. Wie aus den Wolken gefallen, stand der arme Meister, seine Mütze unter dem Arm haltend, vor ihnen; er warf einen drohenden Blick auf seine Frau, welche aber wenig davon merkte; denn sie eilte schnell hinaus, brachte eine porcellänene Kanne mit Wein und zwey Gläser für die Gäste. Der arme Mann mußte nun schon gute Miene zum bösen



Spiel machen; er wischte die Gläser mit dem an der Thür hängenden Handtuch sauber aus, und goß seinen erwartungsvollen Gästen ein, welche aber nicht wenig erstaunten, da sie beide Gläser mit Blut angefüllt fanden. Sie hielten dieß für einen vorsätzlichen Betrug von der Frau, und nachdem sie diese derb ausgeschimpft hatten, so befahlen sie, den Keller aufzuschließen, damit sie sich selbst Wein zapfen könnten. Zurchtsam kroch Regine die enge Treppe voran; hinter ihr gingen die durstigen Rathsherren, und ganz zuletzt kam David, der ein anderes Gefäß trug, und innerlich vor Wuth über die Dummheit seiner Frau kochte. Umsonst durchsuchte man den kleinen Keller: es war weder Thür noch Fäßchen zu sehen, und die Herren mußten unverrichteter Sache, mit heimlichem Grimm im Herzen, wieder abziehen. Kaum waren sie aber auch fort, so brach das verhaltne Gewitter über Reginen los; er machte ihr nicht nur die bittersten Vorwürfe, sondern er belohnte sie auch für ihre Naseweisheit mit einigen derben Stockprügeln, und ging alsdann, verdrießlich über sein verlorneß Glück, und traurig über den Zorn seines geistigen Freundes, zum Hause hinaus. Erst mit der Abend-



Stunde kehrte er zurück. Regine saß noch immer bitterlich weinend am Ofen, und David, der sein altes Weib, ihrer Fehler ohnerachtet, wirklich lieb hatte, und sie in einer dreißigjährigen Ehe zum erstenmal heute geschlagen hatte, näherte sich ihr ohne Groll, und mit der Bitte auf der Zunge, wieder freundlich zu seyn, und das Geschehene zu vergessen, da sie doch allein Schuld an diesem Unheil sey. Zum Glück fühlte Regine die Wahrheit dieser Behauptung; sie reichte ihrem Mann die Hand, trocknete die Thränen und ging zu dem Tische, wo noch immer die mit Blut angefüllten Gläser standen, um diesen unangenehmen Anblick aus ihren Augen zu schaffen. Aber welch eine Freude! der Wohlgeruch, welcher ihr so gut bekannt war, duftete aus den Gläsern, und die ganze Kanne war mit dem alten Getränk angefüllt. Frohlockend rief sie ihren alten Mann, welcher mehr über das Wohlwollen des Geistes, als über den Wein vergnügt war; indeß that er sich recht gültlich mit seiner Frau, und vergaß in einem ruhigen Schlafe die Begebenheit des vorigen Tages. Kaum war es Tag geworden, so eilte Regine zum Keller, und fand, wie sie vermuthet hatte, die



liebe Thüre wieder offen; denn sehr richtig hatte die schlaue Alte geschlossen, daß, da der Geist den Wein für sie verwandelt, es gewiß auch die Thüre wieder öffnen würde. Sie holte geschwind ihren Mann, welcher voll Vergnügen sein kleines Weinfäß umarmte, aber bei dieser Gelegenheit auch sah, daß eine neue Inschrift auf dem Boden stand, welche lautete — Für den genügsamen David bin ich voll Wein: für jeden Andern werd' ich voll Blut gefüllt seyn. —

Er verschwieg diese bedeutenden Worte seiner Frau, welche nicht lesen konnte, um ihre Freude nicht zu stören; aber er warnte sie recht dringend, für Niemanden einen Tropfen von diesem Fäßchen zu zapfen, weil der Geist sonst sehr zürnen würde. Sie versprach es ihm auch in die Hand; aber schon den Nachmittag war sie ihres Versprechens schlecht eingedenk: ihr Geiz ward in Versuchung geführt, und leider konnte sie nicht die Probe bestehen.jene beide Rathsherren, welche mit der langen Nase hatten abziehen müssen, waren nicht willens, ihre Absichten sogleich aufzugeben; sie kann-



ten Reginen als ein geiziges Weib, und baue-
 ten hierauf die Erreichung ihres Plans. Zum
 Unglück mußte Meister David an diesem fatalen
 Nachmittage über Land, und kaum sahen ihn
 die beiden Säufer aus dem Thore gehen, als
 sie sich auch sogleich zu Reginen verfügten.
 Schlau genug lockten sie der geschwägigen Al-
 ten das ganze Geheimniß mit dem Täschchen
 ab, und vermochten sie alsdann mit einigen
 Goldstücken, ihnen eine Kanne des gepriesenen
 Weins zu holen. Vergebens warnte eine gehe-
 ime Stimme Reginen; vergebens drangen sich
 ihr die Bitten ihres alten Mannes auf: sie
 steckte die Goldstücke in die Tasche, und eilte
 voll Freude zum Keller; aber sie kehrte nie mehr
 zurück: auf der obersten Stufe glischte sie aus
 und zerschmetterte sich die Hirnschale an den
 spizigen Steinen, welche aus der Wand rag-
 ten. Nachdem die Unglücksstifter eine Zeit lang
 geharrt hatten, und die Alte nicht zurück kam,
 so ahneten sie die schreckliche Wahrheit, und eil-
 ten, noch schneller, als sie gekommen waren, zu
 Hause. Als der gute alte David zu Hause kam,
 und seine Frau nicht gleich fand, so fragte er
 die Gesellen, wo sie sey? Da aber ihre Mei-



sterinn gewöhnlich in einem kleinen Hinterstüb-
 chen zubrachte, so hatte Niemand sie gesehen,
 aber wol die beiden Rathsherren kommen und
 gehen hören. Bey Rennung dieser Menschen
 erblaßte der alte Mann vor Schrecken; er
 eilte zum Keller und fand seine schreckliche Muth-
 maßung bestätigt. Er nahm den Körper seiner
 verstorbenen Regine voll Schmerz mit hinauf,
 und schwur, nie einen Tropfen des Weins mehr
 zu trinken, welcher seiner Ehehälfte den Tod
 verursacht hatte, und er hielt redlich Wort. So-
 bald Regine begraben war, ließ er die obere
 Thüre vermauren, und bald darauf folgte er
 seiner alten Gefährtinn nach.

Niemand wagte, den unglücklichen Keller zu
 erbrechen, und so blieb er bis auf unsere heißen
 Zeiten uneröffnet.



Die drey Gürtel.

Es war einmal vor Zeiten ein König, welcher eine schöne, junge und tugendhafte Gemahlinn hatte, die ihn, wie er sie, sehr zärtlich liebte; aber leider blieb dieß Glück nicht von langer Dauer. Der König war ein lebhafter, feuriger Herr, von einem etwas unbeständigen Charakter. Er hatte den Grundsatz mit allen Männern gemein: das Einerley ermüdete ihn, und er empfand in dem Genuß der schönsten und liebenswürdigsten Frau Langeweile. Vergebens bemühte er sich, dieß zu verbergen: seine Gemahlinn merkte es nur zu schnell, und härmte sich

im Stillen über die Veränderung in seinem Betragen. Umsonst unterdrückte sie jeden Vorwurf; umsonst war sie zärtlicher, zuvorkommender, liebenswürdiger als je: seine Unbeständigkeit, sein Hang zur Veränderung war zu groß. Er liebte sie freilich noch immer; er sagte ihr dies auch täglich; aber er nahm doch mit dem größten Vergnügen einen Ruf seines Oheims an, der ihn bat, gegen einen seiner Nachbarn mit zu Felde zu ziehen. Die Königin war untröstlich, als er ihr diese Nachricht hinterbrachte. Sie ging weinend zu Bette, und stand mit Thränen wieder auf. Der König wandte zwar alle Mittel an, sie zu beruhigen; aber da alles vergebens war, so stahl er sich einst um Mitternacht von ihrer Seite, drückte einen herzlichen Kuß auf ihre blaffen Wangen, ließ ihr einen zärtlichen Brief zurück, und war, als sie erwachte, schon mehrere Meilen von ihr entfernt.

Die ersten Tage nach seiner Abreise überließ sich die Königin so heftig ihrem Schmerz, daß man für ihre Gesundheit besorgt war; aber die wohlthätige Zeit machte ihn nach und nach milder, und die Königin fing wieder an, ein

Segen ihrer Unterthanen, die Mutter aller Traurenden und Nothleidenden zu werden. Eines Tages war sie in fremder Tracht in der Stadt umher geschlichen, hatte manche Thräne getrocknet, manchen schweren Kummer leichter gemacht, und war schon auf dem Rückwege, da hinkte ihr ein altes, krummes, scheuslich aussehendes Wesen entgegen; die Gasse war enge, und die holde Königin drängte sich ganz an die Wand, um auch nicht in dem kleinsten Punkt diese entsefliche Häßlichkeit zu berühren; aber in dem Augenblick, wo die Alte an ihr vorbei ging, gleitete sie aus, und fiel, so lang sie war, in den Koth. Jeder Andre würde hier überlaut gelacht haben; aber die gute Königin lachte nicht: sie eilte schnell hinzu, überwand all ihren Abscheu und half der Alten in die Höhe. Dieß war freilich kein kleines Stückchen Arbeit; denn die Here war schwer, und mühsam aufzurichten, und belegte während des Aufstehens ihre Helferin mit den schändlichsten Namen; ja, sie vergaß sich so sehr, daß, als ihr die Königin gar nicht antwortete, und nach vollbrachter Arbeit sich entfernte, sie mit der Krücke nach ihr schlug, auch so gut gegen die Erde traf, daß sie in

zwei Stücke sprang. Dieß machte die Alte ganz hilflos, und sie schrie und tobte so lange welschelsweise, bis die Königin wieder zurückkehrte, und mit einer beispiellosen Geduld die Alte unter den Arm nahm, und auf ihr Begehre zu einem kleinen Hüttchen führte, welches nicht fern vom Wege ab war. Sobald die Alte in dem enger schmutzigen Stübchen sich gesetzt hatte, eilte Adelsheid, so hieß die gute schöne Königin, ohne ein Wort mit ihr zu reden, aus der Thür. Aber ein plötzlicher Donner Schlag schreckte sie zurück; die alte Heye war verschwunden, und an ihrer Stelle stand eine große majestätische Fee vor ihr, welche sie mit Bewunderung und Vergnügen ansah. „Du bist noch mehr, als gut“, hob die Fee endlich an, da sich Adelsheid ein wenig erholt hatte, „ich habe Dich geprüft, und Du bist von nun an unter meinem Schutz. Zur ersten Probe meiner Gewogenheit nimm diese drei Gürtel von Silber: zwei lege zurück; aber den einen trage: wenn dieser bricht, so denkt Dein Gemahl schon seltner an Dich; trage alsdann den zweiten; und bricht auch dieser, dann lege den dritten an und reise unverzüglich Deinem Gemahl nach; halte



Dich dann verborgen; aber wenn der dritte Gürtel bricht, dann, Königin! eile, Deine Rechte geltend zu machen. Lebe wohl, und rechne auf Fatimens Schutz. Hier verschwand die Zee, und die erstaunte Königin würde alles für Blendwerk gehalten haben, wenn nicht die drey Gürtel in ihrer Hand zurück geblieben wären.

Sobald sie zu Hatse kam, legte sie den ersten der wunderbaren Gürtel um; und ob sie gleich befürchtete, daß er brechen möchte, so segnete sie doch dies Geschenk der Zee; denn es gab ihr, so lange der Gürtel ganz war, die Beruhigung, daß ihr Gemahl getreu sey, und ihrer gedächte. Schon war ein halbes Jahr verlossen, und Adelsheit nährte heiße Wünsche für die Rückkehr des geliebten Königs, als plötzlich eines Tages ihr Gürtel in drey Stücke brach. Der Schmerz der Königin kannte lange Zeit keine Grenzen, und war um so heftiger, da sie keinen Vertrauten hatte, in dessen Busen sie ihren Kummer niederlegen konnte. Sie fürchtete sich, den zweiten Gürtel umzulegen. Ach! sie hatte nur zu sehr Recht; denn schon in vier Wo-



chen brach er in mehrere kleine Stücke. Diesmal blieb sie weit gefasster: sie hatte sich nun schon daran gewöhnt, ihren Gemahl als untreu zu betrachten, und gewissermaßen erwartet, daß der zweite Gürtel brechen würde. Was sie aber noch mehr in Erstaunen setzte, war die Nachricht von dem Tode des Königs, welche sich seit diesem Tage allgemein verbreitete. Sie allein wußte, daß er lebte; da sie aber nicht im Stande war, es beweisen zu können, ohne ihr Geheimniß zu verrathen, so schwieg sie, und indem sie die Wahrheit dieses Gerüchtes bezweifelte, berief sie ihre treuesten Rätthe zusammen, empfahl ihnen die Fürsorge für ihre Unterthanen auf das angelegentlichste, und eröffnete ihnen alsdann, daß sie reisen und ihren Gemahl selbst auffuchen werde, indem er ihr diese Nacht im Schlafe erschienen, und ihr entdeckt habe, daß er nicht todt, aber in einer Art von Bezauberung sey, aus der ihn nur ihre persönliche Gegenwart retten könnte. Damit nun ihr Volk und die übrigen Rätthe nicht hiervon unterrichtet würden, und wohl gar ein Mißvergnügen darüber entsände, so wollte sie bekannt machen, daß sie noch heute sich auf ein entlegenes Schloß begäbe; hier



wolle sie ihrem Schmerz nachhängen, und das ganze Trauerjahr Niemand als die getreuesten ihrer Rätthe sehen. Alle Vorstellungen ihrer Getreuen waren umsonst: sie war auf alles, auch auf das Aergste vorbereitet, und da alle Vorstellungen nicht fruchteten, so ergaben sie sich in den Willen ihrer guten Königin, gelobten ihr Treue bis in den Tod, und begleiteten sie schon des nächsten Tages auf das ferne Landschloß, von wo sie bald darauf, als eine Pilgerinn gekleidet, abreiste. Mehrere Tage waren bereits vergangen, ohne daß irgend ein Abenteuer die Reise der schönen Königin aufgehalten hätte. Sie wurde aller Orten gut aufgenommen; es fehlte ihr an nichts: denn die Menschen der alten Zeit waren gastfrey, und daran gewöhnt, vornehme Leute in solchen Nummereien reisen zu sehen, um irgend ein Gelübd zu erfüllen. Ohne zu wissen, wohin ihr treuleser Gemahl sich gewandt hatte, folgte sie blos dem Zuge ihres Herzens, und hatte einen Weg eingeschlagen, von dem sie hoffte, daß er sie zum Ziele führen würde.

Eines Tages, da sie sehr viel von der Sonnenhize ausgestanden, und fast ermattet



war, näherte sie sich gegen Abend einem großen Walde, dessen Dunkelheit sie erschreckt haben würde, wenn nicht das Verlangen nach der darin herrschenden Kühlung alles überwunden hätte. Sie schleppte sich mühsam bis zu seinem Eingange, da warf sie sich in den Schatten der alten hundertjährigen Eichen, und beweinte ihr Schicksal mit heißen Thränen. Der brennendste Durst plagte sie; sie sah sich ängstlich nach einer Quelle um; aber die große Ermüdung verbot ihr, darnach zu suchen, und sie sank ganz erschöpft auf der Stelle wieder nieder. Schon wollte ihre Geduld, ihre Sanftmuth sie verlassen, als sie sich besann, ruhig den Kopf ins Gras legte und im Begriff war, einzuschlummern, da wehte plötzlich ein säuselndes Lüftchen über sie hin, welches sie ohne Speise und Trank so sehr erquickte, daß sie nach einigen Minuten völlig stark und wohl genug aufstand, um ihre Reise fortzusetzen. Eine ziemlich große goldne Ruß, die zu ihren Füßen lag, befestigte sie noch immer mehr in dem Glauben von Fatimens Nähe, und nachdem sie die Ruß verwahrt hatte, trat sie getrost ihren Weg wieder an, und verfolgte ihn standhaft, bis mitternächtliches Dun-



kel alle Gegenstände um sie her verschleierte, und sie genöthigt ward, bis zur Ankunft des Morgens unter einem Baume Platz zu nehmen. Es war die erste Nacht auf ihrer Reise, wo sie ohne Obdach blieb, und sie wurde doch ein wenig unruhig, wenn sie aus der Ferne das Brüllen der Hyäne, das Zähnen der Tiger und das Geheul der Wölfe hörte. Angstvoll hatte sie ein Stündchen so zugebracht, welches ihr dreimal so lang geworden war, als der Mond durch die Wolken brach, und mit seinem lieblichen Glanze Adelsheidens Herz erfreute. Sie verfolgte nun muthig ihren Weg, und als sie eine Zeit lang geschwind fortgeschritten, und dann, um etwas zu ruhen, sich an einem Baum lehnte, war es, als näherte sich der Mond dem Orte, wo sie ruhte, und indem er leicht über sie hinschwand, fiel eine ähnliche goldne Ruß zu ihren Füßen. Froh in dem Besitz dieses zweiten Schazes, eilte sie freudig vorwärts, und ergözte sich bey der Ansicht der Bäume, an welchen sich das blaßse Mondenlicht auf eine zauberische Art brach. Endlich hatte sie das Ende des fürchterlichen Waldes erreicht, und trat mit einem Gefühl hoher Freude, welches gewöhnlich überstandene

Gefährlichkeiten gerühren, aus dem Dunkel hervor. Siehe, da erwartete sie das schönste Schauspiel der Natur, die aufgehende Sonne. Wie angezaubert stand Adelheid; sie hatte nie im Freien einen Morgen so früh gefeiert. Sie wagte nicht von der Stelle zu gehen, kaum zu athmen, um nur nichts von diesem schönen Anblick zu verlieren. Prachtvoll stieg sie höher und immer höher, die große Königin des Tages, und indem ihre Strahlen mit allem Glanze auf Adelheid fielen, warfen sie zugleich eine noch größere Ruß, als die beiden übrigen, zu den Füßen der holden Pilgerinn, auf welcher mit deutlichen Worten stand: „Du bist am Ziele.“ Gerührt sank sie auf ihre Knie. Thränen erstärzten ihr, und indem sie sich langsam erhob, zeigte sich ihrem Auge eine schöne große Stadt, wovon sie nur noch ein Viertelstündchen entfernt war. Sie legte den kurzen Weg dahin schnell zurück, und da sie vor einer Mühle vorbeikam, wovon die Bewohner schon aufgestanden waren, so ging sie hinein, und bat um ein Frühstück. Gleichsam als hätte man die guten Leute darauf vorbereitet, so freundlich und gut wurde sie empfangen. Es waren ein Paar wür-



Dige Alte, welche Adelsheid in den ersten Augenblicken mit Philemon und Baucis verglich. Nachdem das Mütterchen sie mit einer frischen Milch erquickt hatte, bereitete sie ihr ein Bad, und als die Pilgerinn auch dieß genommen hatte, so zeigte sie ihr in einem kleinen einsamen Hinterstübchen ein Bett, welches mit Blumen bestreut war, und worauf sie einige Stunden ruhen sollte. Dankbar drückte sie die Hand der guten Mütterinn, und warf sich zufrieden auf das duftende Lager, wo der Schlummergott durch holde Träume ihr alles Leid vergessen machte. Reizender und schöner als eine Frühlingstrose, erwachte die Pilgerinn; ihre Wangen und Lippen glühten von der feinsten Röthe, und ihre Augen hatten einen so sanften, unwiderstehlichen Glanz, daß die guten alten Müllersleute nicht aufhören konnten, ihren neuen Gast zu betrachten, und ihm zu liebkosen. Die Mühle lag malerisch schön, und Adelsheid nahm sich vor, die Entwicklung ihres Schicksals hier abzuwarten. Sie fragte die guten Alten, ob sie es erlaubten, daß sie einige Zeit bey ihnen bleiben dürfe? Hierüber waren sie sehr vergnügt, und betheuertem ihr feierlich, daß sie sie in der

kurzen Zeit so lieb gewonnen, daß es sie freuen würde, wenn es ihr recht lange, oder gar immer bey ihnen gefiele. Sie verabredeten nun zusammen, Adelheid für ihre Verwandtinn auszugeben, und ihr den Namen Röse beizulegen.

Der Abend dieses Tages war so schön, daß sich Röse, die ein Bauerngewand angelegt hatte, welches ihre Reize noch mehr den Augen darstellte, ins Freie geflüchtet hatte, vor der Thür auf einer Bank saß, und tiefsinnig in den vorbeireisenden Bach sah. Ein nahes Pferdege-trappel machte sie aufmerksam; aber man denke sich ihr Erstaunen, als sie ihren Gemahl mit einem großen Gefolge von Pferden angesprengt kommen sah, an seiner Seite ein mehr schönes als reizendes Mädchen. Der Zug war schon zu nahe, um zu entziehen; sie sammelte ihre Kräfte zusammen, blieb sitzen und betrachtete von Zeit zu Zeit ihren Ungetreuen, welcher kein Auge von ihr wandte, und sich noch so lange nach ihr umsah, als ihm irgend möglich war. Das Gefolge des Königs war ihr ganz unbekannt. Sie schlug ihre Augen wieder nieder, sobald der Geliebte verschwunden war, und versank wieder



in ein so tiefes Nachdenken, daß sie nichts von den Anmerkungen des ganzen Gefolges hörte, noch weniger sich durch ihr lautes Lachen beleidigt fühlte. Endlich schüttelte die gute alte Mütterinn sie aus ihrem Nachdenken auf, erinnerte sie an die kühle Abendluft und zog sie, ihr die Wange streichelnd, in die Stube, wo ihr kleines ländliches Mahl ihrer harrte. Róse nahm alle ihre Besinnung zusammen, und fragte die Mütterinn, was denn das für ein Herr gewesen sey, mit einer schönen Dame und einer großen Menge Bedienten, der heute Abend hier vorbei gefahren? Mit der ganz eignen Redseligkeit, welche gewöhnlich allen alten Leuten eigen ist, erzählte ihr diese nun, daß die Dame die Tochter des Königs, und der schöne junge Mann ein fremder Prinz sey, der hier durch einen Zufall, den aber Niemand wüßte, hergekommen wäre; er sey die erste Zeit immer sehr traurig gewesen, und habe viel geseufzt, aber der König und seine Tochter hätten nicht eher mit ihren Tröstungen nachgelassen, bis er heiter geworden, und endlich vor vier Wochen sich verlobt habe. In wenigen Tagen würde die Vermählung seyn, und man mache schon die größten Anstalten dazu.

Bei diesen Worten erblasste Rose; sie rief leise: „ach Gott!“ und sank in eine tiefe Ohnmacht. Als sie zu sich selbst kam, und dieß geschah durch das viele kalte Wasser, womit man sie begoß, bald, so bat sie die alten Leute recht herzlich um Vergebung wegen des Schrecks, so sie ihnen gemacht, und eilte in ihr Schlafstübchen, wo sie sich ihrem Gram, ihrer hoffnungslosen Liebe überließ. Aber mitten in ihrem Leiden fiel ihr ein, daß der dritte Gürtel noch immer fest ihren Leib umschloß, und daß die Fee ihr gesagt habe, erst wann der dritte Gürtel zerbricht, verläugnet er dich ganz und liebt eine Andere. Dieser Trost war nicht klein, und sie legte sich, ihn noch immer entschuldigend, zu Bette, aber leider nicht zur Ruhe.

Sobald der Tag in seiner Ordnung vorgerückt war, daß vornehme Leute aufstehen, so erschien der König abermals, aber nur von einem einzigen Jäger begleitet, an der Mühle, und traf Rosen, die eben im Begriff war, einen Kranz von Vergifmeinnicht in ihr Haar zu flechten; bey seinem Anblick erschreckte sie heftig, der Kranz entsank ihren Händen, und der Bach



trieb ihn schneller mit fort, als es dem König möglich war, ihn zu erhaschen. Er kehrte, nachdem seine Bemühungen vergebens waren, zu Rösen, welche ihre Fassung wieder erhalten hatte, zurück, und fragte sie freundlich, wer ihre Eltern wären? Sie heftete ihm das verabredete Märchen auf, und war schon im Zurückgehen, als er ihre Hand ergriff und recht zärtlich fragte, ob sie noch keinen Bräutigam habe? Sie antwortete verschämt: „Nein,“ und wollte abermals gehen, aber der König zog sie neben sich ins weiche Gras, und schwatzte ihr von dem Eindruck vor, den sie gestern Abend auf ihn gemacht. Röse schwieg, und der König, der dieß als ein Zeichen ihres Wohlgefallens aufnahm, und sie für ein ganz gewöhnliches Bauermädchen hielt, fing schon aus einem zuversichtlichen Ton an zu reden, als sie schneller, als er es verhüten konnte, aufstand, und sich hastig in die Gebüsch und von dort in ihr Stübchen entfernte. Vergebens durchbrach der König die Gesträuche; vergebens wiederholte das ferne Echo ihren Namen; Röse blieb fort und ihm nichts übrig, als mißmuthig zurückzukehren. Täglich kam er seit diesem Morgen mehrere male zur Mühle; war



er artig, und blieb in gewisser Entfernung, so war Röse für ihn da; ja, sie wurde ihm nach und nach so theuer, daß er sie wirklich innig liebte, und seine stolze Braut, in Betrachtung gegen dies anspruchlose Mädchen, ihn immer gleichgültiger ward. Röse nannte sich nur seine Freundin, aber sie war seine Geliebte im vollsten Sinne des Worts, und sie wandte ihre Gewalt über ihn nur an, um sein Herz zu veredeln, ihn von seiner Unbeständigkeit zu heilen.

Indeß rückte sein Hochzeitstag immer näher, schon war er nur noch acht Tage entfernt, da ward sein Herz noch einmal zum Verräther, seine Liebe noch einmal sinnlich; er kam spät gegen die Nacht zu Rösen und wandte die süßesten Ueberredungen, die zärtlichsten Liebfosungen an, um die Holde ganz sein zu nennen. Schon wankte die Arme, nur noch matt vertheidigte sie sich gegen den geliebten Verführer, da brach plötzlich ihr dritter Gürtel entzwey. Kalt vor Schrecken, wand sie sich aus den Armen des Königs; sie hatte fast über der Geliebten die Gattin vergessen, und indem sie sich weinend in ein Fenster legte, bat sie ihn flehentlich, die



Hausthüre zuzumachen, weil das Schlagen davon, ihrem Gehör so unangenehm sey. Der König ging; er war erstaunt und verdrüsslich, dem Gegenstand seiner süßesten Wünsche sich auf einmal so entrückt zu sehen. Er schlug die Thüre zu, da sprang eine gegenüber sich befindende auf, als er diese zugemacht, eine dritte, und so ward er von einer unsichtbaren Macht genöthigt, die ganze Nacht Thüren zuzumachen. Verdrüsslich über diesen sonderbaren Streich, den er auf Königs Rechnung schob, eilte er nach seinem Schlosse, und um sie, von der er wußte, sie liebte ihn, recht zu kränken, setzte er seinen Hochzeitstag schon den dritten Tag an, that doppelt schön mit seiner Braut, und suchte in einem Schwarm von Lustbarkeiten Rosen ganz zu vergessen.

Als es Tag ward, und der König nicht wieder zurück kam, so glaubte Rösche, daß er durch ihr Weinen gerührt, sie darum verlassen habe. Als er aber gar nicht zurückkehrte, und sie die Beschleunigung seiner Heirath erfuhr, da merkte sie wol, daß er zürne, und sann hin und her, ihn zu versöhnen, als ihr nach langen Nachdenken ihre goldnen Rüsse einfielen.



Sie eröffnete hurtig und neugierig die kleinste, worin sich zu ihrem Erstaunen, ein wunderschönes Reßzeug mit einem Reßkästchen befand. Sie eilte geschwind nach dem Schlosse, setzte sich dem Fenster der Prinzessin gegenüber und fing an zu nähen. Diese ward bald aufmerksam auf die schöne Nachbarin, und ihr noch schöneres Kästchen, worauf sich die Sonnenstrahlen in den prächtigsten Farbenmischungen brachen. Ihr künftiger Gemahl koste mit ihr an demselben Fenster. Er erschrak, da die Näherin ihre Augen aufschlug, und er Rösen erkannte. Ihr freundlicher Blick machte ihm Muth, und er sandte im Namen der Prinzessin herunter und ließ fragen: ob das Kästchen nicht zu verkaufen sey? „Nein!“ entgegnete Röse dem Boten, „es ist nicht zu verkaufen, aber wohl zu vertauschen!“ „Und wofür willst Du es vertauschen?“ fragte die Prinzessin heftig, indem sie das Fenster aufriß. „Für ihre erste Brautnacht!“ entgegnete das Mädchen verschämt, und nähte ruhig fort. „Die Kreatur!“ war die Antwort, und das Fenster flog zu, daß alle Scheiben klirrten. Hoch schlug dem Könige das Herz; er sah nun wol ein, daß nicht Röse,



sondern eine boshafte Fee ihn gequält habe, und er nahm geschwind zur List seine Zuflucht. Hastig erzürnt, bat er die Prinzessin, das Kästchen zu vergessen, denn er würde sich nie überwinden, mit dieser Kreatur sein Bett zu theilen. Sobald die Prinzessin von dieser Seite sich sicher glaubte, zog sie andre Saiten auf, ließ den Wunsch, das Kästchen zu besitzen, so deutlich blicken, daß der König endlich halb unwillig nachgab, und der Tausch zwischen der Prinzessin und Mäherinn wurde geschlossen.

Sobald diese ihr Kästchen angebracht hatte, eilte sie zu Hause, und öffnete die zweite Nuß. Hier bot sich ihren erstaunten Augen eine Spindel dar, die an Schönheit und Reichthum das Nefkästchen weit übertraf. Die erstaunte Müllerinn unterrichtete Nöfen, mit der Spindel umzugehen, und kaum graute der zweite Tag, als sie schon im Schloßhof saß, und einen Faden spann, der noch feiner als das feinste Haar war. Der ganze Hofstaat war starr für Erstaunen, und kaum erfuhr die Prinzessin diese neue Wunder von ihren Frauen, als sie schnell ihr Bett verließ und ans Fenster



ließ, um sich mit eignen Augen davon zu überzeugen. Es ist Wahrheit! rief sie freudig aus, und sandte zu Rösen, um den Preis der Spindel zu erfahren. Sie erhielt dieselbe Antwort, wie zum erstenmal, denn die Spindel war nur Rösen für die zweite Brautnacht der Prinzessin feil. Sogleich ward zum König geschickt; er kam und die Geliebte ließ nicht eher mit Bitten nach, bis er ihr erlaubte, gegen die zweite Nacht die wunderschöne Spindel einzutauschen.

Raum war auch diese in den Händen der Prinzessin, so war Röse auch schon verschwunden, hüpfte in ihr Kämmerchen und öffnete die dritte Kasten. Ein kostbares Geschmeide, welches Nefkästchen und Spindel bei weitem übertraf, war darin befindlich. Wie lang dünkte ihr heute der Tag; endlich war er dahin; auch die langweiligste Nacht ihres Lebens entschwand, und der gefürchtete Hochzeittag brach heran. Röse zog ihre Pilgerinnkleider wieder an, schmückte sich mit einem Kranze und ging, das Geschmeide mit sich tragend, dem Schlosse zu. Sie verlangte die Prinzessin zu sprechen, und man führte sie unbedenklich zu ihr. Die Glückliche war schon



unter den Händen ihrer Frauen, welche ihre natürliche Schönheit noch mehr zu erhöhen suchten. Die Pilgerinn zeigte den Schmuck, und die Prinzessin freute sich so sehr darüber, daß sie, ohne den König zu fragen, ihr die dritte Nacht zusagte, und sie noch obenein bat, ihren Hochzeittag bei ihr zu bleiben, und während der drei Tage ein paar Zimmer von den andern zu beziehen. Rösle dankte aber für das alles, ging ruhig zu Hause, verbrachte den Tag abwechselnd in Angst und in Freude, und eilte dann, als der Abendstern flimmerte, dem Schlosse zu. Lauter Jubel tönte ihr entgegen; sie schlich sich unbemerkt zu den Zimmern der Prinzessin. Hier öffnete ihr eine vertraute Kammerfrau das bräutliche Schlafgemach und entfernte sich dann wieder.

Sobald sie allein war, warf sie die Kleider einer Pilgerinn von sich, hüllte ihre zarten Glieder in einen durchsichtigen Schleier, nahm ihre natürliche Stimme wieder an und erwartete so mit Sehnsucht ihren Geliebten, ihren Gatten. Endlich näherte sich die Stunde, die Musik schwieg, und in wenig Augenblicken fühlte sie sich von seinen Armen umfaßt. Er war



schon entkleidet und trug das zitternde Weib zum heimlichen Lager; alle Lichter verlöschten; er stammelte: „meine Köse!“ und ward glücklich, wie es ein liebender Mann werden kann. Sanft entschlummerte er in ihren Armen, und schon begann dem jungen Tage die Nacht Platz zu machen, als Adelsheid erwachte. Sie betrachtete mit Zärtlichkeit den geliebten Gatten, als sie ein schwarzes Bändchen auf seiner Brust entdeckte; sie zog leise daran, und siehe, welche Freude, es war ihr eignes Bildniß, welches er noch immer auf seinen Herzen trug. Bei Betrachtung dieses Bildes ertappte sie ihr Gemahl; eine hohe Röthe flog schnell über seine Wangen; er nahm es ihr weg und gab ihm seinen alten Platz. „Wessen ist das Bildniß?“ fragte Adelsheid sich sanft an ihn schmiegend. Er seufzte tief, dann sagte er schmerzhaft: „Ach, Köse! was für eine Seite berührst Du! Es ist die schmerzhafteste meines Lebens. Ja, wisse es immer, Du, nur Du ähnelst ihr, es ist das Bildniß meines Weibes, meiner mir noch immer treuen Adelsheid.“ Thränen flossen von seinen Wangen; er drückte Kösen sanft von sich weg, und indem er aufstand, rief er jammernd: „O, meine Adels-



heid, wie sehr bin ich für meinen Leichtfinn bestraft!“ Länger konnte sich das liebende Weib nicht halten. Sie sank in seine Arme, und als die ersten Entdeckungen, die ersten Entzückungen der Liebe vorüber waren, so erzählte sie ihm alle ihre Schicksale von dem Tage ihrer Abreise an bis auf den Augenblick der Wiedererkennung. Gern hätte ihr der König auch seine Begebenheiten erzählt, aber die Zeit war zu kurz; sie versparten es bis auf die nächste Nacht, um nicht von seiner neuen Gemahlin überrascht und in einem vertraulichen Gespräch getroffen zu werden. Kaum hatte er auch das Zimmer verlassen, als die Prinzessin, von den Qualen der Eifersucht getrieben, hereinrauschte; sie fand aber ihren Gemahl nicht mehr, und die schöne Pilgerinn in Thränen. Freilich waren es nur Freudenthränen, die diese weinte, aber die Dame, welche dieß gar nicht ahnen konnte, hielt es für Thränen der verachteten Liebe, und bezeugte der armen Köse ihr Mitleid recht aufrichtig; sie trocknete eigenhändig die Thränen von ihrer schönen Augen, und als sie so manchen noch unverhüllten Reiz der jungen Pilgerinn sah, so pries sie sich wegen der Liebe und Enthaltbarkeit ihres Ge-

mahls doppelt glücklich. Sie eilte auch gleich zu ihm, überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Zärtlichkeiten, und hätte ihn gern für die schlechte Brautnacht, welche er, nach ihrer Meinung gehabt, schadlos gehalten, wenn der König nur das geringste Belüsten gezeigt hätte. Dieser war aber einzig mit seinem und Adelhaidens Schicksal beschäftigt, dachte so sehr auf Mittel, sich und sein geliebtes Weib zu retten, daß er sich nur mit Mühe verstellte. Auch dieses Kältersehn schrieb die eitle Prinzessin auf Rechnung seiner Liebe, und theilte den ganzen Tag ihre Aufmerksamkeit zwischen die Pilgerinn und ihren Gemahl, der ihr doch diesen Abend fast zu früh entschlüpfte, und dem der Hofnarr noch nachrief: „Prinz, hüte Dich: die Wände haben Ohren; verborgne Thüren können reden.“ Der König merkte sehr auf diese Warnung; er wußte, der Narr liebte ihn, und war überzeugt, daß er etwas gehört hatte, worauf sich die Warnung bezog; und es war so. Die eine Kammerfrau der Prinzessin hatte abgebrochne Wörter aus einer kurzen Unterredung der Liebenden am Tage verstanden; sie machte am Abend ihre Gebieterinn aufmerksam, und der Narr, welcher an allen Orten und in



allen Ecken war, hatte dies erlauscht, und warnte den Prinzen, welchen er herzlich liebte, davor. Der König meldete mit leisen Worten seiner Rösse den Verdacht; sie sprachen nur durch Blicke, und nachdem Röse im Bette lag, löschte der König die Lichter aus, bis auf eins, mit welchem er sich an ein kleines Tischchen setzte und las. Schon war es eine Stunde nach Mitternacht, und er hatte große Lust zu Bette zu gehen, und die Rede des Narren für Nartheit zu halten, als er plötzlich ein kleines Knistern hörte; er drehte sich nach Rösens Bette um, und sah in dem Augenblick seine zweite Gemahlinn, blaß, mit der Miene einer Furie, in der einen Hand ein Licht, in der andern einen Dolch haltend, hereintreten. Sie war mit zwey Schritten am Bette. Aber wer malt ihr Erstaunen, als sie Rösen fest schlafend dort allein fand, und, indem sie sich umsah, ihren Gemahl erblickte, der hinter ihr stand, ihr den Dolch entwand, und sie, mit dem Finger drohend, zur Thüre wies. Sie ließ ihm den Dolch gerne, und indem sie ihn dankend umarmte, wünschte sie ihm lächelnd eine gute Nacht und zeigte auf die leere Stelle neben Rösen.



Dieser Vorfall erweckte den König aus seinem Schummer; er nahm sich vor, gleich den folgenden Tag zu handeln, und berief zu diesem Endzweck gleich früh Morgens den Reichsrath zusammen. Sobald sich alle gesetzt, und des Königs Schwiegervater den Vorsitz eingenommen hatte, bat der Prinz um die Erlaubniß, seine junge Gemahlinn holen zu dürfen, weil deren Stimme sehr wichtig für ihn sey. Man vergönnte es, und nachdem die Prinzessin Platz genommen, so fing der junge König an: „Es war einmal ein Mann, der hatte ein goldnes Vorlegeschloß mit einem schönen goldnen Schlüssel; er liebte den Schlüssel, weil er niedlich gearbeitet war. Nach einiger Zeit verlor er durch eigne Unbesonnenheit sein Schlüsselchen, und da er es nicht ernstlich suchte, so vergaß er es ganz, und fand es nicht wieder. Der Zufall kam ihm aber zu statten, und ließ ihn einen Schlüssel finden, der eben so schön als der vorige war, und eben so gut schloß. Schon wollte der Mann den neuen Schlüssel gebrauchen, da fand er seinen alten wieder. Nun sagt, was soll der Mann mit den zwey Schlüsseln machen?“ „Alberne Frage!“ rief seine Gemahlinn, „den neuen



Schlüssel muß er zurücklegen, und den alten so lange gebrauchen, als es ihm möglich ist.“
 „Und sind Sie alle der Meinung?“ fragte er den Reichsrath. — Ein einstimmiges Ja ertönte, und der König fuhr fort: „Nun, so hören Sie noch einen Augenblick die Auslegung der Geschichte.“ Alles hörte hoch auf. „Der Mann bin ich; der goldne Schlüssel meine erste Gemahlinn, welche ich aus Leichtsinne verließ, indem ich in den Krieg ging und darauf durch einen Zufall hierher geführt wurde. Ich sah die Prinzessin; ich liebte, ich heirathete sie, und in der Brautnacht vertauschte sie mich an meine erste Gemahlinn, welche, durch den Schutz einer guten Fee geleitet, mich hier aufsuchte und fand. Ich habe aus diesem schönen Munde mein Urtheil gehört; ihr habt es bestätigt, und ich eile mit der Pilgerinn, mit meiner Adelsheit zurück in mein Reich, zu meinen Unterthanen.“ Er wollte zur Thür eilen, als die Prinzessin ihm zuvorkam. „Zurück, Verräther!“ donnerte sie mit schrecklicher Stimme, „diese Schmach sollst Du mir nicht anthun; diese Falschheit will ich Dir vergelten. Man bemächtige sich der Pilgerinn! ihr Leben ist der Bürge für Deine Flucht.“ Bei diesen



Worten, die sie mit der größten Wuth aussprach, erbebt die Saal. — Eine Wolke von Wohlgeruch ließ sich nieder, und aus derselben trat Fatime, Adelsheid im königlichen Schmuck an der Hand haltend, hervor. „Steht!“ sagte sie mit sanfter Stimme, und alle standen wie angewurzelt, bis auf den König, der freudig zu seiner Gemahlinn eilte. Die Fee ergötzte sich an dem Anblick der Liebenden, und indem Beide mit ihr ihren lustigen Wagen bestiegen, gab sie der Prinzessin die gute Lehre, ihren künftigen Gemahl nicht aus Geiz und Eitelkeit zu vertauschen, und ihm die schönste Gabe, weibliche Sanftmuth, mitzubringen. Der Wagen entschwand schnell ihren Augen, und indes Jene vor Bosheit mit allen Wesen um sich her schmollte, langten diese unter dem frohesten Gespräche in ihrem Lande an. Sie stiegen bey dem einsamen Landhause ab, und die gute Fee verschwand, ohne ihnen Zeit zum Danken zu lassen. Des andern Tages forderten sie ihre Getreuen heraus, und nachdem sie in jeder Nachricht die Liebe und das Verlangen ihrer Untertanen nach ihnen gesehen, so zeigten sie sich



bald darauf öffentlich, und wurden mit allgemeiner Freude empfangen.

Die gab es nachher einen treuern Ehemann; sein Leichtsinn hatte ihn verlassen, und sie lebten bis ins hohe Alter glücklich.

Die wahrsagenden Vögel.

„Wir wollen nicht länger streiten!“ rief Klermont seinem Reisegefährten ganz erbittert zu, „unterwirf Deine Meinung dem Ausspruch drey uns unbekannter und nach einander begegnender Menschen; ich werde dasselbe thun, und wenn alle drey auf Deiner Seite sind, so stichst Du mir beide Augen aus, und führst mich zum nächsten Stadtthor, damit ich mir mein Brot dort erbettle.“ „Gott bewahre!“ rief William eben so heftig aus, „ich will zwar meine Meinung dem Urtheile dreier Unbekannten unterwerfen; aber wenn ich auch Recht habe: Deine Au-

gen sollst Du behalten, und hoffentlich ich die meinigen.“ Aber der Schalk Klermont war ganz anderer Meinung; er drang so lange in den ehrlichen William, bis dieser nachgab und den Vergleich einging, indem er fest überzeugt war, daß er gewiß Recht habe, und dann seinen Freund mit Großmuth strafen könne.

Sie wanderten also fort, und der erste Richter, der ihnen begegnete, war ein Mönch. Sobald sie ihn erreicht hatten, redete ihn Klermont so an: „Ehrwürdiger Vater, sagt uns doch Eure Meinung: was währt am längsten in der Welt: Ehrlichkeit und Treue, oder Falschheit und Betrug?“ Der Mönch seufzte. „Billig,“ sagte er, „sollte Ehrlichkeit am längsten währen; aber es ist nicht so, Falschheit und Betrug regieren in der Welt; setzt Euch zu mir, und hört aus meiner Lebensgeschichte die Wahrheit meiner Behauptung.“ Die zwey Freunde setzten sich zu ihm, und der Mönch begann:

„Ich war Prior in einem großen Kloster, viele Meilen von hier; alle meine Untergebenen liebten, meine Vorgesetzten schätzten mich; ich



lebte das glücklichste Leben; da fiel es mir ein, daß ohne Freundschaft kein Herz wahren Genuss habe. Ich wählte mir einen Freund aus meinen Untergebenen, der, wie es schien, mit der herzlichsten Liebe mir zugethan war; ihm vertraute ich meine Geheimnisse; mit ihm sprach ich über die Wünsche meines Herzens, bald Abt zu werden, und entdeckte ihm, welche Veränderungen dann dem Kloster bevorständen. Der Falsche gab mir in Allem Recht; er lobte meine Entschliessungen, und wünschte, gleich mir, den Zeitpunkt recht bald herbey. So lebte ich mehrere Jahre in der herzlichsten Freundschaft von meiner Seite mit ihm, als ich bemerkte, und durch Andere, die ihn seines Vorzugs wegen, den er vor ihnen hatte, beneideten, erfuhr, daß er heimlich Laster treibe, die sich für einen Geistlichen am wenigsten schicken. Ich nahm ihn sogleich vor, und fügte meiner Warnung die herzlichsten Bitten bey. Ach, wie gerührt that der Bösewicht! Er umfaßte meine Knie und dankte für meine gütige Warnung; er verließ mich mit Thränen, und ich blieb mehrere Wochen, durch seine Demuth und scheinheilige Betrübniß getäuscht, in dem Glauben, daß er sich zwar gebessert habe, daß



ihn aber eine gerechte Scham von meinem Umgang entfernt hielte; ich fing daher wieder an, mich dem Sünder zu nähern, der aber jedes Zusammentreffen mit mir vermied. Ueberdas fand ich das Betragen meiner Untergebnen sehr verändert: man floh mich, wo ich sonst gesucht ward, und ich sahe an verschiedenen meiner ältern Mitgenossen heimliche Schadenfreude, an den jüngern Kopfschütteln und Achselzucken; in den Augen meiner Vorgesetzten las ich Mißbilligung, welche oft in laute Anspielungen ausbrach. Dieses mir so ungewohnte Verhältniß war mir zu drückend; ich begab mich eines Tages zum Abt und bat ihn, mir den Grund seines Zorns zu sagen, und was ich begangen hätte, daß man mich fortwährend so beschimpfen dürfe? Das ohnehin schon rothe Gesicht des Abts lief bei dieser Frage noch einmal so roth an; er drehte mir den Rücken zu und sagte mir fürchterlichem Ton: „Geh, Du Heuchler, Deine Zeit ist um; in wenigen Stunden wirst Du erfahren, daß man Dein ganzes teuflisches Gewebe durchschaut und zerrissen hat.“ Ich eilte bestürzt auf meine Zelle, wo nach Verlauf einer Stunde mehrere meiner gewesenen Mitbrüder

erschieden; sie sagten mir, daß mein Freund Anselmo dem Abt angezeigt, wie ich das Ende seines Lebens sehnlich hoffe und zu befördern wünsche, damit ich die unerhörtesten Bedrückungen unter den Mönchen, welche jetzt sehr glücklich lebten, einführen könne. Wie eine Binde fiel es plötzlich von meinen Augen weg. „Das kann Anselmo nicht gesagt haben,“ rief ich zornig aus, „meine Aeußerungen waren immer zum Besten der Brüder, nie so abscheulich, so empörend.“ „Also doch Aeußerungen?“ fragte der Pater Lektor höhnisch. Ich schwieg; man nahm dieß als ein Bekenntniß meiner Schuld; ich ward im Augenblick meiner bessern Kleidung beraubt, und trotz meines Widerstandes, mit dem Gewande eines Laienbruders bedeckt, in einen jener unterirdischen Kerker geworfen, womit jedes Kloster versehen ist. Jahre lang habe ich hier geschmachtet; Anselmo war mein Kerkermeister, und marterte mich jeden Tag mit neuen Qualen; oft entzog er mir Tage lang mein kärgliches Essen, und reichte es mir erst dann, wenn ich im Begriff war, zu verschmachten. Ach, laßt mich hierüber hinwegweilen: es sind zu schreckliche Erinnerungen. An dem Tage, wo An-

selmo Prior an meiner Stelle ward, schenkte mir ein junger mitleidiger Mönch meine Freiheit. Ich floh fort aus einer Gegend, wo ein solches Ungeheuer die Luft verpestete, und treibe mich nun schon seit Jahren, meinen Unterhalt von frommen Seelen ersehend, umher."

„Armer Mann!“ sagte William, zog seinen Geldbeutel und gab ihm etwas. „Alter Narr!“ versetzte Klermont, „hättest Du damals so gedacht, als jetzt, so wärst Du nun Abt, und wenn wir in Deine Gegend kämen, bewirthetest Du uns; Du verdienst kein Mitleid, aber Dank von mir, daß Du meinen Satz bestätigt hast.“ „Komm, William, wir wollen uns einen zweiten Richter suchen.“ Mitleidig drückte dieser noch einmal dem Greise die Hand, und ging dann schweigend neben seinem Freunde her.

Fast einen halben Tag wanderten sie in einem dunklen Gehölze, ohne auf einen Menschen zu stoßen. Endlich, als die Sonne schon ins Meer zu sinken begann, fanden sie ein junges schönes Frauenzimmer, welche sich an einen Baum lehnte und bitterlich weinte. „Hier mache Du den Antrag,“ sagte Klermont, als



sie sie von Ferne erblickten, und der gute William näherte sich ihr bescheiden, und fragte mit seiner sanften Stimme: „Schöne Frau oder Mädchen! habt die Güte, mir zu sagen, ob ihr glaubt, daß Treue und Redlichkeit am längsten in der Welt währet, oder Lügen und Betrug?“ „Treue und Redlichkeit?“ wiederholte das Mädchen lachend; „armer Mensch, wohin denkst Du? Lügen und Betrug führen weit eher zum Ziele.“ Bei diesen Worten verzerrten sich ihre Züge; sie zerraupte sich ihr Haar und lachte mit dem Ausdruck der wildesten Verzeihung. William erschrak; aber Klermont hatte sich ihr indes genähert, und lachte in demselben Tone so laut mit, daß sie zusammenfuhr, Klermont unruhig betrachtete, sich aber nach und nach sammelte und den beiden Freunden ihre Geschichte erzählte.

„Ich bin in diesen Thälern geboren; dort hinter dem Walde liegt die Hütte meiner Eltern, welche arme, aber redliche Leute sind. Ich wuchs in der größten Seelenruhe hier auf, bis vor einigen Jahren ein junger Reisender sich hier verirrete, und von meinem Vater zurecht gewie-



sen zu werden begehrte. Mein Vater war sogleich willig dazu; er ging mit dem Fremden fort; aber ein fürchterliches Gewitter führte sie bald Beide zurück, und der schöne junge Mann mußte in unserer Hütte herbergen. Sein Auge wandte sich selten von mir; er knickte mir das Reisholz im Kamin zurecht, als ich die Suppe bereitete; er half mir Erbsen zum nächsten Tage ausschoten, und legte, als ich am Morgen aufstand, ein selbstgeschossenes Häschen zu meinen Füßen. Dann begleitete er meinen Vater zu seiner Heerde, half ihm die Thiere tränken, weidete in dem Schatten der Eichen unsre Schaafe und Stiere, und blies auf der Flöte zum Entzücken. Mein Vater fragte ihn am Abend: „Wer bist Du? Wohin willst Du? Ich will Dich morgen geleiten.“ Aber er nahm die Hände des Greises, benetzte sie mit Thränen und bat mit zitternder Stimme: „Laß mich noch bleiben, mein Vater! ich bin ein Flüchtling; ich suche eine liebliche Blume; in diesen Thälern soll sie blühen; sobald sie mein ist, verlaß ich Euch wieder, und fliehe in mein Vaterland; nennt mich bis dahin Carlo. Ich komme oder gehe, kümmert Euch nicht um mich, meinen Unterhalt werde



ich liefern. Seit dieser Zeit blieb er bei uns. Mein Vater mochte ihn zwar leiden; aber recht schien er ihm nicht zu trauen. Auch ich hatte einen besondern Scheu vor dem Fremdling, und seine wunderbaren Reden kamen mir nie mehr aus den Gedanken. Oft war er mehrere Tage abwesend, und wenn er dann kam, war seine Miene furchtbar und wild; sobald er aber einige Zeit bloß mit uns gelebt hatte, wurde er sanft und liebenswürdig, wodurch er mein unerfahrenes Herz nach und nach gewann. So war der Sommer verfloßen; die rauhere Jahreszeit nahm ihren Anfang; das tröstete mich einigermaßen; denn ich glaubte, nun würde uns Carlo nicht mehr so oft verlassen; aber ich irrte: bey dem schrecklichsten Wetter verließ er uns am ersten, und meine Thränen flossen dann so lange, bis er zurückkehrte. Einst blieb er mehrere Tage hinter einander weg, und an einem stürmischen Abend glaubten wir seine Stimme zu hören. Wir öffneten die Thür, eilten hinaus, und fanden Carlo mit Blut bedeckt in den Armen eines Mönches, der ihn langsam hereinleitete. Dieser Anblick entriß mir mein Geheimniß: ich sank ohnmächtig zu Boden, mein erstes Wort war Car-



lo, der zwar etwas blaß, aber mit Augen, woraus Freude und Liebe leuchtete, an meinem Lager stand. „Beruhige Dich, Alwina!“ sagte mein Vater, „unser Gast ward von Räubern überfallen; dieser brave Geistliche rettete ihn, und das Blut, welches Dich so erschreckt hat, ist bereits gestillt.“ Ich suchte in dem Gesicht meines Geliebten die Bestätigung dieser Rede; er verstand mich, und nickte bejahend mit dem Kopfe. Von diesem Augenblick an verstanden sich unsre Herzen, und unsre Blicke waren geschäftig genug, uns den Antheil, welchen wir gegenseitig an einander nahmen, zu versichern. Der nächste Tag klärte das Dunkel auf: Carlo fand mich an einer entlegenen Quelle allein; wir sanken einander in die Arme; ich ward auf eine angenehme Art überrascht, und ward in eben dem Augenblick Carlo's Weib, da ich seine Geliebte ward. Jede Nacht theilte nun der Bösewicht mein Lager; wir genossen ein freudenreiches Leben, und Carlo verließ uns in langer Zeit nicht; aber in einer Nacht hörten wir heftig klopfen; mein Geliebter lief an die Thüre; zitternd folgte ich ihm, ohne bemerkt zu werden. Der Mönch stürzte herein: „eile!“ sagte hastig, „Dein Feind



ist in unsrer Gewalt; die Deinen erwarten dich.
 „Laß mich nur ankleiden“, entgegnete Carlo. Im
 Umdrehen stieß er auf mich, die nackt und zitternd
 vor ihm stand; „Gott, Alwina! rief er zornig,
 was bewog dich, mir nachzueilen? Zurück! und
 erwähnst du je eines dieser gehörten Worte, so
 wird sich meine Liebe in schrecklichen Haß verwan-
 deln. Er war fort ehe ich mich von meinem
 Schrecken erholte. Als er nach langer Zeit zurück-
 kehrte, war er merklich kälter, und nur die Nach-
 richt meiner Mutterschaft entlockte ihm ein Lä-
 cheln. Als der Tag sich näherte, da ich gebären
 mußte, führte er mich in eine Berghöhle; der
 alte Mönch half mir von dem Kinde, und zer-
 schmetterte gleich vor meinen Augen dies kleine
 Wesen an den Steinen der Höhle. Liebte ich vor-
 her Carlo nicht mehr, so haßte ich jetzt ihn und
 den Mönch von ganzem Herzen. Meinem Vater
 durfte ich mich nicht entdecken; denn ich kannte
 seine Strenge; aber ich dachte an Rache, und
 fing sie damit an, daß ich mein Lager in die Kam-
 mer meines Vaters trug, und dessen unzertrenn-
 liche Gefährtinn ward. Carlo's Lockungen und
 Bitten waren vergebens; ich that noch mehr: ich
 erfüllte das Herz meines Vaters gegen ihn mit



Argwohn, so daß dieser ihm zu verstehen gab, daß er die Hütte meiden möchte, weil er sonst zu seiner Vertreibung die Nachbarn anrufen würde. Er ging, und wir hörten in mehreren Wochen nichts von ihm. Aber an einem Nachmittage, da ich vor dem Stich der Sonne tief im Walde Schutz suchte, und eingeschlafen war, da schlang mir der Bösewicht Bande um Arm und Fuß, verstopfte mir den Mund und trug mich in die Felsen, wo in einer geräumigen Höhle mehrere Männer von wildem grausamen Ansehn versammelt waren. Man empfing mich mit einem betäubenden Gelächter: „Da ist Alwina, die kensche Alwina,“ rief man mir entgegen, und beleidigte mein Gehör mit den schändlichsten Reden. „Jetzt wäre es dir gewiß lieb, meine Beischläferinn zu seyn? sagte Carlo höhnisch; aber da du so fromm geworden bist, so liebst du gewiß die Geistlichen?“ Er warf mich in die Arme des Mönchs, und dies Ungeheuer schämte sich nicht, die schrecklichsten Frevel an mir auszuüben, wobey ihm die höllische Kompagnie half. Mehrere Wochen habe ich unter diesen Unmenschen leben müssen; jetzt bin ich entschlohn, um den Mönch aufzusuchen, und für seinen Mord Rache an ihm zu nehmen.“



„Da brauchst du nicht weit zu gehen“, entgegnete Klermont, „der Mönch ist uns diesen Morgen begegnet.“ Hierauf beschrieb er ihn. „Er ist es“, rief das Mädchen, sprang hastig auf und lief in den Wald. „Die Arme!“ sagte William, „und der heillose Betrüger von Mönch.“ „Sa! ia!“ lachte Klermont, „du siehst, daß ich Recht habe, und ehe die Sonne noch einmal untergeht, bist du deine Augen los.“ William meinte, es würde so schlimm nicht werden, und damit wandelten sie auf ein Dörfchen zu, daß am Abhange eines Felsens still und friedlich da lag.

Vor der ersten Hütte, wo sie um ein Nachtlager baten, ließ sie ein junger Mann ein, zeigte ihnen die Stube, erquickte sie mit Milch und Obst; aber er sprach kein Wort; William fragte: warum er so stumm sey? Aber statt einer Antwort öffnete er seinen Mund, und sie sahen, daß er keine Zunge hatte. „Das ist lustig, rief Klermont, hier erhalten wir gewiß keinen Aufschluß; komm, wir wollen weiter gehen, und uns erzählen lassen, wie der um seine Zunge kam?“ Aber ehe sie noch fortgingen, trat ein alter Greis herein, und hieß sie recht freundlich in seiner Hütte willkommen.



Sie trugen ihm sogleich ihre Frage vor, und erhielten die Antwort, daß er glaube: Falschheit und Betrug hülfte am weitesten in der Welt; denn er habe noch kürzlich die traurige Erfahrung gemacht, daß Ehelichkeit nur ins Unglück bringe. William seufzte tief; er bat den Alten, ihm seine Erfahrungen mitzutheilen, und erfuhr zu seinem Schrecken Folgendes.

Der alte Greis hatte einen einzigen Sohn, der im ganzen Dörfchen als der schönste und ehelichste Bursche bekannt war, und seines alten Vaters recht fröhlich pflegte und wartete; seit einiger Zeit merkte der Alte eine besondere Unruhe an ihm, erhielt aber immer auf seine Fragen die Antwort: mir fehlt nichts. Da der Sohn oft ganze Tage abwesend war, so kam der Vater endlich auf die Idee, ihm nachzuschleichen; dies führte er auch den nächsten Morgen aus; aber er verlor ihn so schnell aus den Augen, daß er gewiß vergebens den ganzen Tag würde gesucht haben, wenn ihn nicht die fernen Töne einer Cyther geleitet hätten. Er folgte ihr, und befand sich bald so nahe, daß er an einer Quelle, im dichtverwachsenen Gesträuch, seinen Sohn an dem bloßen Busen eines fremden



Mädchens liegend fand, welches mit seinen weissen Händen die Saiten der Cyther rührte. Als sie aufhörte zu spielen, streichelte sie die braunen Wangen des Jünglings, und bat ihn mit der süßesten Beredsamkeit, mit ihr in die fernen Thäler ihres Vaterlandes zu ziehen; aber er widerstand muthig, und setzte ihr immer seinen alten Vater entgegen. Da stürzten Thränen aus ihren Augen; sie verhüllte ihren Busen, schalt ihn treulos und wollte entfliehen; da hielt sie mein Sohn zurück, „bleib, Alwina!“ — „Alwina?“ wiederholte William. — „Nun ja“, fuhr der Alte fort, sie hieß so; „bleib“, sagte er, „und höre mich an. Bist du wirklich so verlassen, so hülflos als du scheinst, so geleite mich zu meinem alten Vater; er wird dich von meiner Hand gern und willig annehmen; wohne und sey bey uns; werde mein Weib, wenn es dir gefällt, und ich gelobe dir, dich einst in die Thäler deines Vaterlandes zurückzuführen.“ Sie schwieg eine Zeit lang; aber dann erklärte sie ihm, daß sie von einem Mönch abhänge, der mit ihr gegangen sey, und daß sie ihm Morgen Bescheid sagen wolle. Darauf trennten sie sich; ich blieb aber auf meinem Platze, und sahe bald darauf Alwinen an der Hand des



Mönchs zurückkommen; er bewies ihr seinen voll-
kommenen Beifall wegen ihres Benehmens, durch
sehr freche Liebkosungen, und rieth ihr am Ende,
mit zu mir zu gehen; und damit sie des Burschen
ganz gewiß wären, so möchte sie unter mein Ge-
tränk diese Tropfen mischen: ich würde dann nie
mehr erwachen. Sie erwiederte hierauf seine
häßlichen Liebkosungen, und ging nach der Ge-
gend zu, wo meine Hütte lag; ich nahm einen
nähern Weg, und saß schon in voller Erwartung
da, als die Heuchlerin hereintrat. Hätte ich nicht
mit eignen Augen gesehen, mit eignen Ohren ge-
hört, so würde mich das verschämte unschuldige
Betragen des Mädchens getäuscht haben; so ward
sie mir nur verächtlicher, und ehe sie noch ein
Wort sagte, fragte ich schon: „Alwina, was willst
du?“ Bey Nennung ihres Namens färbte sich ihre
Wange merklich; sie faßte sich aber schnell und
antwortete mir, daß sie zu meinem Sohn wolle;
ich rief ihn, und er wurde hochroth bey ihrem
Anblick; aber sie lief gleich auf ihn zu, und bat
ihn, ihr Fürsprecher bey mir zu werden. Mein
Sohn ließ sie nicht ausreden; er zog sie zu mir
hin, kniete mit ihr nieder, und bat um meinen
Segen für sich und das edelste Mädchen: „Steht



auf, sagte ich, daraus wird nichts. „Wie, mein Vater?“ „Still, mein Sohn, nicht du, sondern ich kenne dies Mädchen;“ ich trat hier auf die jungen Leute zu und trennte ihre Hände; hierauf hielt ich das Mädchen fest, und langte aus ihrem Busen meinen Todestrank, wobey ich meinem Sohn alles Gesehene erzählte; sie vermochte nichts zu leugnen, und ward ohne die mindeste Züchtigung mit der Warnung fortgeschickt, diese Gegend zu verlassen, ihr Leben zu bessern. Mein armer Sohn konnte die Zauberinn lange nicht vergessen; aber endlich gelang es ihm, und ich armer alter Mann lebte von neuem auf; aber denkt Euch meinen Schrecken, als mein Sohn eines Tages fehlte, und trotz alles Nachsuchens fortblieb; ich beklagte ihn als todt; da trat er nach mehreren Monaten, blaß wie ein Geist, zu mir herein; meine Liebkosungen erpreßten ihm Thränen, und als ich endlich sagte: „mein Sohn, so rede doch!“ da wickelte er ein Papier auf, worin seine gedörrte Zunge lag.“

„Entsetzlich!“ rief William, und griff nach seinem Geldbeutel; aber er war fort, und Klermont versicherte, daß er Alwinens Hände in sei-



ner Tasche beschäftigt gesehen. Er konnte also nichts thun, als den Alten und seinen unglücklichen Sohn beklagen, und ließ sich, tief in Gedanken verloren, von seinem falschen Freunde fortziehen, der, als sie das Dörfchen hinter sich hatten, und in einer Felsenreihe fortwanderten, den ehrlichen William an seine Wette erinnerte. So sehr sich dieser auch sträubte, so wenig half es ihm: er ward von hinterwärts niedergedrückt, und binnen kurzer Zeit war die Operation vollzogen, und der Unglückliche seiner Augen beraubt. Als der erste tödtliche Schmerz vorbey war, bat er Rlermont, ihn nun wenigstens an die Thore einer Stadt zu führen, damit er sich an mitleidige Menschen wenden könne. Dieser war auch hierzu bereit, und nachdem sie noch eine Zeit lang gegangen, setzte er William auf eine steinerne Bank, schlang seinen Arm um einen steinernen Pfeiler, und versicherte ihn, daß er am Eingange einer großen Stadt sitze, und daß er ihm noch zu guter Letzt entdecken müsse, daß er mit dem Mönch und Alwina im besten Einverständniß sey, und daß er ihm nun recht wohl zu leben wünsche.

Vergebens hoffte der Arme auf die Aus- und Eingehenden: es blieb eine tiefe Todtenstille



um ihn her, und er tröstete sich nur noch mit dem Gedanken, daß es Nacht sey, und er den Morgen geduldig erwarten müsse, um Linderung für seine Augenschmerzen zu bekommen. Plötzlich hörte er ein starkes Geräusch über sich, gleichsam als ob eine Schaar Vögel geflogen käme. Er bemerkte, daß die Thiere sich gerade über seinem Kopf setzten, und hörte bald darauf folgendes Gespräch. „Guten Abend, Bruder aus England.“ „Schönen Dank, Bruder aus Portugal.“ „Willkommen, Bruder aus Spanien. Was giebt es in Spanien Neues?“ Sehr viel, antwortete Jener, in der ganzen Stadt Madrid ist Wassersnoth; es liegt ein Zauber auf allen Brunnen der Stadt, der nicht eher gehoben wird, als bis Jemand mit einem weißen Schimmel dreimal um alle Cisternen reitet; dann wird Wasser in Menge da seyn: Dieser Schimmel steht in dem Walde bey Aranjuez; wer den goldnen Zaum nimt, dem folgt das Pferd von selbst, läßt sich dann willig besteigen, und der Reuter empfängt eine unermessliche Summe Geldes dafür; aber was giebts Neues in England?“ „Neues, aber nichts Gutes, entgegnete Jener; die Tochter des Königs ist bezaubert; sie gleicht einem Thier, und Niemand kann diesen Zauber



lösen, der nicht von dem Baum an der Westmünster-Abtey, zwischen zwölf und ein Uhr, Aepfel pflückt, und sie hiervon essen läßt; schon bey dem dritten Aepfel wird sie ihre Gestalt wieder erhalten, und, wenn sie sechs gegessen, völlig vernünftig seyn. Wer sie wieder herstellt, wird des Königs Schwiegersohn und der Zweite im Reich; aber was giebt in Portugal?“ „Gar nichts Neues, erwiderte der dritte, ich weiß nur, daß vor Sonnenaufgang ein Thau fallen wird, wodurch jeder Blinde, der sich damit wäscht, sein Gesicht wieder erhalten wird.“ Hiermit flogen die Vögel fort, und ließen William in einer Hoffnung, sein Gesicht wieder zu erhalten, zurück.

Nach einem Weilschen hörte er etwas rauschen; er dachte an den Thau, faste um sich und benetzte mit der Nässe seine Augen. Nach und nach ward es helle um ihn, und in wenig Augenblicken konnte er völlig sehen, und erblickte sich zu seinem großen Schrecken unter dem Galgen. „Falscher Freund!“ rief er erschrocken aus, „aber dessenungeachtet währet Ehrlichkeit am längsten, und mein Glaube an die Menschheit hat mich nur auf Augenblicke unglücklich gemacht; jetzt wird er mir

mein höchstes Glück vollenden helfen; ich werde eilen, um in Madrit mein Glück zu versuchen.

Er nahm sich nur so viel Zeit, als zu seiner Erholung höchst nöthig war, schiffte sich zu Hamburg mit ein, und begrüßte am vierzehnten Tage die Küste von Spanien. So schnell es seine Kräfte erlaubten, näherte er sich der Hauptstadt, wo man über den Mangel an Wasser ganz voll Verzweiflung war; er gieng nach Aranjuez, und fand in dem Gehölz dort ein stattliches weißes Pferd, zu seinen Füßen einen goldnen Zaum, daneben einen weißen Mantel und schwarzen Hut mit einer großen Feder; er folgte genau dem Rath der Vögel, kehrte sich nicht an das Stampfen und Wiehern des Pferdes, sondern ergriff den goldnen Zügel, worauf das Pferd zahm, wie ein Lamm, stand; hierauf hängte er sich den Mantel um, setzte den großen Hut auf, zäumte das Pferd, bestieg es, und ritt raschen Schrittes vor den Pallast des Königs, welcher mit seiner ganzen Familie in tiefer Trauer war. Er ließ ihn herausbitten, und als der König auf dem Balcon erschien, so meldete er ihm, daß gegen die versprochene Summe Madrit sogleich Ueberfluß an Wasser haben



solle. Dessenlich vor allem Volk sagte er ihm die Summe noch einmal zu, und William jagte sogleich dreimal um alle Brunnen, Fontainen und Eisternen der Stadt, denen auch sogleich beim dritten Male das Wasser im vollsten Maaße entströmte; er nahm sogleich seine Summe Geldes in Empfang, und während die Einwohner Madrits noch im vollen Taumel der Freude die Kirchen und Kapellen der Stadt besuchten, hatte sich William schon mehrere Meilen von Madrit entfernt; denn er schloß mit Recht, daß ihn nach gemilderter Freude das Volk als einen Zauberer betrachten, und in Ansprache nehmen werde; und er hatte sehr Recht; denn schon am nächsten Tage suchte man ihn in der umliegenden Gegend, fand aber gar keine Spur, weil William mit seiner Rossfiannte sich schon eingeschiffet hatte, und den sechsten Tag die Ufer der Themse mit hoher Freude begrüßte.

Versuchen wie er mit Gelde, im Besitz des schönsten Pferdes, so man je gesehen, ward es ihm leicht, London zu erreichen wo man von nichts als der unglücklichen Prinzessin, und dem tiefen Schmerz des Königs sprach; sein erstes Geschäft war, sich seinem Stande gemäß zu kleiden; er

gab sich für einen fremden Prinzen aus, nahm eine Menge Diener an, und erschien des nächsten Tages auf seinem prächtigen Pferde vor dem Pallast des Königs, begleitet von seinem eignen glänzenden Gefolge und der hinter ihm dreinströmenden Volksmenge. Er stieg bey Annäherung des alten ehrwürdigen Greises vom Pferde, beugte die Knie, und kündete ihm an, daß er in höchstens vier und zwanzig Stunden den Zauber seiner Tochter lösen wolle, wenn er ihm vor dem versammelten Hofe sein königliches Wort gäbe, daß er alsdann die Prinzessin gewiß zur Gemahlinn bekommen sollte. Der König hörte diese Rede nicht sobald, als er voll Freude auf William zu lief, ihn umarmte, und vor dem ganzen Hofe und anwesenden Volk sein Wort und Handschlag gab. Hierauf beurlaubte sich dieser, ritt nach der Westmünster-Abtey, und besah die Gegend umher und die Stelle, wo er die wunderbaren Aepfel holen sollte. Er fand den Baum sehr leicht heraus; es war der einzige, welcher Früchte hatte. Bey Erblickung dieses Baums ward sein Pferd von einer besondern Freude belebt; es schlug und sprang hoch in die Luft, warf den Kopf, und äußerte alle Merkmale des Vergnü-



gens. William wunderte sich zwar hierüber; aber seine Verwunderung sollte noch höher steigen: als er den Zaum seinem Pferde abnahm, welches er nie versäumte, und zu seinen Füßen legte, so hörte er deutlich, daß es sagte: Nimm mich diese Nacht mit: es soll dich nicht gereuen. Seine Ungeduld und Langerweile war bis zum Einbruch der Nacht gleich groß; endlich schlug die Stunde. War es bis diesen Augenblick unschlüssig gewesen, ob er sein Pferd mitnehmen wolle oder nicht, so verschwand bey dessen Anblick aller Zweifel; es hing den Kopf, und stand in einer so demüthigen Stellung da, daß es William Erbarmen einflößte; er säumte es also rasch auf, schwang sich hinauf und war in wenigen Minuten an der Abtey. Ohne alle Hindernisse bestieg er den Baum, füllte seine beiden Taschen mit den wunderbaren Äpfeln, und stieg frohes Herzens hinunter. Als er sich seinem Pferde näherte, bat es sehr kläglich: füttre mich mit drey Äpfeln; nimm mir den Zaum ab. Der gute William that beides: er erlöste es von dem Zaum, und gab ihm drey Äpfel zu fressen. Aber kaum war auch der dritte verschlungen, so verwandelte sich sein Pferd in einen großen Zauberer, der mit funkelnden Augen und schadenfroher Miene



vor ihm stand; er höhnte den Ehrlichen mit den schönsten Reden, und befahl ihm, die gepflückten Früchte sofort abzuliefern. Aber war es die Eingebung eines guten Genius, oder Williams Gefahr, welche ihn dreist und tollkühn machte? Er warf statt der Antwort den noch in Händen haltenden Zaum über den Kopf des Zauberers, und that den heißen Wunsch, ihn wieder als Pferd zu sehen, welches auch augenblicklich geschah; voll Freude hierüber zäumte er den Uebermüthigen auf, gab ihm die Sporen recht tüchtig, und bezahlte ihm für seine Falschheit mit verben Hieben.

Sobald der Tag anbrach, erschien eine Gesandtschaft des Königs, welche ihn einlud, nach dem Schlosse zu kommen, und die Erlösung der unglücklichen Prinzessin zu beschleunigen. Er verließ noch einen Augenblick die Gesandten, ging in sein einsames Gemach, steckte die Aepfel zu sich, und wünschte, daß er schön und liebenswürdig in den Augen der Prinzessin erscheinen möchte. Darauf begleitete er die Gesandten, und ward vor einen Käfig geführt, wo ein hinter starken eisernen Stangen ein gräßliches Ungeheuer lag, welches ganz mit grünen Schuppen bedeckt war, und



bey ihrer Annäherung in die Stange seines Gefängnisses biß. William entsetzte sich bei diesem schrecklichen Unblick; aber er faßte sich bald wieder, und bat den König, daß sich der ganze Hofstaat entfernen, und nur er bey der Verwandlung gegenwärtig seyn mögte. So ungerne die Hofleute gingen, so mußten sie doch dem Befehl ihres Königs gehorchen, und ihre Neugierde noch etwas bezähmen. Sobald er mit dem König allein war, fing er an, die Prinzessin mit Aepfeln zu füttern, welche sie begierig verschlang; schon bey dem vierten verwandelte sich ihr Körper, und mit dem sechsten stand ein schönes Mädchen in dem Käfig, welches mit Thränen fragte: „Mein Vater, warum bin ich an diesem Orte?“ Der erfreute König öffnete sogleich das Gefängniß, umarmte seine Tochter, und führte sie in Williams Arme, der sie mit dem Entzücken der Liebe an sein Herz drückte. Der König erzählte ihr hierauf ihre Bezauberung, und die Verdienste ihres künftigen Gemahls um sie, worauf sie ihm freudig ihre Hand reichte, und sogleich an seinem Arme sich dem versammelten Hofe zeigte. Nichts glich Williams Glück; er war der Schwiegersohn des Königs, hatte eine liebenswerthe Gemahlin, die Befriedigung



gung aller seiner Wünsche, und war dennoch nicht ganz zufrieden: ihm fehlte Klermont, um den Triumph zu genießen, ihm zu zeigen, daß man mit Ehrlichkeit doch weiter käme als mit Falschheit.

Als er eines Tages mit seiner Gemahlinn spazieren fuhr, bemerkte er einen großen Auflauf von Menschen; er fuhr näher heran, und bemerkte einen Mann, der, mit Lumpen bekleidet, von dem Volke aufs härteste gemißhandelt ward; er entdeckte an dem Unglücklichen Klermonts Züge, und schickte sogleich ein paar Diener ab, die ihn aus den Händen seiner Feinde retten und nach dem Schlosse bringen mußten. Hier ließ er ihm seine Wunden verbinden, bessere Kleider anlegen, und dann vor sich führen. Angethan mit aller königlichen Pracht, erkannte Klermont seinen alten betrogenen Gefährten nicht; er sank vor ihm auf die Knie, und erwartete in tiefer Demuth und großer Angst, was der Schwiegersohn des Königs mit ihm vorhaben möge. Aber William ließ ihn nicht lange in Ungewißheit; er richtete den Zitternden auf, und fragte, ob er ihn nicht kenne? Klermont fand keine Aehnlichkeit; nur die Sprache erinnerte ihn auf Minuten an seinen alten Freund; aber da er

M



zu ungewiß war, so stotterte er ein ängstliches
 Nein heraus. „Hattest du nicht einst einen Freund,
 der William hieß? den du schändlich betrogst? der
 Augen beraubtest, und unter den Galgen setztest?“
 fragte der König. Klermont bejahte mit großer
 Angst. „Nun, dieser Freund bin ich, fuhr William
 fort, und ich freue mich, dir jetzt das Gegen-
 theil deines Satzes zeigen zu können: ich bin sehr
 glücklich, und du? Vermuthlich haben dich Alwina
 und der Mönch in diesen Umständen zurückgelas-
 sen?“ „Spotte meiner nicht, Herr; entgegnete
 der Schalksknecht, wiewol ich es verdient habe;
 bedenke doch, daß du nur durch meine Falschheit
 das geworden bist, was dich so glücklich macht.
 Mit deiner bloßen Ehrlichkeit wärst du ewig bis
 ans Ende deiner Tage ein armer Teufel geblieben.
 Freilich bin ich unglücklich; mich haben Alwina
 und der Mönch schändlich betrogen, verlassen, und
 durch ungerechte Beschuldigungen den Mißhand-
 lungen des Pöbels preisgegeben; doch, schweigen
 wir hiervon! Erzähle mir lieber, durch welchen
 Zufall du auf den Gipfel dieses Glücks gekom-
 men? William ließ seinen alten Freund sitzen,
 und erzählte ihm seine Begebenheiten seit jener
 Nacht, worüber dieser höchlich erstaunte. Am Ende

befchenkte er ihn mit einer großen Summe Geldes, jedoch mit der Bedingung, daß er sogleich London verlassen, und nie wieder seine Staaten betreten sollte. Der Schalk dankte recht herzlich und ging, hegte aber den festen Vorsatz, William erst noch zu schaden. Dieser aber, den bösen Vorsatz ahnend, ließ ihn noch denselben Abend heimlich gefangen nehmen, und auf ein nach Portugal segelndes Schiff einschiffen.

Gewissermaßen war diese Idee sehr tauglich in Klermonts Plan; denn sobald er in Portugal anlangte, und seine Freiheit hatte, so begab er sich sofort auf den Weg zu jenem Galgen, worunter er einst seinen betrogenen Freund geführt, und hoffte hier noch größere Geheimnisse zu erfahren, um William zu zeigen, daß nur das Ende über die Richtigkeit einer Sache entscheide. Er fand denselben wieder, nahm Williams alten Platz ein, und erwartete mit Sehnsucht die Mitternacht; endlich kam sie, und mit ihr die Vögel. Nach dem gewöhnlichen Gruße befragten sie sich um die Neuigkeiten; aber man denke Klermonts Schrecken, als sie einig wurden, erst zu visitiren, damit nicht wieder ein unberufener Zuhörer in



den Besitz ihrer Geheimnisse käme, und davon Gebrauch mache; schneller, als er entfliehen konnte, waren sie unten, fanden ihn, und zerkhackten nicht nur seinen ganzen Körper, sondern hauptsächlich beraubten sie ihn beider Augen, und ließen ihn so liegen.

Gerade in dieser Nacht war es William nicht möglich zu schlafen; er stand auf und wanderte in seinem einsamen Gemach hin und her; seine Gedanken schweiften umher und fielen am Ende auf Klermont; er wünschte ihn zu sehen, um sein Schicksal zu wissen. Da erblickte er plötzlich den Unglücklichen unter jenem Galgen, zerhackt und zerfleischt auf eine schreckliche Art, und beider Augen beraubt. Er hauchte in derselben Minute seine Seele aus, und William blieb überzeugt, daß Ehrlichkeit viel weiter führe als Falschheit.

Der Müller von Achim.

Der ungefähr zwanzig Jahren lebte auf einer großen Mühle bey Achim im Braunschweigischen ein Müller, den man in der ganzen Gegend umher nur unter dem Namen des reichen Martin kannte; er hatte keine Kinder, und lebte mit seiner Frau ein gemächliches Leben, unterstützte die Armen im Dorfe gern, und ward von Alt und Jung lieb und werth gehalten; bey jeder Hochzeit führte er die Braut zur Kirche, und hielt dann jedesmal den Erstgebornen über die Taufe; fast der ganze Ort war seine Gebatterschaft, und in jedem Hause freute man sich, wenn Martins



Pferd vor der Thüre stampfte. Gewöhnlich fuhr er jeden Sonntag mit seiner Frau nach Achim in die Kirche, blieb den Mittag dort bey einem Gevatter, und fegelte den Sommer nach geschlossener Kirche bis zum Abend, und im Winter ward ein Solo gemacht. Eines Abends, da er mit mehreren Freunden und Gevattern im Krüge, bey einem Glase Bier und einer Pfeife Taback, zusammen war, fragte man ihn: ob er denn auf seiner entlegenen Mühle nie Angst vor nächtlichen Besuchen habe? „Ey Gott bewahre! entgegnete Martin, ich habe ein paar scharf geladene Flinten; meine Leute schlafen alle um mich her; meine Hunde sind wachsam, und meine Thüren gut verwahrt; ich fürchte nichts; denn Wenige dürfen nicht kommen. Man sprach noch lange hiervon; der Eine erzählte, der Andere wußte etwas, bis es endlich neun Uhr schlug; dies war Martins Stunde; er schüttelte den Gevattern recht freundlich die dargebotnen Hände, und fuhr mit seiner ihn schon erwartenden Frau seiner Mühle ruhig zu, wo sie sich, sobald er alle Thüren selbst verschlossen und untersucht hatte, ruhig zu Bette legten. Tief aus dem ersten Schlafe weckte ihn um Mitternacht ein besonderes Geräusch; er stand

hastig auf, weckte seine Frau, legte sich Kleider an, und schlich ans Fenster; er erblickte den ganzen Hof von Blendlaternen erhellt, und sah eine Menge Menschen im Begriff, die Thüre zu eröffnen. Hier war keine Zeit mehr zu verlieren; er verrammelte, so schnell als möglich, durch einen Kleiderschrank und ein paar schwere eichne Kasten, mit Hülfe seiner Frau und eines Mühlknappen, der dicht neben ihm in einer Kammer geschlafen hatte, die Thüre; hierauf legte er seine Flinten zurecht, half dem Burschen aus einem Hinterfensterchen, welches sehr hoch von der Erde war, und weder von ihm noch seiner Frau benutzt werden konnte, um Hülfe aus Achim zu holen, und erwartete dann in Geduld die Annäherung der Diebe. Hierauf durfte er nicht lange hoffen; sie näherten sich mit schnellen Schritten seiner Thüre, und befahlen ihm, sie zu öffnen. Statt der Antwort erfolgte ein Flintenschuß, der sehr glücklich megte getroffen haben; denn es entstand ein lautes Heulen; aber gleich darauf ward es stille. Da es eine Zeit lang stille blieb, so schöpfte der gute Martin und seine Frau schon freier Athem, weil sie dachten, ihre Feinde wären verjagt; aber sie hörten sie bald zurückkehren, und



mit einem Balken gegen die Mitte der Thüre zu wiegen. Als der Balken recht im Schwunge war, gaben sie ihm die gehörige Richtung; im Augenblick flog die Thüre auf, und die Heftigkeit des Stoßes machte alle Verwahrungsmittel unnütz. Der beherzte Müller schoß noch einmal los; dann ward er aber von der Menge niedgerissen, gebunden und aufs schrecklichste zerschlagen; ja, während man seine Frau gleichfalls knebelte und unter alle Betten steckte, warfen sich eine Menge Judenjungen über ihn her, und zerfachten mit kleinen Schusterpfriemen den Unglücklichen an den empfindlichsten Orten seines Körpers auf das grausamste; gewiß würde er unter den Händen dieser Teufel seinen Geist haben aufgeben müssen, wenn nicht eine ferne Schildwache die Ankunft der Achmer Hülfe verkündet hätte. Man floh eilig davon, und begnügte sich damit, ihm mit einem großen Messer verschiedene Stiche in die Brust zu geben. Als die Achmer ankamen, erschrafen sie nicht wenig: ihr guter Martin schwamm im Blute, und seine Frau fand man endlich nach langem Suchen, nahe am Ersticken, unter einer Menge dicker Betten. Mehrere Monate lag der gute Müller ohne Empfindung in Todesgefahr; nur



nach und nach gelang es einem äußerst geschickten Arzt, ihn herzustellen. Als er zum ersten Male das Bette verließ, und am Stabe in der Stube umherschwanke, trat von ungefähr ein Jude herein; dieser Anblick rief den ganzen Austritt jener schrecklichen Nacht in die Seele des Kranken zurück; er ward von neuem bettlägrig, und wäre fast an diesem Rückfall gestorben. Als er nachher ganz genesen war, verwahrte er seine Thüren mit einer Art eisernen Riegel, der dem Wiegen der schwersten Balken Trotz bot. Er hatte nachher nie wieder Anfechtung, so wenig er je den Urheber seiner gehalten Leiden entdecken konnte; Doch blieb ihm bis an seinen Tod ein Abscheu gegen alle Juden, und er begegnete jedem, der sich ihm und seiner Mühsel näherte, mit der äußersten Härte. — —



Die Jacobi-Nacht auf dem Kip-
häuser-Berge.

Zwey Freunde, die durch lockres Leben äußerst zurückgekommen waren, und wegen ihrer schlechten Lebensart auf keine reiche Heirath in der ganzen Gegend Anspruch machen konnten, hatten viel davon gehört, daß in der Jacobi-Nacht die Schätze des Kiphäuser-Berges sichtbar wären, und beschlossen, durch einen gewagten Gang dorthin ihre Umstände zu verbessern. Der eine dieser Freunde hieß Jonas, und war eine große, ungeheuer dicke Figur; der andere, David, war klein und sehr schwächlich, auch größtentheils durch Jonas Verführung in der gegenwärtigen üblen Lage. Als



Der ersehnte Jacobitag anbrach, machten sie sich auf den Weg, und langten, unter Vergießung manches Schweißtropfens von Jonas Seite, zu Anfang der Abenddämmerung am Fuße des berühmtesten Berges an. Hier lagerten sie sich, ruhten von den Mühseligkeiten des Weges aus, verzehrten ihr mitgebrachtes Abendbrodt, und schliefen nachher ruhig ein. Jonas hätte wahrscheinlich den ganzen Zweck seines Ganges verschlafen; aber David erwachte glücklich um zehn Uhr, machte den Schläfer munter, und erstieg mit vieler Mühe den steilen Berg mit ihm. Schon von Ferne sahen sie die Oberfläche erleuchtet, und erstaunten, da sie nahe herankamen, und den ganzen Weg, welchen sie gingen, mit Flachsknoten, welche golden schienen, bedeckt fanden. David wollte hier gleich seine Taschen füllen; aber Jonas bat ihn, dies bis auf den Rückweg zu versparen. Indem sie so weiter wandelten, fanden sie Bäume, welche über und über voll goldner Früchte waren. Auch hiervon durfte David nicht pflücken, so große Lust er auch bezeugte; denn Jonas glaubte, daß dazu bey dem Herabsteigen noch immer Zeit genug sey, und eilte zu der Mitte des Berges, wo sie sich an einem breiten geräumigen Eingange befanden. Sie



traten hinein, und sahen eine marmorne Treppe vor sich, die so hell erleuchtet war, daß sie kein Bedenken trugen, in die Tiefe hinabzusteigen, besonders da sie mehrere Stimmen sehr deutlich reden hörten, und abgebrochene Wörter vernahmen, als: Backen, Brauen, Feuermachen. Je tiefer sie stiegen, um so mehr zitterte Jonas, da hingegen David ruhig voranwandelte, bey jedem ängstlichen Seufzer seines Freundes sich umfah, ihm durch ein gutmüthiges Lächeln Trost einflößte, aber immer den Finger auf den Mund legte: ein Zeichen, daß er schweigen sollte. Endlich waren sie unten, und standen vor einer dicken goldnen Thüre, an welcher ein ähnlicher Schlüssel, mit den schönsten Diamanten besetzt, hing. David öffnete die Thüre, und trat, ganz geblendet von dem Glanze, welcher ihm entgegen strahlte, zurück: mehr als tausend Lichter erhellten diesen köstlichen Saal; prächtige Spiegel vervielfachten die Gegenstände; aus goldnen Becken duftete das schönste Rauchwerk, und die kostbarsten Vasen von Cristal verschönten das Ganze. Aber mehr denn alles dies zogen große goldne Truhen, mit den blanksten Goldstücken gefüllt, ihr Auge auf sich; nur lag leider bey jeder ein ungeheurer Hund mit bren-



nender Zunge, die er lang heraussteckte. Durch diesen Saal gelangten sie in einen zweiten, der bey weitem prächtiger war; hier starrte alles von Brillanten, und große Kasten voll der kostbarsten Edelgesteine zeigten sich ihrem lusternen Auge; hier lag kein Wächter, und David hielt seinen gierigen Freund nur mit Mühe vom Zugreifen zurück; schon waren sie glücklich an der Thüre, schon öffnete sich vor Davids Augen der Berg, und er sah den Himmel und die tausend Sterne mit mehr Freude, als alles Gold, als Jonas, wie vom bösen Geist getrieben, in den letzten Kasten faßte, und eine Handvoll Edelsteine in seine Tasche steckte. Sobald er dies gethan, verschwand Himmel und Oeffnung; alle Lichter verlöschten, und sie befanden sich in einem dunklen Gange, der so eng war, daß Jonas oft sich mehr durchklemmen mußte, als er ging. Unter sich hörten sie ein rauschendes Wasser; über ihnen brüllte der Donner, und wenn ein Blitz den engen Weg durchzuckte, so erblickten sie sich mit dem scheußlichsten Ungeziefer umgeben, welches in der Dunkelheit durch Zischen und Klappern sein Daseyn zur Genüge verrieth. Endlich erblickte David eine kleine Oeffnung in der nassen Mauer; er schlüpfte schnell hindurch, und



befand sich zu seiner großen Freude im Freien; aber wie sollte der arme Jonas ihm nun folgen? David rieth ihm, alle Kleider auszuziehen, und zuerst durchzuwerfen, und dann so gut als möglich sich hindurch zu klemmen. Nach vieler Mühe kam endlich der obere Theil des Körpers hindurch; aber vergebens bemühte sich David, seinen unglücklichen Freund durchzuziehen; seine Füße wurden festgehalten, und der Hintertheil seines Körpers mit Ruthen gegeißelt; auch das Zurückkehren war nicht möglich, und er mußte in dieser quaalvollen Lage bleiben, bis es seinen unsichtbaren Feinden gefiel, ihn loszulassen, welches auch nach vollbrachter Züchtigung geschah; denn er ward ohne sein Zutun, gleich einer Kugel, herausgekollert, und lag mehrere Minuten ohne Besinnung zu den Füßen seines Freundes. Für David war nichts schrecklicher, als daß er sich in einer ihm völlig unbekanntem Gegend befand; und sobald sein Freund Zeichen der Besinnung äußerte, so theilte er ihm seufzend diese unangenehme Nachricht mit; aber dieser, froh, dem unterirdischen Gange und den Händen seiner Züchtiger entgangen zu seyn, versicherte David lächelnd, daß gerade dies ihn am wenigsten betrübe; weit mehr schlug ihn der



Gedanke zu Boden, daß sie ohne Geld oder Geldwerth wieder zu Hause anlangen würden, und er sey fest entschlossen, jeden noch so halsbrechenden Versuch zu wagen, um nur nicht mit leerer Hand zurückzukehren. Bey diesem Gespräch, welchem David mit Kopfschütteln zuhörte, kleidete er sich wieder an, und ging einem Schimmer nach, der aus einer Ebne, nicht fern von ihnen, zu kommen schien; sie waren auch nicht hundert Schritte gegangen, so erblickten sie dicht vor sich eine Heerde Schaaf, welche alle mit goldner Wolle belastet und von einer ungewöhnlichen Größe waren. Ein paar Minuten sah der erstaunte Jonas dies neue Schauspiel an; dann rief er überlaut: „der tausend, David! solch ein Schaaf, und man hätte zeitlebens genug.“ „Das könnt ihr bekommen, entgegnete der Hirt, der aus seiner goldnen Karre herauskroch, und vor ihnen stand; es ist nur eine Bedingung damit verknüpft, nämlich: daß ihr das Schaaf so lange jagt, bis ihr es erhascht.“ „Wenn es nicht mehr ist, versetzte Jonas, so dick ich bin, so mag ich doch leicht ein Thier erhaschen, das mit goldner Wolle beladen gewiß noch schwerfälliger ist, als ich selbst.“ Hierauf kleidete er sich aus, richtete seine habfüchtigen Augen auf das



größte der Schaaf, welches ihm der Hirt sofort herauspiff, und begann lachend den Lauf. Das schwere Thier war immer nur wenige Schritte vor ihm. „Wollt ihr nicht einen Wettlauf versuchen?“ wandte sich der Schäfer fragend an David, der mit Betrübniß Jonas aus den Augen verlor. „Nein, entgegnete er mürrisch, ich mag und begehre nichts von allen diesen wunderbaren Dingen; wenn ich nur erst mich und meinen Freund in Sicherheit weiß: ich habe schon tausendmal den unklugen Gang hierher bereut. Er warf sich bey dieser Rede ins Gras, und beweinte sein und seines Freundes unglückliches Schicksal; der Hirt setzte sich zu ihm, und machte ihn durch seine Offenherzigkeit so treuherzig, daß er ihm seinen ganzen Lebenslauf erzählte, und die herzlichste Reue darüber blicken ließ. Am Ende seiner Erzählung nahm der Schäfer seine Hand, und sagte mit herzlichem Bedauern, daß er Theil an seinem Schicksale nehme, und weil er ihn so gern glücklich wünschte, und für seine Genügsamkeit belohnt sehen mögte, so erlaubte und rieth er ihm, sich alle die den Schaafen ausgefallene Wolle aufzusuchen und in seiner Tasche wohl zu verwahren; er wolle ihm sogleich Platz machen; er stand auch
so



folgleich auf, und trieb mit seiner Heerde weiter, worauf David nicht säumte, sich den gegebenen Rath zunutze zu machen; er fand auch wirklich so viel, daß er nicht allein seine Taschen, sondern auch die des Jonas, dessen Rock da lag, ganz voll pfropfte. Ueber dieser Beschäftigung hatte er den Armen ganz vergessen, als ihn mehrere Flintenschüsse aufmerksam machten; er hörte die Annäherung einer großen Jagd, erstieg geschwind einen Baum, und sahe von da zu seinem Schrecken, daß Jonas das Wild war, welches man jagte; das goldne Schaaf rannte den fast Ermatteten von Zeit zu Zeit um, und mehrere Jäger, mit aufgespannten Flinten, verfolgten ihn; die Kugeln sausten immer dicht an ihm vorbey, und er sank endlich, erschöpft bis auf den Tod, zu Boden. In diesem Augenblick verschwand das ganze Gaukelspiel: die Glocke schlug zwey, und eine Todtenstille trat an die Stelle des Getöses, welches bis jetzt in, auf und um den Berg geherrscht hatte. Als David nichts Neues erscheinen sah, so verließ er seinen Platz, und eilte zu Jonas, der aber ohne alle Zeichen des Lebens da lag. Er bedeckte den Unglücklichen mit seinem Rock, und kniete neben ihm bis die Sonne aufging, und er das



Gesicht des Jonas, woran ihn die Dunkelheit gehindert hatte, sehen konnte. „Ist es möglich? rief David voll Schrecken aus, ist er es auch?“ Jammernd und weinend betrachtete er seinen Freund, der zerrissen und mit Blut bedeckt vor ihm lag; das Gesicht war durch eine Menge rother, brauner und blauer Flecke so unendlich verstellt, daß er mit Recht zweifelte, ob es der Rechte sey? Matt schlug dieser die Augen auf, und bat mit kaum verständlicher Stimme, ihn nach Sondershausen zu bringen, damit er dort ruhig sterben könne. Hierauf schloß er die Augen wieder, und fiel in die vorige todtenähnliche Betäubung. David dachte an nichts sehnlicher, als den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen. Er eilte an die Straße, und bewog einen gutherzigen Bauer, den armen Jonas langsam nach Sondershausen zu fahren; er bedeckte hierauf das verstellte Gesicht mit einem Tuch, damit der Landmann nicht davor erschrecken sollte, trug ihn mit dessen Hilfe auf den Wagen, und brachte ihn in das Haus eines geschickten Chirurgus, der Jonas Bekannter war, und alle mögliche starke Mittel anwandte, den Unglücklichen ins Leben zurückzurufen. Endlich, nach einer Bemühung von meh-



reren Stunden, gelang es ihm: Jonas richtete sich auf, verlangte die Berichte des Orts, und ließ von ihnen die Geschichte der Jacobi-Nacht niederschreiben. Als er an die Stelle kam, wo er den Wettlauf angetreten, fing er an bitterlich zu weinen, und erzählte mit heftiger Anstrengung, daß das Thier so lange nur einige Schritte von ihm entfernt gewesen, wie es auf geradem Erdboden fortgegangen; aber bald habe es ihn ins Gesträuch gelockt, und durch Dick und Dünn geführt, so daß er, von Dornen zerissen, still gestanden sey, und den ganzen Handel habe aufgeben wollen; darauf sey das Thier zurückgekehrt, habe ihn zur Erde geworfen und sehr heftig ins Gesicht gestoßen; zugleich habe sich die Scene verändert; er sey der Gejagte geworden, und so oft ihn das Schaaf erhascht, habe es ihn so fürchterlich gestoßen, daß er aus Angst hiervor seine Schritte bestügelte, als plötzlich mehrere Kugeln um ihn herumgesaust, und zu dem Schaafe eine Menge Jäger und Hunde sich gesellt, welche ihn so lange geängstigt, bis er wie todt niedergefallen sey. Er wolle, daß diese Geschichte zur Warnung eines jeden Waghalses sollte bekannt gemacht werden, damit es



nie Jemand mehr einfiele, die Jacobi-Nacht auf diesem verwünschten Berge zuzubringen. Hierauf verlangte ihn nach dem Geistlichen; er be-reute seine Sünden recht herzlich, ließ sich ein-segnen, und starb nach wenig Stunden. Da-vid drückte ihm die Augen zu; er bejammerte den frühen Tod seines Freundes, und dachte erst am späten Abend an die gesammelte Wollte. Er durchsuchte die Taschen seines Freundes, fand sie aber ganz leer. Voll Verdruß eilte er zu seinem Rock: aber wie groß war seine Freude, sein Er-staunen, da er sie beide mit den blanksten Gold-stücken angefüllt fand, daneben einen Zettel: „bes-tere dein Leben, und bleib genüßsam!“ „Das will ich, rief er voll Freude aus“, verbarg seinen Schatz sorgfältig, und reiste gleich nach dem Begräbniß seines Freundes aus einer Gegend, wo er eben so viel verloren als gewonnen hatte; auch war ihm die Nähe dieses Berges fürchterlich. Er siedelte sich in einem fernen Lande an, ward ein glückli-cher Mann und Vater, und erzählte oft im Kreise seiner Kinder und Enkel die Abentheuer der Ja-cobi-Nacht auf dem Riphäuser = Berge.



Die drey kurzen Stunden im
Reiche der Todten.

Nie hatten sich ein Paar Liebende herzlicher geliebt, nie waren Herzen so sehr mit einander einverstanden, Seelen so innig verschmolzen, als Richard und Mariane. Er, ein schöner edler Jüngling, war der Sohn des Försters in Ringenwalde; sie, ein frommes herziges Mädchen, nannte den Prediger des Orts Vater. Verlobt mit Bewilligung beider Eltern, lebten sie in dem süßesten Einverständniß, in der vollsten Freiheit; sie sahen sich, wo und wann es ihnen beliebte, und küßten sich oft einander, wenn die Geisterstunde schlug; oft wenn der Hahn den nahenden Mor-

gen verkündete. In einer lauen mondhellten Sommernacht, wo Mariane in süßem Entzücken neben Richard saß, und ihre Gedanken weit über die Sterne sich schlangen, entfielen große Thränen ihren Augen, und gleichsam mit dem Blick einer Verklärten bat sie ihren Geliebten um das Versprechen, ihr, wenn er eher stürbe als sie, aus dem Reiche der Todten Kunde zu bringen; sie werde drey Nächte hinter einander mit dem Schlage zehn Uhr an seinem Grabe seyn, und auf seine Zurückkunft harren. Dagegen that sie ihm dasselbe Versprechen; ja sie gelobte ihm, sey es irgend eine Möglichkeit, ihn einzuführen in die Wohnungen der Todten. Feierlich mit einem heiligen Eide sagten sie sich dies Beide zu, und schieden dann gerührter als je von einander. Die beiden alten Väter sahen die innige Liebe ihrer Kinder mit großer Freude; aber ihnen entging auch nicht die hohe Schwärmerey, in der Beide lebten, und um dieser ein Ende zu machen, setzten sie den Hochzeitstag zur Kirmse an. Richards dunkle Augen glühten vor Freude, da man es ihm ankündigte; er fühlte sein nahes Glück, und dennoch zitterte er, vorzüglich da in eben diesem Augenblick drey große Thränen aus Marianens

Augen auf ihr Busenband glitten; ein geheimer Schauer durchdrang ihn; er fühlte sich krank, und ehe noch die Sonne unterging, war sein Name aus dem Buche der Lebendigen verwischt. Gleich einem Bilde des Jammers lehnte Mariane an seinem Lager: sie war eben so blaß als die geliebte Leiche, aber ihr zerknicktes Herz äußerte sich weder durch Thränen noch Klagen. Sie durchstoch das blonde Haar ihres Richard mit Herbstblumen, schmückte sich mit einem ähnlichen Kranze, und sahe ihn mit trocknen Augen versenken. Geduldig folgte sie den Vätern nach Hause; aber sie bediente die Greise nicht mehr, sondern saß stumm und sinnend da, bis die Glocke zehn schlug, da flog eine hohe Röthe über ihre Wangen; sie küßte den Greisen die Stirn, und eilte zu Richards Grab. Vergebens harrte sie hier von Stunde zu Stunde seiner Ankunft; mehrere Todte entstiegen den Gräbern und eiften in die Oberwelt. Mariannen befiel ein leises Grauen; aber ihr Richard kam nicht, und sie ging mit getäuschem Herzen zu Hause, wo sie die ersten Thränen seit seinem Tode vergaß. Den ganzen Tag suchte sie Blumen, band und zerriß Kränze, und achtete weder der Bitten noch Vorstellungen ihres Vaters. Erst als



der Abend anbrach, kehrte sie ins Haus zurück, ordnete ihr Haar, schmückte es mit einem frischen Kranze, und begab sich mit dem Schlag zehn Uhr auf Richards Grab. Sobald die Glocke im Kirchthurm elf schlug, öffnete sich das Grab, und ihr Geliebter stieg herauf. Mariane flog voll hoher Freude auf ihn zu; aber er drückte sie sanft von sich, und sagte zärtlich, doch warnend: „Mariane, kehre zu deiner Pflicht zurück, betraure meinen Tod, aber vergiß deines alten Vaters nicht! Mariane, du Fromme, stehe ab von deinem Entschlus! Die Geheimnisse der Gräber sehe noch kein Lebender, oder er ward uns Gefordnen ähnlich.“ Inniger schloß sich das Mädchen bey diesen Worten an den Todten. „Weihe mich ein in die Geheimnisse der Unterwelt! Ich mag nicht mehr wandeln unter den Lebendigen, ohne dich nicht mehr leben; laß mich auch im Tode dir tren, wie im Leben unzertrennlich, seyn!“ So stehete sie, und der Todte berührte ihre Wangen mit seinem kalten Hauch, drückte sie an sein starres Herz, und führte sie durch eine schmale Stiege in sein Grab.

Durch enge dunkle Wege, umgeben mit Särgen und modernden Gebeinen, ging ihr Weg eine



Zeit lang fort; dann ward es lichter, die Wege geräumiger, rein und heiter die Luft; ein süßer Blumenduft wehte ihnen entgegen. Sie standen am Eingange einer großen grünen Wiese, wo unter blühenden Blumen aller Art Kinder, mit Kränzen im Haar, tanzten, und fröhliche Spiele spielten. Als sie Marianen und Richard erblickten, faßten sie sich alle in einen großen Kreis, tanzten und sangen: Hier ist das Vaterland der Freude; hier tanzen wir Kinder, sind lustig und froh. Dann verloren sie sich wieder in der Ferne, wanden einen bunten Kranz, und brachten ihn Marianen mit den Worten: wir schmücken dich, du Todtenbraut! Sie warf sogleich die Blumen aus ihrem Haar, setzte den Kranz der Kinder auf, und ward nicht müde, ihnen zuzusehen; da schlug die Glocke zwölf Uhr, und Richard führte seine Geliebte durch die reizende Ebne an einen Wald, wo in Myrten- und blühenden Citronenlaubenzünglinge und Mädchen in süßer Vertraulichkeit saßen: ihre Mienen zeugten von der Ruhe ihrer Herzen, und Mariane bewunderte die Glückseligkeit, welche hier herrschte. Weiterhin fanden sie in großen Kreisen reizende Weiber mit holden Kindern im Arm, neben ihnen den jungen Gatten, welcher



die Geliebten seiner Seele betrachtete. Auf diese Gruppe folgten Männer in reiferen Jahren; verschiedene saßen zwischen zwey Weibern, und Mariane erfuhr, daß dies Männer waren, welche zwey Frauen gehabt hatten; sie weidete sich an der Freundschaft, welche jetzt zwischen diesen Abgeschiedenen Statt fand, und über die Einigkeit, mit der sich Beide um dies eine Herz vertrugen. Am ehrwürdigsten waren ihr die Greise und Matronen, welche unter duftenden Bäumen auf und nieder wandelten, und bald in diese bald in jene Gruppe sich mischten. Mariane setzte sich auf eine dieser Bänke; sie verlor sich im Anschauen dieser nie gesehenen Gegenstände; da schlug die Glocke eins, und plözlich verwandelte sich die Scene.

Jede liebliche Form, die zuvor ihr Auge entzückt, verschwand; ein graues Dämmerlicht beleuchtete die fürchterlichen Gestalten, welche jetzt blaß, eingefallen, mehr oder weniger vermodert den Särgen zuwiteten; ein wildes Angstgeschrey ertönte; Alles lief durch einander; Mütter haschten nach ihren Säuglingen, welche heulend ihren kleinen Behältnissen zuschwebten; Bräute suchten den Geliebten, Frauen den Mann, Kinder die

Eltern; aber der unbarmherzige Tod stand mit seinem ausgelaufenen Stundenglase da, und in wenig Minuten herrschte eine tiefe, eine wahre Todtenstille; Leichengeruch umwehte Marianen; sie faßte nach ihrem Führer; er war verschwunden, sie allein unter den Todten. Angstlich suchte sie den Rückweg, und tappte sich in der tiefsten Dunkelheit bis zu einem ganz neuen Sarge; sie trat hinauf, ward einer kleinen Oeffnung gewahr, arbeitete sich hindurch, und stand auf der Stelle, wo sie mit Richard hinabgestiegen war, da schlug es zwey, und Mariane dankte Gott, daß diese ängstlichen drey Stunden verflossen waren; sie gelobte sich feierlich, ihren alten Vater nie mehr zu versäumen, sondern alle ihre Pflichten auf's getreueste zu erfüllen.

So mit guten Vorsätzen ausgerüstet, eilte sie ihrer Wohnung zu, und klopfte leise an, um ihren Vater nicht zu stören; aber es antwortete, es hörte Niemand, und Mariane setzte sich bis zum Anbruch des Tages unter der großen Linde auf eine alte steinerne Bank. Als der Tag anbrach, und sie um sich sehen konnte, setzten sie einige neue Bänke, von ganz besonderer Form, in Derwun-

derung; doch noch höher stieg diese, als sich die Thür ihrer Wohnung öffnete, und ein junges, schlankes Mädchen, mit einem Körbchen am Arm, heraustrat. Aber kaum sahe es sie, so lief es mit einem lauten Geschrey zurück. Bald darauf ward sie am Fenster einen alten Mann gewahr, der sie mit Blicken der Verwunderung und des Erstaunens betrachtete. Unwillig über dies Befehen ging Mariane in das Haus; alles floh bey ihrer Annäherung. Nur der alte Geistliche blieb stehen, umfaßte mit beiden Händen sein Kreuzifix, und empfing sie mit der Frage: „Alle guten Geister loben Gott: du auch?“ „Ich auch“, sagte Mariane, kniete nieder, und bat Gott, ihr Verstand zu schenken, dies alles zu fassen. Sobald sie aufstand, näherte sich ihr der Geistliche, und fragte mit Achtung und Scheu, was ihr Begehrt sey, und warum sie sich aus den Wohnungen der Seligen auf die Erde herab bemüht habe? Erstaunt über diese Anrede, fragte sie ihn: ob sie wirklich in Ringenwalde sey? Er bejahte es, und nun erzählte sie ihm ihre ganze Geschichte. Der Mann erstaunte; er ließ die ältesten Einwohner seines Orts holen: Niemand kannte Marianen; wohl aber erinnerten sie sich, daß vor vielen Jahren



die Tochter eines Geistlichen verstorben gegangen sey. Der Prediger schlug hierauf seine Kirchbücher nach, und da fand es sich, daß vor drey hundert Jahren ein Frauenzimmer, Namens Mariane, Abends um zehn Uhr auf dem Grabe ihres Geliebten verschwunden, und nie mehr zum Vorschein gekommen war. Hierüber erschrak Mariane; sie bat den Prediger um seinen Segen, erblickte von ungefähr ihre aschgraue Gestalt im Spiegel, that einen lauten Schrey, und sank todt danieder. Der Geistliche wollte sie aufrichten; aber bey der Berührung fiel sie, wie jeder andre verwesete Leichnam, in ein Häufchen Asche zusammen.

Noch jetzt erzählen sich die Einwohner von Ringenwalde dies Märchen, und wallfahrten zu dem Grabe, wo Marianens Asche ruht, welches mit süßduftenden Linden, Thränenweiden und Cypressen bepflanzt ist. Ueberhaupt gleicht diese Grabstätte einem Garten, der immer schön unterhalten wird; denn alle Verlobte pflanzen der zu früh Gestorbenen eine Blume, und schmücken sich an ihrem Ehrentage mit einem Rosmarinzweige von ihrem Grabe.



Das Schloß im Walde, und Ritter Gundiberts Abenteuer.

Hart an den Grenzen des Speßarts lag die Feste des Ritters Gundibert, der in der ganzen Gegend als ein braver, biedrer Mann, aber auch als ein eigner in sich gefehrter Mensch bekannt war. Selten sahe man ihn außer seinem Schloß, es wäre denn, daß ihn ein Freund zu Hülfe gerufen hatte, oder daß irgendwo ein großer Ruhm zu erlangen war; dann war Gundibert gewiß bey der Hand, und sicher einer der Ersten. Im traulichen Kreise seiner Freunde und Waffenbrüder war er gerne; aber nie zechte er viel und lange mit ihnen, und sobald die Frauen

und Fräulein zur Gesellschaft kamen, war der scheue Ritter (wie ihn die Damen spottweise nannten) verschwunden. Schon oft suchte man heimlich und offenbar bey seinen Leuten zu erforschen, ob ihr Herr daheim ein Liebchen habe. Aber alle sagten, wie aus einem Munde, daß kein Frauenzimmer im ganzen Schloß sey, und ihr Herr oft Tage lang zwischen den Felsen und Schlüften des Waldes umher wandle, und, wenn er ja zu Hause bliebe, tiefsinnig auf seinem Wartzthurm säße, und in die schwarzen Schatten des Waldes voll düstern Mißmuths hineinsähe. Und so war es auch. Der gute Gundibert hatte in einer entlegenen Kammer seines Schloffes, die gewiß in mehreren hundert Jahren nicht betreten war, das Gemälde eines Frauenzimmers gefunden, worunter mit kaum noch leserlichen, aber eingeritzten goldnen Buchstaben stand: Bertha auf dem Schloß im Walde. Ungewiß, wo dies Schloß läge, und ob diese Züge das Eigenthum eines irdischen Wesens seyn könnten, verzehrte er sich mit Muthmaßungen, sahe das Bild täglich, prägte sich dessen holde Züge so tief ein, daß es ihn nun wachend und schlafend begleitete, und er mit einer Art Widerwillen jedes andere Frauenzimmer



betrachtete, bey Dem er gar keine Aehnlichkeit mit seiner Gebieterinn fand. Hastlos durchstrich er die nächsten Felsen, erklimm ihre Gipfel, und ward täglich trauriger, daß alle seine Nachforschungen so fruchtlos abließen. In einer schönen mondheilen Nacht, da ihn seine Unruhe vom Lager trieb, wanderte er durch seinen Rüstsaal auf den Söller; traurig lehnte er über dem Gitter und sah in den Wald, der sich unter seinen Füßen ausbreitete; da dünkte ihn fern in dem Dunkel eine helle Flamme zu erblicken, die heller und immer heller leuchtete; zugleich drang ein ängstlicher Seufzer an sein Ohr; er sah um sich, und fuhr doch etwas zusammen, als ein kleiner niedlicher Elfe dicht neben ihm am Gitter stand. Sobald er sich erholt hatte, fragte er mit leiser Stimme, wer er sey, und was er zu einer so ungewöhnlichen Stunde von ihm begehre? Der Elfe, oder vielmehr die Elfinn, verneigte sich gar züchtiglich: „Ich bin nur eine Zofe, edler Ritter,“ entgegnete sie, „aber ich diene der besten und unglücklichsten Dame, Bertha im Walde; und da ich Eure Gesinnung gegen sie kenne, so bin ich gekommen, Eure Hülfe anzusuchen.“ „Geschwind!“ rief der Ritter, „führe

„führe mich zu ihr; sage mir, wie und wo ich Deinem Fräulein helfen kann?“ „Gemach!“ rief das Töfchen, „hört erst die Bedingungen, welche schon so manchen Ritter zurückgehalten haben, meiner Dame zu dienen, ach! und wodurch schon so mancher Tapfere sein Leben verlor, weil er nicht die Kunst verstand, auszuharren. Wißt, nur alle hundert Jahr sind drey Tage vorhanden, an welchen Bertha zu retten ist, und alle hundert Jahr nur eine Nacht, in welcher ich einem braven Ritter erscheinen und um Hilfe bitten, auch ihm den Weg zu den Ruinen unsrer Verbannung zeigen darf. Seid Ihr demnach entschlossen, der Retter meiner Dame zu werden, so vernehmt, daß Ihr drey Nächte in einem öden Schloß zubringen müßt; daß kein Wort Eurer Lippen entschlüpfen darf, ein Laut die Theilnahme Eures Herzens verrathen muß. Jetzt folgt mir, und bewaffnet Euch mit Eurem guten Schwerdt.“ Der Ritter verließ den Söller; er waffnete sich schnell selbst und stand in wenig Minuten vor der Tofe, welche ihn einen ihm ganz unbekanntem Weg durch die Gewölbe seines Schloßes in den Wald führte. Durch tiefe Felsenschlüfte über Abhänge, die vielleicht nie



ein menschlicher Fuß betrat, führte ihn das Mädchen, bis sie endlich an dem Thore eines großen alten Schlosses still stand. Sie klopfte mit einem silbernen Hammer an die Thüre, worauf sich beide Flügel öffneten; durch einen großen, ganz mit wildem Gesträuch und Kesseln bewachsenen Vorhof ging der Weg eine breite marmor- ne Stiege hinan, welche mit Bildsäulen alter heidnischer Gottheiten verziert war. Dann traten sie in ein Vorgemach, über dessen Pracht und Reichthum der Ritter erstaunte. „Harret hier ein Weilschen,“ sagte das Böfchen, „ich gehe, Geh bey meiner Gebieterinn zu melden.“ Während Gundibert da allein stand, konnte er sich nicht genug wundern über ein Gemälde, das ihm selbst sehr ähnlich sah, und dicht neben ihm hing das Bild eines Frauenzimmers, welches eben die Bertha vorstellte, die sich auf seinem Schloß befand. So ganz in Gedanken versunken vor diesem Abgott seines Herzens, bemerkte er nicht, daß sich die Thüren öffneten, bis ihn Jemand am Ermel zupfte; er sah sich schnell um: es war die Zofe, um ihn in Bertha's Gemach zu führen. Hastig folgte ihr der Ritter durch eine Menge Zimmer, die an kostbarer Verzierung



Das, worin er gewesen, weit hinter sich ließen, bis er endlich an einen großen Saal gelangte, der mit vielen goldnen Leuchtern erhellet war; vor ihm stand aber in demselben Augenblick, anstatt seiner angebeteten Bertha, eine ungeheuer große Schlange, welche mit ihren blihenden Augen ihn anstarrte. Der Ritter ging in einem Kreise um sie her, und fragte seine Begleiterinn: „Nun, wo ist Dein Fräulein?“ „Hier,“ sagte das Mädchen, und zeigte auf die Schlange, welche mit gesenktem Haupt am äußersten Ende des Saals lag. Geschwind näherte sich ihr der Ritter. „Ist es möglich,“ rief er traurig, „daß in diesem Körper die schöne Bertha wohnt?“ „Es ist!“ entgegnete die Schlange, und seufzte, daß der Saal erzitterte. „O, Ritter Gundibert! Ihr seid der Einzige, auf den ich mein Vertrauen setze; laßt mich nicht länger in dieser Hütte, worin ich schon so manches Jahrhundert schmachte. Drey schlimme Nächte, und Ihr habt mich und eine große Menge Unglücklicher, welche mein Schicksal theilen, befreit.“ Der Ritter stand nachdenkend. „Wollt Ihr?“ fragte die Schlange ängstlich. „Ich will!“ antwortete Gundibert fest, „ich will Euch retten oder



sterben.“ In diesem Augenblick verschwand die Schlange, und die holde Bertha stand in Lebensgröße vor ihm. „Ich habe mich in Dir nicht geirrt,“ redte sie voll hoher Güte den Erstaunten an, „Du bist meines ganzen Vertrauens werth, und ich will die wenige Zeit, welche mir noch vom Schicksal vergönnt, welche noch mein ist, anwenden, Dich zu warnen, Dich zu bitten, nie einem übelangebrachten Mitleiden Platz in Deinem Herzen zu geben.“ Mit diesen Worten zog sie ihn neben sich auf ein goldstoffenes Sopha. Die Jose brachte Erfrischungen, und Bertha machte ihren Ritter mit den Gefahren bekannt, welche seiner harrten. Sie ertheilte ihm manchen guten Rath, und beschenkte ihn mit einem Ringe, der dann stechen würde, wenn die Gefahr dringend sey. Gundibert drückte den Ring an seine Lippen; er versprach ihr unbedingten Gehorsam, und Bertha war im Begriff zu scheiden, da kehrte sie plötzlich noch einmal zurück und sagte mit Nachdruck: „Gundibert, Du siehst bis nach vollbrachter Erlösung weder mich noch meine Jose in unsrer natürlichen Gestalt; sey fest, und laß Dich von keinem Gaukelspiel täuschen.“ Sie reichte ihm die alabasterne Hand

noch einmal und verschwand durch eine Seitenthür. Ein sanfter Schlaf überfiel Bertha's Ritter, der, als er erwachte, sich in den Ruinen eines großen alten Schlosses befand. Der schöne Saal war in eine alte Rüstkammer verwandelt, wo noch hier und da ein verrostetes Wehrgehänge als Ueberbleibsel alter Herrlichkeit zu sehen war. Er durchkroch das ganze Schloß; aber nichts stieß ihm auf, als eine ungeheure Menge Schlangen, Molche, Eidecken und Kröten, die alle demüthig vor seinen Schritten fortstapften. Als er sich endlich bis zum Garten fortgearbeitet hatte, sah er Bertha und ihre Zofe in einer Nische sitzen und frühstücken. Schon lenkte er freudig seinen Fuß dahin, als der Ring stach; er gedachte zugleich Bertha's letzter Worte, und schlug einen andern Weg ein, welcher ihn zu einer Quelle führte, wo auf weichem Moos zwei Schlangen lagen, welche der ganz gleich sahen, in deren Gestalt ihm Bertha die vorige Nacht erschienen war. Er näherte sich ihnen, und setzte sich behutsam, weil sie ihm zu schlafen schienen, nieder; sie öffneten aber bald ihre Augen, und als er den Namen Bertha aussprach, und sie ihm antwortete, er:



kannte er an dem Ton der Stimme seine Geliebte. „Mich hungert,“ sagte er endlich, seine Schaam überwindend, „sage mir, wo bekomme ich zu essen?“ „Aus dieser Quelle,“ antwortete Bertha; „so oft Dich hungert oder durstet, so eile hierher; schöpfe Dir einen Trunk Wassers, und sobald Du diesen genossen hast, werden alle Deine Bedürfnisse befriedigt seyn. Ein lautes Pfeifen erscholl, und die Schlangen schlossen zischend hinweg. Gundibert trank sogleich aus der Quelle, und ward höchlich erfreut, da ihn weder Hunger noch Durst mehr plagte. Er legte sich nieder an dem Quell, dachte den Abentheuern nach, die ihm bevorständen, und schlummerte endlich wieder fest ein. Da war es, als bemächtigte sich Jemand seiner Hand, und in demselben Augenblick träumte ihm, als sagte Bertha: „Merke auf Deinen Ring!“ Er fuhr heftig zusammen, erwachte und entriß seine Hand einem kleinen schwarzen Ungeheuer, das, die Zähne bleckend, vor ihm stand. „Verruchter, was willst Du?“ schrie der Ritter; aber der Unhold grinzte ihn ohne Antwort an; dieß brachte ihn so auf, daß er voll Wuth ausrief: „Fahre hinab, in den Schooß der Hölle, und laß Dich nie

mehr vor mir sehen!“ Da öffnete sich die Erde und verschlang zu Gundiberts Entsetzen den Schwarzen. Da schlüpfte die Schlange eilend aus dem Gesträuch, freute sich seines Muths, und bat ihn, sich bald in die alte Rüstkammer zu begeben, damit ihm die Unholde den Weg nicht erschweren möchten. Er befolgte sogleich diesen Befehl, und mochte ohngefähr ein Stündchen dort gefessen haben, als ein fürchterliches Ungewitter am Horizont heraufzog; der Donner rollte unaufhörlich; die feurigsten Blitze durchschlangelten den Saal; ein heftiger Sturmwind begleitete nebst Platzregen dieß schreckliche Wetter; die Erde schien sich aus ihren Angeln zu drehen, und mit jedem neuen Blitze erwartete Gundibert, der mit gefalteten Händen da saß, seinen Tod. Endlich kam der stärkste Schlag; es war, als ob das ganze Schloß in Trümmern ginge; alle Säulen knackten; der Boden bebte. Gundibert schloß seine Augen; er sah nichts mehr, sondern hörte nur noch das Tosen des Donners und den zischenden Blitz.

Nach und nach wurde das Wetter schwächer; ein lieblicher Geruch drang sich ihm auf; er öffnete die Augen, und befand sich in dem



Saale der vorigen Nacht, wo bey dem hellen Kerzenschein eine Menge Ritter auf und ab wandelten; alle waren jugendlich schön, aber mit der Farbe des Todes angethan. Der erste, welcher an ihm vorbeiging, seufzte tief und blieb stehen; so der zweite, der dritte und alle Uebrige, bis sie in einer lange Reihe ihm gegenüber standen; dann seufzten sie noch einmal tief und hohl, und dann fragten sie alle auf einmal: „Gundibert, was willst Du? Warum weilst Du hier?“ Der Ritter schwieg. — „Armer Gundibert!“ schrie, oder vielmehr heulte die Schaar. Dann nahm der erste das Wort: „Wir sind Ritter, wie Du: warum würdigst Du uns keiner Antwort? Sprich! oder ..“ Hier flogen mehr denn zwanzig bloße Schwerdter durch den Saal, und klirrten mit Allgewalt gegen einander. Gundibert schwieg; denn sein Ring stach. „Du schweigst?“ hub der Sprecher mit donnernder Stimme und funkelnden Augen wieder an, „nun wohl, Brüder, sein Stündchen schlage!“ Der Kreis rückte näher; Gundibert saß mit unerschütterlichem Muth. Schon hoben sie die Schwerdter, da schlug er dreimal das Kreuz, und im Nu verschwand das ganze Gesindel.

„Gottlob! sagte Gundibert, daß sie fort sind, nun will ich mich wenigstens setzen, daß mir der Rücken frey bleibt“, und so wählte er sich einen Platz, wo er fest an der Wand saß, und den ganzen Saal vor Augen hatte. Sobald er hiermit in Richtigkeit war, öffneten sich die Thüren, und eine Menge Bedienten deckten eine Tafel für zwölf Personen; sie servirten mit nichts als goldnen Gefäßen, und bereiteten einen Schenktisch, wo der gute Gundibert von bloßem Anschauen dieser einladenden Gläser lüstern ward. Als dieß geschehen war, traten sechs Herren in tiefer Trauer herein, an ihren Armen sechs Damen mit langen Flören, und allen Zeichen der tiefsten Trauer. Stumm setzten sie sich an den Tisch, aßen von den köstlich duftenden Speisen, schickten dem Ritter von jedem Gericht, welches er immer höflich zurück wies; aber Niemand sprach ein Wort, bis der Nachtsch aufgetragen war, und der Wein in Gläsern perlte. Da brach man zu Gundiberts Erstaunen das Schweigen; es ward geschäkert, gelacht, getrunken; die Trauer war vergessen. Eine Menge lustiges Gesindel stürzte herein, und unterhielt mit Fratzengeßichtern und Possenspiel die Gesellschaft;



laut trank man des Ritters Gesundheit, und die Damen kredenzt ein einmüthig ein Kelchglas, sandten es ihm, damit er ihnen Bescheid thäte; aber der King stach, und der Ritter wehrte den Diener höflich zurück. Hierauf kamen die Damen selbst, und baten so süß, so überredend, wußten den Geruch des alten Nektars so nahe unter Gundiberts Nase zu leiten, daß es ihm fast ohnmöglich war, zu widerstehen; da stach sein King heftig, und er setzte hurtig den schon angenommenen Becher hart nieder, daß der Wein die Erde besprügte, und das krySTALLNE Kelchglas in mehrere Stücke zerbrach. Ueber diese Grobheit ereiferten sich alle Gemüther, und höhnten den armen Ritter aufs äußerste; sie schlugen ihn mit Fäusten, spieen ihn an; aber sie erlangten ihren Zweck nicht; er wischte sich ruhig ab, und brach sein Schweigen, trotz aller Mißhandlungen, dennoch nicht. Als sie sahen, daß mit dem Hartnäckigen nichts anzufangen sey, so entfernten sie sich alle aus dem Saal.

Eine Todtenstille von einigen Minuten herrschte im Saal, und schon glaubte der Ritter, das Teufelspiel habe für diese Nacht ein Ende; da öffnete sich auf einmal in der größ-



ten Geschwindigkeit der Fußboden, und eine Menge kleiner Teufel stiegen heraus, mit allem möglichen Geräthe und Materialien zu einem großen Feuer beladen. Zuerst tanzten sie mehrere höllische Tänze, und belustigten den Ritter, statt ihm Furcht einzujagen, gar sehr; er belachte ihre Bocksprünge herzlich; da eilten sie wieder zu ihrem Geräthe, und zündeten ein großes hell loderndes Feuer an. Kaum brannte es recht hoch, so schleiften zwölf Vermummte die Schlange hinein, warfen sie in das Feuer und zerstachen sie, trotz ihres Wimmerns und Schreien, mit langen eisernen Stangen aufs äußerste. Dem Ritter bebte das Herz; Thränen traten in seine Augen; er schluchzte hörbar, und war eben im Begriff, seinen Sitz zu verlassen, als der Ring ihn an seine Gefahr erinnerte. Mühsam schwieg er, und mit der Glocke eins versank das schreckliche Schauspiel in den Abgrund. Eine tiefe Finsterniß trat an die Stelle des Lichts, und da Gundibert durch alles Geschehene und Empfundene sehr ermüdet war, so entschlief er bald, und zwar so süß, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand, da er erwachte. Er eilte schnell zu der bekannten Quelle,



und vergaß Hunger und Durst, da seine geliebte Schlange in tiefem Schlaf daneben lag, und, statt des heuslichen Schwanzes, der ihm jedesmal Ekel beregt hatte, ein Paar schön geformte Füße von sich streckte. Er setzte sich leise neben ihr nieder, schöpfte sich einen Trunk frischen Wassers, und nachdem er sich hierdurch völlig gestärkt hatte, bewachte er den Schlaf seiner Schlange, welcher fast bis gegen Abend anhielt. Endlich erwachte sie, und schmiegte sich dankbar an Gundibert. „Noch zwey Nächte, Ritter! Sey tapfer und muthig: vergiß alles Mitleiden; denn nur dieß Feuer löst meinen Zauber.“ Sie schwieg, blickte sich ängstlich um, und floh in ein nahes Gebüsch. In demselben Augenblick trat ein häßlicher Gnom zu der Quelle; er zerstach mit seinem Stabe das weiche Moos, und da er nicht fand, was er suchte, so ging er zähneknirschend, aber ohne eine Wort zu reden, von dannen. Da die Zeit bis zur Geisterstunde noch fern war, so begab sich Gundibert in eine blühende Lindenlaube, und schlief hier, durch den süßen Dufte betäubt, von neuem ein. Vermuthlich würde er hier durch Mitwirkung seiner Feinde die ganze Nacht geschlafen haben; aber

kurz vor der Geisterstunde fühlte er sich sanft in die Höhe gerüttelt; ein Greis stand vor ihm und sagte mit leiser bebender Stimme: „Es ist Zeit! eile, mein Sohn! Deine Bertha zittert für Dein Erwachen; der Ewige stärke Deinen Muth.“ Wie der jähe Sturmwind, so eilte der Ritter von dannen; schon sahe er den erleuchteten Saal, und freute sich, den Unholden zuvorzukommen; schon öffnete seine Hand die Thür, da schlug die Glocke eif, und ein Heer scheuslicher Gestalten bleckte ihn an. Vergebens bemühte er sich, durch sie hin zu seinem Sitze zu gelangen: es war umsonst; sie schlugen einen Kreis um ihn, und tanzten nach den widrigsten heulendsten Tönen einen besondern Tanz um ihn herum, wobei sie ihn reichlich mit Rippenstößen beehrten, und so lange mit sich umher schleppten, bis er kraftlos zur Erde sank. Hier ließ man ihn liegen, und das höllische Gesindel setzte sein Vergnügen fort. Allmählig kroch Gundibert bis zu seinem Stuhl, wovon er kaum Besitz genommen hatte, als ihn ein neuer Muth beseelte, und er das Ungethüm so oft es sich ihm nahte, mit gut angebrachten Kreuzen von sich zurückhielt. In diesem ruhigeren Zustande hatte er Muße, die Scheuslichen



zu betrachten; einige hatten nur ein halbes Gesicht; einige nur einen Arm, und alle statt der Haare Schweinsborsten, und mehrere kurze Hörner. Da sie die Hoffnung verloren, Gundiberts unerschütterlichen Muth wankend zu machen, sein Schweigen zu brechen, so verließen sie mit einem gräßlichen Geheul den Saal, und Gundibert, seinem Nachdenken folgend, fuhr doch etwas zusammen, da ein großer Leichenzug in die Thür kam, dreimal im Zimmer umher ging, dann den Sarg vor ihm niedersetzte, und, nachdem ihm jeder aus dem Zuge eine Verbeugung gemacht, sich entfernte. Als er so ganz allein da saß, plagte ihn doch die Neugierde; er hätte gern gewußt, wen dieser Sarg beherberge; aber sein Ring stach zu heftig: er blieb sitzen, und in derselben Minute sprang der Deckel des Sarges von selbst ab, und zu Gundiberts Entsetzen stieg sein eignes Ich heraus, und stellte sich dicht vor ihn. „Ich bin Dein Schutzgeist,“ redete ihn die Gestalt endlich an, „mich dauert Deine Lage, und ich komme, um Dich zu warnen, ehe es ganz unmöglich wird, Dich zu retten.“ Sie hielt inne, und Gundibert schwieg. Ein neues Gau-

kesspiel der Hölle, dachte dieser; aber es soll ihnen nicht gelingen. „Du schweigst auch vor mir so hartnäckig!“ fuhr sie endlich fort, „o, Gundibert, was muß ich thun, um Dein Vertrauen zu gewinnen? Dich zu überzeugen, daß ich nicht zu jener höllischen Kotte gehöre? Du schüttelst den Kopf? Nun wohl! die Geister Deiner verstorbenen Voreltern mögen Dich überzeugen, ob ich es übel mit Dir meine. Gib Acht, ihr Anblick wird Dich überzeugen. Er klopfte leise an den Sarg, da stieg Gundiberts Vater heraus, sah ihn einige Minuten an, zeigte auf den Schutzgeist und wankte durch den Saal. Der Ritter glich einem Todten; das Wort: „Bleib, mein Vater!“ erstarrte auf seiner Lippe; denn heftiger, als je zuvor, warnte ihn sein Ring; er schwieg. Da trat seine Mutter vor ihn; ihre lange blasse Gestalt, ihre leidende Miene! ihn schauderte von neuem; auch sie zeigte auf den Geist und ging. „Willst Du noch mehr sehen?“ fragte der Geist. Gundibert schüttelte den Kopf. „Du bist überzeugt?“ fragte er frohlockend; er schüttelte stärker als zuvor das Haupt, betete zu den Heiligen, schlug einige Kreuze, und mit gräßlichem Gepolter verschwand



der Sarg und sein Bewohner. Kaum war dieß überstanden, so erneuerte sich die schreckliche Scene der verwichenen Nacht: eine Menge kleiner Teufel mit Glühköpfen erschienen, bereiteten ein noch größeres Feuer, und sobald es brannte, kamen die Vermummten und warfen die wirklich erzerschneidend wimmernde Schlange in das prasselnde Feuer, brieten und zerstachen sie auf das schmerzlichste, bis endlich die Glocke eins schlug, und das ganze Höllensfest verschwand. Sobald der Morgen graute, eilte der Ritter, der ganz ermattet war, hinab an die Quelle, und erblickte seine Bertha in einem langen weißen Gewande schlafend; ihr Kopf war mit einem Schleier bedeckt, der, als er ihn leise lüftete, das fatale Schlangenhaupt zeigte. Er trank aus der Quelle, da war es, als flüsterete ihm eine geheime Stimme zu: „Haue ihr den Kopf ab!“ Er erschrak, und floh eilig davon, als ob er sich und diesem Gedanken entziehen wolle; aber umsonst: der Gedanke begleitete ihn. „Ich werde es thun,“ dachte er; sein Ring drückte nicht im geringsten. „Ich erlöse sie so viel früher,“ sagte er halbblaut, „und erspare diesen zarten Gliedern die Schmer-



zen des Feuers.“ Er eilte eben so schnell zurück; sie schlief noch; er hob hastig den Schleier, und im Nu trennte er das scheusliche Haupt von diesem reizenden Körper. Ein lauter Schrey der Freude drang in sein Ohr; Bertha, schön wie der Tag, lag in seinen Armen; neben ihr stand der Greis: es war ihr Vater; freudig führten sie ihn, den Entzückten, zu den Ruinen; sie waren verschwunden: an ihrer Stelle prangte ein herrliches Schloß; ein Gewimmel von Menschen stürzte ihnen entgegen; alle wollten die Knie ihres Erretters umfassen, der sie, glücklich wie ein Gott, umarmte. Unter frohem Jubel gingen die Glücklichen ins Schloß; der ganze Hofstaat huldigte von neuem Bertha, ihrem Vater und Gundibert; alles war wie im Taumel, da ließ sich eine dicke Wolke vor dem Fenster nieder, und ein großer Mann von bösem finstern Ansehen trat vor das neue Brautpaar; Bertha that bey seinem Anblick einen lauten Schrey und sank ohne Besinnung hin; der Greis zitterte, und nur Gundibert allein faß mit Muth da, und bot dem Schreckensmann die Stirne. „Zittre, Verwegner!“ rief dieser ergrimmt, „daß Du es wagtest, diesen Zauber zu lösen, der seit Jahrhun-

derten auf der Trohigen ruht; aber wisse, noch
 ist es Dir nicht ganz gelungen; noch ist sie nicht
 Dein, und wenn auch nur noch diese Bedingung
 eine Kleinigkeit gegen das ist, was Du geleistet,
 so mußt Du doch auch diese erfüllen, bevor Du
 zu dem ruhigen Besiz Deiner Bertha gelangst.“
 „Rede!“ entgegnete der Ritter, und der Zauber-
 ver fuhr fort: „das Fräulein wird Drey Tage
 hinter einander durch den Garten, und dreimal
 ums Schloß fahren; jedesmal an dem Quell,
 wo Du Deine Heldenthat verrichtet hast, mußt
 Du sie erwarten, und einige Worte mit ihr re-
 den; vorzüglich gib auf die Farbe ihrer Pferde
 Acht, damit, wenn ich am Abend frage, Du
 sie mir zu nennen weißt.“ Der Ritter verzog
 seinen Mund zum Lächlen, aber der Zauberer
 verschwand, und man hörte noch lange aus der
 Ferne sein höllisches Gelächter. Als Bertha aus
 ihrer Ohnmacht erwachte, und das Gebot des
 Zauberers hörte, so seufzte sie tief; denn da sie
 den Bifewicht kannte, so konnte sie gar nicht zweifeln,
 daß hinter dieser anscheinenden Kleinigkeit
 eine große Lücke verborgen liege; sie ward dar-
 über sehr traurig, und ihr Vater, so wie die
 Dienerschaft, desgleichen; denn alle kannten den

Arglistigen. Nur Gundibert blieb heiter; denn er konnte nicht begreifen, wie er würde schlafen können, da es nun Bertha's Besitz galt. In stiller Trauer verfloß der Tag und Abend, und den nächsten Morgen mußten sich auf des Zauberers Befehl die Liebenden trennen. Mißmüthig schlich Gundibert umher, er nahm wenig Speise zu sich, und war schon um ein Uhr auf dem bestimmten Plage. Die Kühlung, welche in der Nähe dieser lieblichen Quelle war, that ihm wohl; er badete, um recht munter zu bleiben, Gesicht und Hände damit, hatte es aber kaum eine Viertelstunde gethan, als eine solche Schläfrigkeit ihn befiel, daß alles Kämpfen dagegen umsonst war, umsonst das Stechen seines Ringes: er entschlief, und als Bertha kam, half weder Rüteln noch Rufen: er war leblos, gleich einer Statue, und die Arme mußte ihren Geliebten schlafend verlassen; bevor sie aber ging, hängte sie ihr Bildniß, mit großen Perlen umfaßt, an seinen Hals. Sobald sie fort war, erwachte Gundibert, sah das Geschenk an seinem Halse, und brach in laute Verwünschungen über die Bosheit der Zauberers aus, der hohnlachend vor ihm stand. „Nun, hast Du gesehen?“ fragte er



hämisch. (Der Ritter schwieg); „sechs Füchse zogen den Wagen Deiner Angebeteten, jeder mit einem weißen Hinterfuß und einem weißen Stern an der Stirn; verschläfst Du es noch zwey Tage, so hast Du Bertha verloren.“ Wie gern hätte sich Gundibert zu Bertha's Füßen geworfen! aber Schaam und Kummer hielten ihn davon ab, und das Fräulein war zu traurig, als daß sie hätte daran denken können, ihren Geliebten aufzusuchen; sie sahe im voraus, daß er durch die übernatürlichen Künste des Zauberers jeden Tag würde schlafen müssen, und da lag bey ihrer Liebe zu ihm, eine schreckliche Zukunft vor ihren Augen. So sahen sich die Liebenden nicht, und der zweite Mittag brach an. Bertha weinte den ganzen Morgen; alle waren in der ängstlichsten Erwartung, und der unglückliche Gundibert irzte voll Verzweiflung im Garten umher. Da er mit Gewisheit glaubte, daß das Wasser des Quells ihn so sehr ermüdet habe, so hütete er sich sorgfältig davor. Er setzte sich ferne von der Verrätherinn, und pflückte für seine Bertha ein Vergifmeinnicht, welches einsam und bescheiden im Moose blühte; aber sobald er dieß Blümchen an seine Lippen gedrückt, überfiel ihn dieselbe

heftige Schläfrigkeit, und Bertha fand ihn in dem nämlichen Zustande. Traurig hierüber, entwand sie die Blume seinen Händen, und legte ihm dafür eine Bürste hin, welche die Eigenschaft hatte, denjenigen, der sie gebrauchte, reichlich mit Geld zu versehen. Als Gundibert erwachte und die Bürste sah, vergoß er Thränen, hörte wenig auf das Höhnen des Zauberers, und behielt nur: daß seine Geliebte, von sechs schneerweißen Pferden gezogen, vorbeigefahren sey; dann floh er in ein dunkles Gesträuch, durchwachte trostlos die kurze Sommernacht, und sah mit Zittern und Beben dem kommenden Tage entgegen. Jetzt nahm er sich vor, heute durchaus nicht zu schlafen. Er stoh den Geruch jeder Blume; dagegen brach er sich ein paar Aepfel ab, nahm sie mit auf seinen Platz, und hatte kaum den ersten Bissen davon niedergeschluckt, als er ganz ohne Bewußtseyn niedersank. In diesem Zustande fand ihn das Fräulein; sie benezte seine Wangen mit Thränen, und legte ein schönes Schwerdt neben ihn, das bey seinem Erwachen die ganze Größe seines Unglücks darstellte. Er besah das Schwerdt, und fand mit goldnen Buchstaben eingätzt: „Folge mir! Der Zaube-



rer führt mich nach seiner verwünschten Stadt, die noch keines Menschen Auge gesehen hat. Auf, Geliebter, folge mir!“ „Bis ans Ende der Welt!“ rief der Ritter, und wollte hurtig in das Schloß eilen; da vertrat ihm ein häßlicher Gnom den Weg, und verkündigte ihm, daß das Fräulein mit sechs schwarzen Rossen bey ihm vorbeigefahren sey, und daß sie nun, als die Beute seines Herrn, mit diesem nach seiner Stadt zöge. Ohne zu antworten, eilte der Ritter ins Schloß, fand alles öde und leer, und begab sich ohne Verzug auf den Weg nach seiner Burg, wo er seine Leute höchlich erfreute; denn sie hatten sehr um ihren wackern Herrn gesorgt. Aber diese Freude dauerte nicht lange; denn er blieb nur so lange Zeit, als nöthig war, seine Beste dem treuen Burgvogt anzuvertrauen, und dem Kapellan zu befehlen, wie viele Messen er für den guten Ausgang seiner Reise lesen sollte; dann beschenkte er alle seine Diener, und trat, ohne eines Menschen Begleitung, blos versehen mit Bertha's Bildniß der wunderbaren Bürste und dem Degen, welchen er künstlich genug in seinem Pilgergewande verstecken mußte, seine Wanderung an. Die Liebe wird mich schon leiten, dachte Gundibert,



und wandelte, da sein Schloß schon mehrere Tagereisen hinter ihm lag, einem großen Walde zu, dessen Dästerheit jeden Andern erschreckt haben würde; aber Gundibert freute sich darüber und bahnte sich bald mit den Händen, bald mit seinem Degen einen Weg durch das wild verwachsene Gesträuch. Nach vieler Mühe gelangte er auf einen etwas freien Platz, und blieb stehen, um sich einige Augenblicke zu erholen; da drang ein besonderes Getöse an sein Ohr; er näherte sich dem Orte, woher es kam, und sah den sonderbarsten Streit eines Löwen mit einer großen Schlange. So gut sich der Beherrscher der Thiere auch wehrte, so umwand ihn doch die Schlange mit jedem Augenblick fester, und er war in Gefahr zu erliegen, als ihn Gundibert mit einem Hiebe von seinem Feinde befreite. Der gerettete Löwe stand erst ein paar Augenblicke still; dann schüttelte er seine Mähne, warf sich vor dem Ritter nieder und leckte seine Füße. Dieß neue Schauspiel freute Gundibert noch mehr, er streichelte den Löwen, und als er weiter ins Dickigt ging, bemerkte er zu seiner Freude, daß das dankbare Thier unzertrennlich von ihm war.



Einige Tage irrte er in diesem Walde umher, nährte sich blos von Wurzeln und wilden Beeren, bis er sich auf einmal vor einem großen Thore befand, welches mit einer Pforte von Eisen versehen und mit Riegeln stark verwahrt war. Er klopfte einigemal heftig an, da sprangen die Riegel prasselnd auf; die Pforte öffnete sich und ein Enackssohn trat heraus. „Was willst Du, Zaunkönig?“ fuhr er den Pilger an. „Ich begehre durchgelassen zu werden,“ antwortete dieser gar bescheiden. Jener hingegen lachte trozig, und versicherte ihn, daß er ohne Verlust seines rechten Arms diese Straße nicht passiren könne. Der Pilger war willig zu dem Kampfe, der ihm hierunter angedeutet ward: er trat mit seinem treuen Löwen in die Wohnung des Einäugigen, zog mit dem rechten Arm sein gutes Schwerdt heraus, legte den linken auf den Block, und indem der Riese sein schweres Beil schwang, hieb er ihm behende den Arm ab; der Löwe stand ihm treulich bei, und nach einigen sauern Minuten lag der Goliath, zerrissen von dem Löwen, zu Gundiberts Füßen. Ruhig nahm dieser von des Riesen Höhle für diese Nacht Besitz, molk seine Heerde, welche in die Höhle

kam, und vergönnte seinem Freunde, sich recht satt an Schaaffleisch zu fressen.

Als er am nächsten Morgen mit neuer Kraft und Muth erwacht war, setzte er seine Reise fort, und befand sich an einem ähnlichen Thore, das auf sein Klopfen ein fast noch größerer Riese öffnete. Weislich verbarg er seinen rechten Arm, bat um freien Durchgang, und erhielt beinahe dieselbe Antwort, nur daß dieser mehr Appetit zu seinem rechten Fuße hatte. Geduldig reichte er den Fuß hin; aber ehe der Bösewicht sein Vorhaben ausführen konnte, trennte er dessen Arm ab, versetzte ihm mehrere Hiebe und befreite mit Hülfe des Löwen die Welt von einem zweiten Ungeheuer. Behaglich ruhte er auf dem weichen Lager des Erschlagenen aus, und ließ sich ein gebratnes Lämmchen recht gut schmecken, indeß sein Begleiter die weidende Heerde in Furcht und Schrecken setzte.

Als er am nächsten Tage seine Wanderung fortsetzte, dachte er, gewiß auf den dritten dieser Brüder zu stoßen; aber er wurde angenehm überrascht, da er in einem reizenden Thale sich



einer nett aussehenden Wohnung näherte, und ihm auf sein leises Pochen ein kleiner über und über gefiederter Mann entgegen trat. Er starrte den Pilger verwunderungsvoll an, und sagte ihm ganz mit dem Tone der theilnehmenden Freude, daß es ihm lieb sey, endlich einen Menschen zu sehen, der dem Schwert der Würgengel entronnen sey. Hiermit führte er den müden Ritter in seine Wohnung, erquickte ihn mit Speise und Trank, und bat ihn nachher um die Erzählung, wie er die Riesen überlistet habe. Gundibert hatte den kleinen Mann, welcher der König der Vögel war, bereits lieb gewonnen. Er erzählte ihm den Tod dieser Riesen, worüber er sich sehr freute, und theilte ihm alsdann die ganze Veranlassung zu seiner Reise mit. Der gefiederte König dachte ein paar Augenblicke nach; dann sagte er: „Vielleicht kann ich Dir helfen; ich werde noch heute Abend meine Vögel zusammen pfeifen: vielleicht weiß einer von ihnen den Weg zu der Stadt, welche Du suchst, und ist dieß der Fall, so soll er Dich sogleich geleiten.“ Der Ritter nahm das Anerbieten mit Dank an; er begleitete den Gefiederten vor die Thür, und sahe das komischste Schau-

spiel von der Welt: auf das Pfeifen, welches er zu dreien Malen wiederholte, erschien eine Menge Vögel, welche das Thal und die ganze Gegend umher bedeckten. Mit hallender Stimme fragte ihr König: ob sie den Weg zu der verwünschten Stadt wüßten? Aber sie antworteten alle mit Nein. Hierauf ging er zu den entferntern, und fragte mit einer Stimme, die dem Rollen des Donners nicht unähnlich war, dasselbe; aber sie verneinten alle, und er entließ sie nun wieder, um in ihre Gehege zu fliegen. Mißmüthig stand der Ritter da; er hatte geglaubt, daß wenigstens ein Vogel in dieser Stadt seyn müsse, und nun fand er sich auf einmal so unangenehm getäuscht. Als der Gefiederte dieses sahe, belebte er ihn mit neuem Muth, indem er ihm erzählte, daß nur wenige Stunden von diesem Thale sein Bruder, der König der Fische, wohne. Zu diesem wollte er ihn geleiten; vielleicht hätte einer von dessen Unterthanen sichere Kunde von dieser Stadt.

Da es noch nicht spät am Abend war, begaben sie sich sogleich auf den Weg, und gelangten mit dem Untergange der Sonne in der



Wohnung des Fischbeherrschers an. Dieser war ein großer hagerer Mann; sein Leib war über und über mit farbigen Schuppen bedeckt, das Haar von grüner Farbe, die Augen wie Muscheln; kurz, sein Anblick war mehr unangenehm, als Vertrauen erregend, und Gundibert war sehr erfreut, an seinem kleinen freundlichen Begleiter einen Fürsprecher gefunden zu haben, der ihm jede fernere Bitte unnöthig machte. Der Fischmonarch war indeß besser, als sein Ansehn verhiess: er nöthigte den Ritter in seine Behausung, bewirthete ihn mit Milch und Früchten, und versprach, mit Aufgang der Sonne seine Fische zu locken. Ohne ein Auge zu schließen, durchwachte der Ritter die Nacht, bis ihn bey Sonnenaufgang die Brüder riefen, und an einen ungeheuer großen, fast unabsehbaren Teich oder See führten. Dreimal schlug der Gebietende mit einer krystallinen Ruthe ins Wasser; da hob eine Menge Fische die Köpfe in die Höhe, und fragte mit hohlem Tone: „Was befehlt unser Gebieter?“ „Ich verlange zu wissen,“ antwortete der König, „ob Niemand von Euch den Weg zu der verwünschten Stadt weiß? ob Keiner von Euch in den Seen und Flüssen dieser



Stadt waise?“ Eine minutenlange Stille entstand; dann antworteten alle einmützig: „Nein!“ Er fragte zu drey wiederholten Malen, erhielt aber immer dieselbe Antwort, und entließ unzufrieden seine Unterthanen.

„Nun ist alle Hoffnung verschwunden!“ rief der Ritter traurig aus. „O nein;“ entgegnete der Freundliche, „ich führe Dich zu unserm ältern Bruder, dem Regierer der Wolken; gewiß wird er Dir Auskunft geben; denn auf der Erde, folglich unter den Wolken, muß diese wunderbare Stadt doch liegen.“ Eine geheime frohe Ahnung erfüllte das Herz Gundiberts; er dankte seinem Wirth für die gute Aufnahme und für seine Bemühung, und wanderte rasch mit dem Gefiederten vorwärts.

Noch ehe die Strahlen der Mittagssonne braunten, langten sie an dem Pallast des Wolkenregierers an: er glich einem Tempel, und statt des Dachs ruhte eine dunkelblaue Wolke darauf. Unter den Säulen saß der Regent; es war ein alter Greis, mit einem Vertrauens- und Ehrfurcht-einstößenden Gesichte; auf seinem Haupte glänzte eine Sternenkronen, und ein



langes weißes Gewand, mit einem blauen Gürtel zusammengefaßt, umgab ihn. Sobald er die Kommenden sahe, stand er auf, ging ihnen entgegen, und hieß sie mit Würde und Herzlichkeit willkommen. Hierauf fragte er nach der Ursache, welche den Ritter zu ihm führe, und da dieser seine ganze unglückliche Geschichte erzählte und um seine Hilfe gebeten hatte, erwiderte er äußerst liebreich: „Die soll Dir werden, tapftrer Ritter, und wenn diese Stadt nicht ein Blendwerk des Zauberers ist, so kannst Du Dich mit der Hoffnung schmeicheln, noch vor Abend in der Nähe Deiner Geliebten zu seyn.“ Der hochentzückte Gundibert wollte die Knie des Greises umfassen; aber dieser gab es nicht zu, sondern drückte ihn väterlich an sein Herz. Hierauf rief er die Wolken, und sie schwebten nach und nach vorbey; aber keine wußte von dieser Stadt etwas. Schon folgten sie langsamer, und wurden immer weniger; die Farbe schwand von des Ritters Wangen, wie die Hoffnung aus seinem Herzen. Da eilte noch eine trübe Wolke herbey. „Wo verweilst Du?“ fragte der Greis, „hörtest Du nicht meinen Ruf?“ „Ich vernahm ihn erst dann, als ich

mich des Regens entledigt hatte, und dann eilte ich schnell her.“ „Wo regnest Du?“ — „In der verwünschten Stadt!“ — „Triumph!“ rief der Greis, „Du hast gesiegt: noch ehe es Abend wird, sollst Du dort seyn. Hierauf mußte die Wolke sich niederlassen, und der Greis befahl ihr, Gundibert nebst seinem Löwen aufzunehmen, und nahe vor der verwünschten Stadt niederzusetzen. Dann schenkte er dem Ritter ein kleines Pfeifchen, auf dessen Ton sich die Wolke ihm jedesmal nähern und ihn und die Seinen aufnehmen würde. Die Wolke gelobte Gehorsam; der Greis nebst seinem Bruder segneten den Ritter, und so bestieg er voll innerer Freude die Wolke, worin er sanfter, als in dem schönsten Wagen, über Berg und Thäler, Meer und Abgründe, leise dahin glitt, ohne den kleinsten Gedanken an Furcht zu haben.

Langsam ließ sich die Wolke nieder, und setzte ihn mit seinem Löwen dicht vor den Thoren der Stadt ab, worin eine Todtenstille zu herrschen schien. Er wartete in einem kleinen Gesträuche, bis die Schatten des Abends alle Gegenstände ins Dunkel hüllten, und wanderte



erst unter diesem Geleite in die Stadt. Auf seine Frage nach einer Herberge, wies man ihn in ein großes Haus, welches wie ausgestorben da stand, und vor dem er auch erst an zwanzig Thüren pochte, ehe eine menschliche Seele sich sehen oder hören ließ. Endlich rief eine heifere Stimme: „Herein!“ und ein alter Greis mit schloßweißem Haar und Bart stand vor ihm. Der Ritter entdeckte ihm seinen Wunsch, hier Nachtlager zu bekommen, welches der Alte auch bewilligte, aber ihm auch gleich bekannt machte, wie wenig er für seine Bequemlichkeit hier finden würde. Zum Glück brauchte Gundibert nicht viel. Er setzte sich neben den Alten, und fragte, warum die Stadt so ausgestorben sey, und man nichts, als Gnomen, Zwerge, oder verkrüppelte Menschen auf den Straßen erblicke? Der Alte seufzte: „Es sind ohngefähr drey Monate,“ fing er an, „daß ein häßlicher Zauberer seine Wohnung hier bey uns aufschlug; er fährt eine schöne Dame und ihren alten Vater mit sich, und weil ihn die Dame durchaus nicht heirathen will, und seine Macht an ihr nicht mehr groß genug ist, sie zu zwingen, so läßt er die armen, vor seiner Ankunft so glücklichen Bewohner dieß in höch-

höchsten Maas empfinden. Unfre Jünglinge und Jungfrauen sind entflohen, und was noch hier ist, lebt versteckt, um nur nicht ein Spiel des Scheußlichen zu werden. Die Gnomen und Zwerge, welche Ihr gesehen habt, gehören ihm zu; sie martern die armen Bewohner auf die grausamste Art. Ihr seyd zur rechten Zeit gekommen; denn der Unhold hat bekannt machen lassen: wenn sich nicht binnen drey Tagen Jemand fände, der die Farbe der Pferde genau träse, womit die Dame in den drey letzten Tagen um ihr Schloß im Walde gefahren sey, so sollte sie entweder seine Gemahlinn werden, oder nebst ihrem Vater und ihrer Zofe von einem steilen Felsen ins Meer hinab gestürzt werden. „Gott Lob!“ sagte der Ritter, „so bin ich noch zur rechten Zeit gekommen, um meine unglückliche Geliebte zu retten.“ — „O, so rette uns mit,“ rief der Alte, „und wir werden Dich wie unsern Schutzgott verehren.“ „Das gelobe ich Dir,“ entgegnete der Ritter, und reichte ihm seine Rechte, „aber dafür halte mich auch in dem innersten Gemach deines Hauses verborgen, und gib mir Rath, wo ich Pferde, Wagen, Kleidung, alles so, wie ich es brauche, bekomme.“ „Ehe



ich Dir antworte, folge mir in ein entlegenes Gemach; denn da Dich ein Unhold hierher geführt hat: wie leicht legt er auch sein Ohr an diese Thür, und Du und ich sind verrathen.“ Hierauf führte er den Ritter viele Treppen hoch auf einen Söller, wo unter seinen Füßen ein breiter Fluß hinrauschte. „Hier sind wir sicher,“ fing der Alte an, „nun sage, welche Farbe brauchst Du morgen, und was gehört dazu, Dich dem Fräulein ganz gleich zu machen?“ Gundibert sagte ihm alles, bis auf die geringsten Kleinigkeiten, bürstete ihm eine große Menge Goldes und legte sich dann ruhig neben seinem Löwen schlafen.

Als er erwachte, hatte der Alte bereits seine Bestellungen erfüllt: er fand Pferde und Wagen ganz nach seinen Wünschen, färbte sich sein Gesicht, um den Zauberer zu täuschen, setzte eine rothe Perücke auf, und fuhr dann mit seinem Löwen, welcher neben ihm saß, zu der bestimmten Stunde auf den Platz. Er kam mit Fleiß etwas später; keiner von seinen Vorgängern hatte die Farbe getroffen. Bertha saß weinend auf einem Söller; da fuhr Gundibert froh stolzirend



auf und ab. Ein neues Leben kam unter die Menge von Zuschauern, als das Fräulein freudig auffpringend rief: „Das war die Farbe des ersten Tages!“ Auf und nieder stolzirte der Ritter, und da der Zauberer keinen Tadel finden konnte, so rief es der Herold mit lauter Stimme aus: daß, wenn der Fremde noch zwey Tage eben so genau trafe, das Fräulein Bertha seine Gemahlinn würde. Sobald dieser Ausruf geschehen war, verlor sich Gundibert unter der Menge, und ehe noch der Zauberer zu den schärfsten Nachforschungen Befehl geben konnte, war dieser schon wie verschwunden, und saß mit einem Herzen voll Liebe und hoher Freude auf seinem einsamen Altan. Er hatte seinen Zweck schon erreicht: der Zauberer war getäuscht; aber zugleich war auch seine Bertha in Zweifel, und, noch mehr denn sie, ihr Vater und die treue Dose. Als diese sich am Abend im einsamen Gemach ganz der Freude ihrer nahen Rettung aus den Händen dieses Bösewichts überließen, da ängstigte sie doch der Gedanke sehr: „Wie, wenn es Gundibert nicht wäre?“ aber ihr Herz sagte: „Er ist es,“ und vergebens bemühte sich die Dose, sie wankend zu machen.



Freilich entstand noch immer die Frage: „Woher hatte er den Löwen?“ Aber Bertha sagte lächelnd: „Woher er die rothe Farbe hat;“ und hartete im Vertrauen auf den Gott der Liebe des nächsten Tages.

Zestlich geschmückt, gleich einer Braut, zeigte sie sich dem Volke, welches sie, zum höchsten Vergnügen des Zauberers, mit lauter Freude empfing. Die Wagen fuhren vor; keiner traf ihre Farbe. Da erschien in einem weißen Wagen ein Greis, blaß von Gesicht, schloßweiß sein Haar; sechs weiße Pferde zogen ihn und seinen Löwen. Als er sich Bertha näherte, küßte er ihr Bildniß, und zeigte ihr dadurch, daß er, trotz dieser Täuschung, es sey. Als er abermals, wie am Tage zuvor, auf und ab gefahren, und der Zauberer die Antwort pünktlich richtig fand, so verkündete dies der Herold, und der Ritter verschwand eben so schnell, als am vorigen Tage.

Höchlich erfreut war der Alte, daß sein Gast die Dame und die Bewohner retten werde; er schaffte ihm in derselben Nacht die Bedürfnisse des nächsten Tages, kleidete ihn mit an, und begleitete ihn zu dem Plage, wo Gundibert zum



erstemal in seiner schönen edlen Gestalt erschien. Alle Herzen flogen ihm entgegen. „Er ist es!“ schrie Bertha. „Er ist es!“ murmelte der Zauberer, und ehe er noch eine neue Teufelery ersinnen konnte, stand Gundibert in ritterlichem Schmuck, mit blitzenden Augen und gezucktem Schwerte vor ihm. An seiner Seite befand sich ein Jüngling, dessen Scheitel ein Kranz von Dohlzweigen zierte, und vor dessen Anblick der erschrockene Zauberer bebte. „Es ist genug,“ hub der Jüngling an, „Deine Sünden sind gezählt; ihr Maas ist voll, und der gerechte Richter sendet mich, Dich in den Schooß der Gebirge zurückzuweisen, denen Du entkommen bist. Eile demnach, Du Verführer, und befreie uns von Deinem Uublick; weise in den Abgründen der Erde, bis nach tausend und abermal tausend Jahren die Stimme des Richters Dich ruft.“ Der Zauberer verschwand, und der Genius der Tugend wandte sich zu den Liebenden; er legte ihre Hände zusammen, segnete ihren Bund, und verließ, ehe ihr Dank ihn zu erreichen vermogte, das Zimmer. Stumm vor Freude sanken sie Eins in die Arme des Andern; nur der frohe Jubel, der laute Dank der glücklichen Bürger



erweckte sie aus ihren schönen Empfindungen. Der gute Alte, welcher Gundibert beherbergte, war an ihrer Spitze; Jünglinge und Mädchen, Väter und Mütter, Gatte und Gattinn folgten ihm, und dankten dem überglücklichen Gundibert für die Befreiung von diesem Ungeheuer; aber viel zu brav, fremde Thaten sich zuzueignen, nannte er ihnen ihren wahren Wohlthäter in dem guten Genius, und fühlte sich schon in dem Gedanken glücklich, doch etwas zu ihrer Befreiung beigetragen zu haben. Er nahm hierauf Abschied von den Guten, piff seiner Wolke, bestieg sie mit allen seinen Lieben, und entschwebte in wenigen Augenblicken ihren Augen und ihrem frohen Danke.

Während der sanften Fahrt auf diesem neumodigen Wagen erzählte er seine Abentheuer, streichelte seinen treuen Begleiter, und zeigte ihm Bertha als seine neue Gebieterinn, welche auch bald fand, daß er ihr eben so willfährig zu dienen war, als seinem Herrn. Als sie bey dem Regenten der Wolken abstiegen, fanden sie auch die zwey andern Brüder dort, welche sich herzlich freuten, daß alle seine Bemühungen so glücklich gelungen waren; vorzüglich gefiel Ber-



tha dem Wasser-Regenten sehr, und er beschenkte sie, zum Zeichen seiner Achtung, mit einer Perlschnur, deren seltne Größe und Klarheit sie in Verwunderung setzte. Der Greis fügte diesem Geschenke einen azurblauen Schleier bey, der, sobald ihn Bertha umhängte, sie mit tausend neuen Reizen begabte, und sie ihrem Geliebten nur noch werther machte. Als der kleine Gefiederte die Geschenke seiner Brüder sahe, ward er sehr traurig. Er hatte aus seinem Reiche gar nichts zu geben; denn er war nicht grausam genug, seine armen Vögel ihrer Federn zu berauben, um den Kopf der Damen damit zu schmücken. Er eilte nachdenkend fort, kehrte aber bald zurück, trug einen niedlichen Vogel auf seiner Hand, und schenkte ihn Bertha zum Eigenthume. Darauf ließ sich eine rosenfarbne Wolke mit goldnen Streifen nieder; die Gesellschaft stieg nach unendlichen Dankfagungen hinein, und schwebte schnell den Brüdern aus den Augen. Als es nun Nacht ward, und Bertha, von dem Neuen ihrer Lage zu sehr beschäftigt, nicht, gleich den Andern, schlafen konnte, da erhob das Vögelchen seine Stimme, und sang, gleich dem schönsten Meistersänger, das Glück der Liebe, und



nachdem es vollendet, schlug es mit seinen Flügeln, pickte an Bertha's Wange und Händen, und äußerte alle Merkmale von Verstand und Gefühl. Lieb und immer lieber ward ihr dies Geschenk, und sie dachte, so lange sie lebte, des kleinen Gefiederten mit dankbarem Herzen.

Am Abend des zweiten Tages sank die Wolke sanft nieder, und sie befanden sich an dem Quell, wo sie noch vor kurzer Zeit die bitterste Verzweiflung empfunden hatten. Kaum traten sie ins Schloß, so strömten ihnen ihre glücklichen Leute entgegen, und freuten sich, sie wieder zu haben. Noch an demselben Abend segnete die Hand des Priesters die Liebenden ein, und Gundibert dünkte sich ein Gott in den Armen seines dankbaren Weibes, die nie aufhören konnte, von seinen Verdiensten um sie zu reden. Als er einige Tage auf dem Schlosse im Walde zugebracht hatte, verlangte ihn doch auch nach seiner Veste, und er machte sich mit seiner jungen Gemahlinn und ihrem Vater auf den Weg dahin. Groß war die Freude seiner treuen Dienstleute; aber noch größer ward sie, da er ihnen in der jungen königlichen Frau seine Gemahlinn und ihre Gesbieterinn darstellte.



Bald darauf richtete er ein großes Mahl an, und lud dazu alle seine alten Freunde, Brüder und Bekannte, mit ihren Weibern und Töchtern, worüber ein großes Gelächter entstand, daß der scheue Ritter Frauen und Jungfrauen lade; aber die Neugier siegte; und als sie alle versammelt waren, und in bunten Reihen umher saßen, da führte Gundibert eine verschleierte Dame herein, und sagte ihnen, daß diese seine eheliche Hausfrau sey, welche er sich aus fernen Landen geholt habe. Jeder Mund zog sich zum Lächeln. Da hob Gundibert den azurblauen Schleier, und eine vollendete Schönheit, angehan mit allem Liebreiz der Jugend, stand vor ihnen. Ihr edles einnehmendes Betragen erwarb ihr alle Herzen, und Gundibert blieb glücklich bis ans Ende seiner Tage.



Prinzessin Geldena aus der
Wasserstadt.

Jung und liebenswürdig war Sultan Achmet; sein Serail enthielt die schönsten und reizendsten Mädchen. Geliebt von seinem Volk, in tiefem Frieden mit allen Nachbarn seines großen Reichs, hätte man glauben müssen, dieser Achmet sey der glücklichste Mann von der Welt, und doch war er nichts weniger als zufrieden, geschweige glücklich. Sein Herz, so glühend, verlangte nicht bloße Sinnlichkeit, sondern Liebe, heiße Liebe, wie er sie zu geben fähig war; aber noch suchte er umsonst darnach, und unter allen Schönheiten seines Serails verstand nicht eine die Kunst, Achmet zu fesseln.

Gewöhnlich, wenn der Abend anbrach, stieg er hinab in seine großen schönen Gärten, und genoß der Kühlung, welche hier herrschte. Oft fand ihn die Mitternacht noch an einem Wasserbassin, welches, in einem Rosengesträuch versteckt, sein Lieblingsaufenthalt war. Frischer blühten hier alle Blumen, und der lieblichste Duft entstieg hier ihren Kelchen.

In einer mond hellen Nacht, wo Achmet dem Spielen seiner Frauen entlaufen, und in sein liebes Gebüsch geflüchtet war, legte er sich leise auf das Moos nieder, und brachte mehrere Stunden ohne eine laute, ihn verrathende Bewegung zu. Da ertönte eine Stimme aus der Tiefe des Bassins, süß und schmelzend, wie er je eine gehört hatte. Sie klagte um einen fernen Geliebten sanft und leidend. Leiser und immer leiser ward der Gesang, bis er endlich ganz verstummte. Umsonst harrete Achmet bis zum Aufgang der Sonne: die Stimme schwieg, und er mußte zurück, ohne nur eine Idee von dem, was er gehört hatte, sich angeben zu können. Auf den Abend versammelte er seine Sängerinnen; aber keine hatte die süße Stimme, welche er gehört hatte:



er ging unbesriedigt von Dainen, und lagerte sich nahe an den Rand des Bassins; aber weder diese Nacht, noch ein paar darauf folgende, hörte er die lieblichen Töne, und so war er schon geneigt, das Ganze für einen Traum seiner erhitzten Phantasie zu halten, als er sich von neuem und mit stärkeren Banden an die Sängerin gefesselt sah. Mehrere Nächte hatte er nicht im Garten verbracht; auch diese war schon über halb verfllossen. Da trieb ihn seine geheime Unruhe hinab; er eilte in das Gesträuch; und blieb voll Verwunderung stehen, als er eine hohe weibliche Figur, mit einem Schleier von der Farbe des Meers bedeckt, an seiner Stelle sitzen sah. In ihrem Arme ruhte eine Art Zither, worauf sie zuweilen einige Griffe mit einer schön geformten weißen Hand that; ihr Gesang klagte den Schmerz unglücklicher Liebe. Sie zerriß, ohne es zu ahnen, Achmets Herz, der sich ihr leise näherte; aber ein Seufzer verrieth ihn, und die Sängerin stürzte sich in die Silberwellen des Bassins, wo sie im Augenblick aus seinen Augen verschwand. Trostlos sahe ihr Achmet nach; er war mehr denn je von ihrem Gesange bezaubert, und wünschte sehnlich, den Mund zu sehen, von dessen Rosenlippen diese himmlis-



schen Töne stossen; aber es war vergebens: kein Flehen rief sie zurück, und er mußte traurig in seine Marmorsäle zurückkehren, wo er den übrigen Theil der Nacht verzweiflungsvoll herumwandelte. Oft war ihm der Gedanke gegenwärtig, ob wol nicht eine Fee ihren Scherz mit ihm treibe; aber tief er sich diese Töne zurück, so empfand sein Herz deutlich, daß ein holdes Wesen sie gesungen habe, und daß er ohne dessen Besitz nie glücklich seyn würde.

Voll von diesen Gedanken ging er in den Garten zurück, und zwar nach einem Theile desselben, den gewöhnlich bloß seine Frauen besuchten, um in den Marmorbädern, die dort befindlich waren, sich zu kühlen. Durch diesen Theil des Gartens drang ein rascher Strom, der in reizenden Krümmungen die blumigten Gefilde durchschnitt. Lange Zeit war es, daß Achmet hier nicht verweilt hatte. Bis nach Mitternacht waren hier die Weiber, und da er deren Gesellschaft jetzt flohe, so hatte er sich immer in die entfernteren Gärten zurückgezogen. Je näher er dem Ströme kam, um so deutlicher ward ihm das Geplätscher mehrerer Badender. Neugierig,



wer hier noch ohne Wache weile, bog er ein Erlengesträuch aus einander, und sah seine Sängerin, umgeben von vielen Nymphen, die Wellen des Stroms durchschneiden. Endlich entstieg die Schaar dem Wasser, bedeckte ihre Gebieterinn mit einem am Strome liegenden Schleier, und hüpfte und tanzte fröhlich um sie her. Aber traurig saß sie im Kreise ihrer Gespielinnen, nahm nicht Theil an Tanz und Spiel, und folgte ihnen zögernd in die blauen Fluten, wo sie im Ru Achmets Augen entschwanden. „Es ist mehr als ein Traum“, rief er fröhlich; „das holde Wesen liebt; o wenn ich der Gegenstand dieser Liebe, dieser Klagen wäre!“

Langsamer denn je schien ihm der nächste Tag sich seinem Ende zu nähern; er lag mit Sonnenuntergang am Bassin; er that, als sey er tief entschlafen; da stieg kurz vor Mitternacht die holde Sängerin herauf; sie sah ihn liegen; aber sie floh nicht davon, sondern näherte sich ihm furchtsam und leise. Sanft wie ein Abendhauch kniete sie nieder, bog ihr schönes schleierfreies Gesicht über den Schläfer, und drückte einen sanften Kuß auf seine Stirn. Da rief eine männliche

Stimme: „Geldena!“ und sie stürzte mit schneller Eile in den Grund des Bassins. „Geldena!“ wiederholte Achmet, „holdes, liebliches Mädchen, mich liebst Du; aber wer rief Dich? und warum enteilst Du mir so schnell? beglückst nur immer den Schläfer?“ Als die Morgenstunde nahte, begab er sich zu den Marmorbädern. Geldena saß traurig in den Blumen; ihre Gespielen scherzten im Wasser, und schwammen singend fern von ihr fort. Da näherte er sich der Geliebten. „Geldena!“, sagte er mit zärtlicher Stimme, „entfieh mir nicht!“ Mit seinen Armen umfaßte er den schlanken Leib, und drückte das zitternde Mädchen an sein Herz. Ueber ihrem Bemühen, sich los zu winden, entsank ihr der Schleier. Achmet saß wie bezaubert; denn so viel Schönheit hatte nie sein Auge gesehen; fester, inniger umschloß er die holde, welche ängstlich sagte: „Achmet! ach laß mich, laß mich nur heute, ich kehre bald zurück!“ Thränen fielen auf seine Wangen. Er ließ das Mädchen; aber der Schleier blieb in seinen Händen zurück, und als die Wellen den Abgott seines Herzens verschlungen hatten, da barg er ihn in seiner Busen, und ging, sinnend über diese Begebenheiten, zum Lager. Zulma, die geliebteste



der Frauen, harrete dort seiner; aber er wies sie in ihr Zimmer zurück, und blieb mit seinen Gedanken für sich allein.

Als er am anderen Tage Recht und Gerechtigkeit gesprochen, da meldete man ihm zwey seiner Kämmerlinge, welche eine neue Slavinn für das Serail brächten. Halb unzufrieden hiezu, trat er in den Saal der Weiber, und sahe Geldena, umringt von den Frauen, ihr Gesicht mit ihrem langen grünen Haar bedeckt. „Geldena!“ rief Achmet im Ton des höchsten Entzückens, riß den Schleier aus seinem Busen, bedeckte sie damit, und führte sie aus den Augen der Neugierigen in sein Gemach. Hier gab er seiner Freude Raum; aber er wurde bald mäßiger, da seine Geliebte ihre Thränen mit dem Schleier trocknete, und in einen tiefen Schmerz versunken zu seyn schien. Er ließ sie allein, um von den Kämmerlingen zu erfahren, wie sie zu Geldena's Besitz gekommen? „Wir waren heute sehr früh bey den Marmorbädern (so erzählten sie), weil es uns oblag, für das Vergnügen deiner Frauen zu sorgen; da hörten wir einen lauten Wortwechsel, der sich immer mit den Worten

ten schloß: „Geh, Geldena, löse deinen Schleier; verstümme vor dem Bekenntniß deiner Liebe.“ Wir sahen einen alten und jungen Mann, beide mit grünem Haupthaar und solchen Knebelbärten, und erblickten das junge Frauenzimmer, welche auf die rührendste Art bat, sie nicht zu verstossen; aber die Unbarmherzigen wiederholten ihre Worte, und sprangen in den Strom, worauf das Mädchen weinend ihr Gesicht verhüllte, und sich in einem Gesträuch verbarg, wo wir sie fanden, und Euch brachten.“ Unruhig über diese Erzählung kehrte er zu seiner Geliebten zurück, welche am offenen Fenster stand, und schmerzlich weinend in einen tiefen Kanal blickte, welcher den Palast von allen Seiten umgab. Achmet zog sie vom Fenster fort; er nahm sie voll heißer ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit in seine Arme, und sagte ihr alles, was die innigste Liebe nur sagen kann. Zuletzt, da gar kein Trost Eingang bey Geldena fand, brach er, gleich ihr, in Thränen aus, und wollte sie mit diesem Schmerz verlassen. Aber Geldena hielt ihn zurück; sie begab sich von selbst in seine Arme, trocknete seine Thränen mit ihrem Schleier, drückte ihn dann an ihr Herz und ihre Lippen, und ob ihr gleich die Sprache fehlte, so überzeugte

R



sie doch Achmet in kurzer Zeit, wie theuer er ihr
 sey. Er führte sie nach einigen Tagen in seinem
 Palast umher, damit sie sich eine Wohnung wäh-
 le; sie nahm das Zimmer, woraus sie den Strom
 und die Marmorbäder sah, und lehnte jede Be-
 dienung ab, vorzüglich weibliche. Gewöhnlich
 schlief sie am Tage, und durchwachte die Nächte
 am offenen Fenster; dann dächte Achmet, als
 höre er ihre Gespielinnen singen, wie sie ihrer
 spotteten, daß sie bald Achmets erste Beischläfe-
 rinn werden würde; denn Gemahlinnen habe er
 gar viele. Kam er dann am Morgen zu ihr, so
 war ihr schönes Auge trübe vom Weinen, und
 sehr oft hörte er im Nebenzimmer ihr leises Schluch-
 zen. Dies brach sein Herz, befestigte aber seinen
 schon längst gefaßten Entschluß.

Er berief eines Tages seine gesammten Räte
 zusammen, ging, von ihnen begleitet, in das
 Serail, und schenkte allen seinen Frauen ihre
 Freiheit. Reichlich ward Jede noch obenein be-
 schenkt; aber sie mußten den Palast noch an dem-
 selben Tage räumen, welches auch die Mehrsten
 eilig thaten, weil sie fürchteten, es mögte eine
 Grille des Sultans seyn, die ihn nachher gereuen



mögte. Dann eilte er zu Geldena, welche ihn mit offenen Armen empfing. Ein holdes Lächeln belebte ihre Züge, und sie drückte durch süße Thränen und innige Liebesungen ihren Dank, ihre Freude aus. Diesen Augenblick glaubte Achmet benutzen zu müssen. Er fragte sie zärtlich: „Geldena, willst du nun meine Gemahlinn, mein einziges Weib seyn?“ Sie neigte erröthend ihr Haupt. „Noch heute?“ fragte der Glückliche. Sie verneigte sich zum zweitenmale, und versteckte ihr glühendes Gesicht in seine Arme. Geschwind traf Achmet alle Anstalten; die Ceremonie war bald vorüber, und ehe noch die Mitternachtsstunde schlug, genoß er in den Armen seiner Geldena ein Glück, das nur tugendhafte Liebe gewähren kann. Vergebens sangen die Nymphen hochzeitliche Lieder unter dem offenen Fenster: sie lag, umschlungen von Achmets Armen, und achtete nicht der falschen Gespielinnen. Am nächsten Tage zeigte sich die neue Sultaninn dem Volke, und kehrte, mit Segenwünschen beladen, in ihr einsames Gemach zurück, wo sie mit Achmet die glücklichsten Stunden verlebte. Oft wandelten sie in den Mitternächten im Garten umher. Geldena's Blick ruhte dann traurig auf den Fluten;



aber sie fürchtete den Zorn der Ihrigen, und wagte nie, das Wasser zu berühren.

Geldena's Schwangerschaft erhöhte Beider Glück, und als sie an einem Morgen ihre Zither und ein goldnes Büchsen mit Rauchwerk auf ihrem Bette fand, zweifelte sie nicht an der Veröhnung ihrer Eltern, und sah dem Tage ihrer Entbindung fröhlich entgegen. Als er kam, dieser herbeigesehnte, und doch so gefürchtete Tag, gebar Geldena, bloß im Beiseyn ihres Gemahls, einen schönen munteren Knaben, den der Vater hochentzückt in seine Arme nahm. Während er das Kind herzte, öffnete Geldena das goldne Büchsen, und warf von dem Rauchwerk etwas in den dampfenden Kamin. Sobald dies in die Höhe loderte, erschienen, in einen blauen Dampf gehüllt, Geldena's Vater und Mutter, nebst ihrem Bruder. Alle eilten fröhlich, die so lang Entbehrte zu umarmen, und küßten sodann Achmet und das neugeborne Kindlein herzlich. „Rede, meine Tochter;“ sagte der Greis, und berührte mit einem Stäbchen ihren Mund. Da schlang Geldena die Arme um ihren Gemahl. Ihr erstes Wort war Achmet. Hierauf knieeten Beide zu

den Füßen des Meerkönigs, und er, nebst seiner Gemahlinn, segneten den frohen Bund. Goldonar, ihr Bruder, stand noch von ferne; aber er lief auf Beide zu, und bat Geldena, ihm schweesterlich seine Härte zu verzeihen, welches sie recht aufrichtig that, und ihn dann in die Arme ihres Gemahls führte.

Als der Sturm der ersten Freude vorüber war, setzte sich der alte König zu seinem neuen Sohn, und erzählte ihm, daß Geldena nie wieder zu Gnaden angenommen wäre, wenn ihm nicht der Himmel den glücklichen Einfall gegeben, seine Weiber zu entlassen, und Geldena zu seiner einzigen Gemahlinn zu machen. „Es ist ein Verbrechen bey uns, wenn die Tochter eines Meerkönigs ihre Augen auf einen Erdensohn wirft. Ich hütete meine Tochter vor aller Kenntniß der Oberwelt; aber Goldonar, der sie sehr liebte, nahm sie immer mit in deine Gärten, wo sie schon als Kind Dich sah und liebte. Mit ihren Jahren wuchs auch ihre Liebe, und bevor Du sie noch kanntest, ruhte sie manche Nacht in deiner Nähe, und bemerkte mit Vergnügen, daß dein Herz noch frey von Liebe war, und keine deiner Weiber Dich



... hatte. Umsonst waren unsre täglichen
 Warnungen: sobald der Abend kam, entflohe sie
 uns, um nur in Deiner Nähe zu leben; allein
 immer noch hatte sie geschwiegen. Als sie uns
 aber einst fern glaubte, verrieth sie ihr Daseyn
 durch einen klagenden Gesang, und stand hernach,
 ohne zu klagen, ihre Züchtigung dafür aus. Du
 selbst weißt, wie sie sich Dir zeigte. Aber dies
 alles ging noch an: es blieb in unsrer Familie;
 aber als sie in jener Nacht ohne Schleier zurück-
 kehrte, ihre Freundinnen sie in den Armen eines
 Mannes gesehen hatten, da mußten wir unsre
 Gesetze mit gebrochnem Herzen erfüllen: wir ver-
 stießen Geldena, beraubten sie der Sprache, und
 überließen sie ihrem Schicksal. Du hast edel und
 großmüthig an ihr gehandelt; Du hast die Königs-
 tochter wieder in ihre Rechte eingesetzt. Habe
 Dank, theurer Sohn; aller Segen des Himmels
 über dich!! Der gerührte Achmet umarmte sein
 Weib; er gelobte ihr, alle ihre Liebe und Leiden
 um ihn nie zu vergessen. Die Familie feierte den
 Geburtstag des Knaben; aber als der Abend an-
 brach, nahmen sie Abschied, um zu ihren Unter-
 thanen zurückzukehren. Ach, wie ward Achmet,
 als Goldonar, seinen Sohn im Arm, sich tief in



den Abgrund des Kanals stürzte! Ohne Leben stand er gleich einer Bildsäule am Fenster, und achtete nicht auf Geldena, welche weinend neben ihm in einem Sessel lag. „Mein Kind!“ rief Achmet; „mein Sohn!“ schluchzte Geldena; es beruhigte einigermaßen sein Herz, daß die Mutter diese Trennung nicht gewußt hatte, und nun eben so trostlos war, als er. Als der erste Schmerz Geldena ruhig überlegen ließ, dachte sie, daß ihr Bruder wol aus der besten Absicht dies Kind entwendet habe, und tröstete damit ihren Gemahl, der auch nach und nach allen Zorn gegen Goldonar fahren ließ, und mit freudiger Erinnerung an den schönen Mann mit funkelnden schwarzen Augen und grünem Knebelbart dachte.

So waren fast zwey Jahr verflossen, und Geldena erwartete eine zweite Niederkunft; da trat eines Morgens Goldonar vor ihr Bett, und legte ihr einen muntern Knaben, voll Seele und Leben, in den Arm. Sie rief sogleich Achmet, der bald das Kind, bald seinen guten Bruder umarmte. „Aber,“ hub Achmet endlich an, „sage nur, Goldonar, warum machtest Du uns einen so großen Schrecken durch die schnelle Weg-



nahme des Kindes?“ „Ihr Kurzsichtigen!“ antwortete der Edle, „hätte ich Euch um das Kind gebeten, so würdet ihr es mir doch verweigert haben, und da der Kleine nun einmal Verwandte im Wasser, und über dem Wasser hat, so befiehlt das Schicksal, die ersten Jahre das Kind unter dem Wasser erziehen zu lassen, damit es sich von den ersten Tagen seines Lebens an die Eindrücke unter dem Wasser gewöhne. Siehst du, Achmet? so gern wir Geldena einmal bey uns sehen, so ist dies nicht gut möglich, weil sie ohne Dich nicht zu uns zurückkehren kann, und weil wir fürchten, du möchtest die Wasserreise nicht aushalten.“ Achmet dankte seinem guten Schwager, und sahe ihn am Abend mit leichtem Herzen nebst seinem Sohne verschwinden. Geldena gebar zum zweiten Male eine Tochter, welche so schön war, wie die Mutter. Ihre Eltern besuchten sie abermals; aber sie waren in den zwey Jahren sehr alt geworden, und sagten ihrer Tochter, daß sie schwerlich noch eine Reise zu ihr machen würden, und daß sie den Besuch der Sultaninn vor ihrem Ende noch einmal sehnlichst wünschten. Am Abend nahm Goldonar die Neugeborne in seine



Arme, und ließ dafür den holden kleinen Achmet seinen Eltern zurück.

Ein Jahr war dem glücklichen Paare wieder verschwunden, als Goldonar eines Morgens etwas bestürzt erschien, und der Sultaninn meldete, daß ihr Vater sehr krank danieder läge, und zu seiner Genesung wenig Hoffnung sey. Sie ward hierüber sehr unruhig und begab sich sogleich zu ihrem Gemahl, ihm diese traurige Botschaft zu verkünden, und um seine Begleitung nach der Wasserstadt zu bitten. Achmet war sogleich bereit, seine Gemahlinn und ihren Bruder zu begleiten, vorzüglich, da sie ihm vor aller Gefahr des Ertrinkens Sicherheit versprachen. Sobald sich die Abendsonne ins Meer tauchte, so traten sie ihre Reise an. Der kleine Achmet stürzte vor ihnen in die Tiefe, und Geldena und Goldonar hatten den Sultan in der Mitte, damit er vor der Schnelligkeit des Sturzes nicht bangen mögte. Und wirklich ging es besser, als sie dachten: Achmet kam glücklich durch die Fluten vor den Thoren der Wasserstadt an; aber wie groß war sein Erstaunen, als der Boden, auf den er trat, Goldstaub war, die Steine Perlen; die Blumen, wel-



che ihn reichlich bedeckten, bestanden aus wachsenden Krystallen, Smaragden und Amethysten; sein Auge traf Bäume von Gold und Silber an, die fast sichtbarlich um ihn herum wuchsen. Die Thore der Stadt waren von gediegenem Golde, und als er hineintrat, strahlte ihm eine Helle entgegen, vor der er sein Auge scheu zurückzog. Geldena, welche sich bisher an seiner Verwunderung geweidet hatte, bemerkte kaum, daß seine Augen diesen Schimmer nicht vertragen konnten, als sie ein Fläschchen hervorzog, und mit dem Wasser daraus sein Gesicht badete. Von der Minute an konnte Achmet in den Glanz sehen, welchen er zuvor nur von ferne erblickte. „Was ist das für ein Gebäude, welches dort am Ende der Aussicht liegt?“ fragte er. „Es ist der Palast meines Vaters“, entgegnete die Sultaninn, „und Goldonar ist bereits voraus geeilt, ihm unsere Ankunft zu melden.“

Mit jedem Schritt, den er diesem seltsamen Gebäude, welches wie ein Dom gestaltet war, näher kam, stieg sein Erstaunen. Das Dachgewölbe, welches ganz von Golde war, stand auf dreihundert Pfeilern von Edelsteinen. Ein

Esmaragd bildete den Schaft eines Pfeilers, ein Diamant das Kapital, und ein Rubin den Fuß. Die Architrave, oder der Hauptbalken, war aus dichten Perlen, mit artigen Sinnbildern ausgelegt, und von Blumenbinden aus Lapasen, Rubinen, Esmaragden, und den funkelndsten Diamanten verfertigt. Obgleich Achmet einer der reichsten Monarchen seiner Zeit war, und eine Menge kostbarer Schätze besaß, so wurde er doch durch die Fülle des Reichthums und der Schönheit, welche er sah, gerührt, und umarmte seine Gemahlinn mit inniger Liebe und Achtung; denn wie groß mußte ihre Liebe zu ihm seyn, da sie alle diese Pracht und Herrlichkeit verließ, und an seiner Seite Ersatz für dies alles fand. Goldonar eilte ihnen entgegen; er führte sie in das Innere des Palastes, wo auf einem weichen Sopha der leidende Greis seine Arme ihnen entgegen streckte. Auf einem kostbaren Teppich am Sopha kniete die alte Mutter; neben ihr die Kinder Achmets und Geldena's. Sobald der Sultan und seine Gemahlinn auch auf diesen Teppich gekniet waren, richtete Goldonar den Greis noch einmal auf; er segnete mit matter Stimme seine Lieben, und sank ohne Leben zurück.



Als Goldonar dem Vater die letzte Pflicht erzeigt, und seine Augen zugedrückt hatte, so führte er sie Alle aus dem Zimmer, worin der Todte ruhte, fort in einen andern Saal, worin das auserlesenste Rauchwerk brannte, und wo sich aus der Ferne eine lieblich klagende Trauermusik hören ließ. Eine tiefe Betrübniß merkte Achmet weder an Mutter noch Kindern, und als er seine Gattinn hierum befragte, so antwortete sie ihm, daß man den Tod als einen Bruder des Schlags betrachte, der sie endlich alle wieder zusammen führe, und daß man also gar nicht einsehe, wozu ein großer Schmerz führe, da er den Todten nicht erwecken, wohl aber den Zurückgebliebenen das Leben verkürzen könne. Der Sultan fand diese Philosophie sehr wahr, und nahm, gleich den Uebrigen, ein ruhiges Wesen an. Der Körper des Todten ward mit vielem Pompe verbrannt, und bald nachher führte Goldonar Achmet in dem Innern der Stadt umher. Rund um den königlichen Palast waren mit großer Schönheit und Symmetrie unzählige Haufen von Schätzen und Reichthümern gesetzt, und der Fußboden selbst, auf den er trat, war mit Teppichen bedeckt, welche die Reichthümer der Erde, alle in ihren natürlichen Farben, darstell-



ten. Weiter hin führte er ihn in einen Wald, wo die Bäume von purem Golde, die Blätter von Silber waren, mit Früchten wie Rubinen, welche in Trauben an den Zweigen umher hingen. „Aber beim Allah!“ rief Achmet aus, „ich sehe doch nicht ein, was Euch diese Schätze nützen?“ „O, sehr viel,“ antwortete Goldonar, „wir tauschen gegen sie uns Früchte und Lebensmittel, welche wir gebrauchen, auf der Oberwelt ein, und weil die Menschen nicht an unser Aussehen gewöhnt sind, so wissen wir es so einzurichten, daß sie diese Schätze finden, und da gegen den Abgang ihrer Früchte nicht sehr merken.“ Als Achmet sich satt an allen diesen Schönheiten gesehen hatte, erinnerte er seine Geldena an die Rückreise; sie war sogleich willig dazu, und nahm, mit ihren zwey Kindern im Arm, auf immer von der Wasserstadt Abschied; denn ihr Bruder war im Begriff, sich eine Gemahlinn zu wählen, welche sie von früher Jugend an, ihrer Herrschsucht wegen, gehaßt hatte. Ihre alte Mutter begleitete sie, und Goldonar sahe, mit Thränen in den Augen, die Seinen scheiden; aber er tröstete sich noch denselben Tag, indem er seine Geliebte holte, und zur Gebie-



terinn der Wasserstadt und des goldnen Pala-
stes erhob.

Achmet und seine Gemahlinn pfl egten die
alte Königin bis an ihren Tod ; sie erlebten
große Freude an ihren zwey Kindern, und wenn
Geldena auch manchmal schmerzlich in die Flu-
ten sah, so stürzte sie sich doch nie mehr hinab,
und erlaubte nur von Zeit zu Zeit Achmet, sei-
nen Oheim zu besuchen. —



König Durandu, und seine drey Söhne.

Lange Jahre hatte König Durandu mit Weisheit und Gerechtigkeit sein Land regiert. Jetzt ward er alt, und sehnte sich, der Regierungsforgen entledigt zu werden, den Abend seines Lebens in einer Abgeschlossenheit von Geräusch, mit der Ruhe eines Weisen zuzubringen.

Er hatte drey Söhne, die er alle drey gleich zärtlich liebte, weil er sie für gleich edel und vortreflich hielt; überdieß hatten sie gleiche Rechte zur Krone; denn sie waren Drillinge,



und in einem und eben demselben Augenblicke geboren. Welchem sollte er nun das Reich geben? Er ging lange hierüber mit sich zu Rath, und hatte manche schlaflose Nacht, bis ihm endlich eine List einfiel, von deren Ausführung er sich den besten Erfolg versprach. Er berief sogleich am andern Tage seine drey Söhne zusammen, und entdeckte ihnen, daß er ohnmöglich sein Reich an einen Einzelnen verschenken könnte; sie sollten sich nun entweder darein theilen, oder sie sollten ausreisen, und einen Kahn suchen, zu dem kein Spänchen gehauen, sondern der im Ganzen gewachsen wäre: wer von ihnen diesen Kahn brächte, sollte Erbe der Krone seyn. Zwey seiner Söhne waren mit diesem Ausspruche zufrieden; aber der dritte, ein eben so bescheidner, als guter junger Mann, that seinen Brüdern den Vorschlag: ob sie sich nicht lieber in das Reich theilen, und bey ihrem alten Vater in Ruhe leben wollten, als daß sie eine lange, vielleicht fruchtlose Reise machten? Er, für sein Theil, sey mit einem kleinen Stück Landes zufrieden, wenn es ihn nur ernähre. Ueber diese vernünftige Rede fuhren ihn seine Brüder heftig an, und so wohl sie auch dem Könige gefiel, so außer-



äußerte er es doch aus Furcht vor seinen andern Söhnen nicht, sondern segnete sie alle drey, hieß sie ziehen, und an dem bestimmten Tage, zu Ende des Vierteljahrs, zurückkehren.

Mit dem nächsten Morgen brachen die Brüder auf; die zwey Stolzen ritten auf prächtigen Gäulen, umgeben mit einer ansehnlichen Dienerschaft, dahin, und lachten des Bescheidenen, der zu Fuß mit einer Tasche voll Essen und einem Wanderstabe von Ferne folgte. Als die Strahlen der Mittagssonne heiß und stechend wurden, begaben sich die Brüder in den Schatten eines dichten Eichwaldes, wohin Alphonso, der Bescheidene, ihnen auch bald folgte; denn während sie unterwegs jeden Wandernden anhielten und neckten, setzte er seinen Weg still fort, und langte bald nach ihnen an; wo er zu seinem Entsetzen sahe, daß sie einen alten krummen Greis, der ganz grau bekleidet war, zum Besten hatten, und auf die lächerlichste Art mißhandelten. „Schämt Euch!“ rief er ihnen schon in der Entfernung zu, und sie ließen ab von dem Greise; denn wenn sie auch über Alphonso lachten, so fürchteten sie doch seine strafenden Wor-

S



te, die jedesmal ihr Gewissen trafen. „Komm, alter Greis!“ sagte der Bescheidene, indem er ihn ehrerbietig grüßte, „wandle noch einige Schritte mit mir in dem Walde; Du bist zu alt, um dieser lustigen Kompagnie zum Spaßmacher zu dienen.“ Damit nahm er ihn am Arm, und führte ihn fern von seinen Brüdern an eine kühle Quelle, theilte ihm von seiner Speise mit, und erquickte ihn durch das frische Wasser, welches er in einem selbst gemachten Gefäße von Bast schöpfte. Schweigend aß und trank der Alte, und entschlummerte dann auf dem weichen Moose. Lachend zogen seine Brüder vorbei; aber ruhig blieb Alphonso sitzen, und bewachte den Schlaf des Alten, der erst gegen Mitternacht, da der Himmel schon mit hellglänzenden Sternen besäet war, erwachte. „Ich danke Dir, mein Sohn,“ hub er an, „für Deine Güte an mir altem Greise; aber damit Du siehst, daß die Götter Herzensgüte nicht unbelohnt lassen, so folge mir.“

Muthig folgte Alphonso dem Greise, dessen Angesicht bey dieser Rede wie verklärt schien; er öffnete das verwachsenste Gesträuch mit einem



Stabe, und führte ihn zu einer Höhle, wo der Weg immer mehr und mehr bergab ging, bis sie vor einer großen Thür still standen. Der Alte schlug mit seinem wunderbaren Stäbchen an das Schloß; es flog mit unglaublicher Schnelle auf, und verstattete ihnen den Durchgang auf eine grüne Ebne, wo zu Alphons Erstaunen fertige Kähne, gleich Bäumen, aus der Erde wuchsen. Eine Zeit lang sahe der Greis seiner Verwunderung mit Vergnügen zu; dann fragte er lächelnd: „Nun, Alphons, weiß ich den Zweck Deiner Wanderung?“ Der Bescheidene staunte noch mehr, und hub demüthig an: „Verzeih, daß ich mich zu Deiner Beschützung aufwarf; Du bist mehr, als Du scheinst, und ich werde mich mit vollem Vertrauen jetzt unter Deine schirmende Hand geben; mache mit Deinem Diener, was Dich gut dünkt.“ „Edler Alphons,“ versetzte der Greis, „ich bin einer von den guten Geistern, welche dazu unter den Menschen wandeln, um ihnen zu helfen, und ihre Schritte zu leiten; Du warst von Jugend auf mein Liebling, und ich gewann Dich in eben dem Grade lieb, worin ich Deinen Brüdern abgeneigt ward; denn die Götter hassen die



Aufgeblasenen, und lieben die Demuth. Fahre also fort mit Deinem bisherigen Leben, und rechne in allen Fällen auf meinen Beistand. Geht eile zu Hause; und an dem Tage, wo Deine Brüder ihre Kähne den Augen Deines Vaters zeigen, sollen meine Diener den Deinigen Dir überbringen." Hierauf berührte er Alphons mit seinem Stabe, und dieser befand sich im Augenblick vor seiner niedern Wohnung, und lebte dort in tiefer Verborgenheit, bis zu dem Tage, da seine Brüder ihren Einzug hielten. Ein großer Wagen folgte Jedem: auf ihm lag, mit einem großen Plan bedeckt, der verlangte Kahn. Noch an diesem Abend zeigte sich Alphons seinem Vater und Brüdern, ertrug ihr Lachen, da er so leer kam, mit Geduld, und vernahm mit Vergnügen, daß am nächsten Morgen vor den Augen des gesammten Volks und der versammelten Ritter die Kähne besichtigt werden sollten.

Als der Morgen anbrach, begab er sich, voll hohen Vertrauens auf seinen Schutzgeist, in die Ebne, wo man eben den ersten Kahn besichtigte, und ihn hie und da mit hölzernen



Reisen zusammen geschlagen fand: er ward verworfen; so auch der zweite, der von derselben Form war. Aller Augen sahen auf Alphons, der in der Ferne auf zwölf Kameele zeigte, welche von zwölf Sklaven, in Scharlachroth mit Gold, geführt wurden; hinter sich zogen sie den Kahn, der, aus einem Stücke, vor Alphonsens Augen gewachsen war. Erstaunt machte das Volk Plaz; der alte König stieg von seinem Thron, und empfing von Alphons die Sklaven, Kameele und den wunderbaren Kahn zum Geschenk; denn so sehr ihr auch die Richter besahen, und der Neid seiner Brüder Mangel zu entdecken trachtete: so ward er doch für gut erklärt, und das Volk rief Alphons zum König aus. Aber ihr bisheriger Beherrscher gebot Stille, und stellte ihnen dann vor, daß aller guten Dinge Drey wären, und Alphons noch zwey Proben bestehen müsse, ehe er ihr König werden könne.

Hierauf entließ er das Volk, und begab sich mit seinen Söhnen und den Richtern in ein geheimes Zimmer, wo er ihnen gebot, noch einmal auszureisen, und die kleinste und feinste



Wefeseinewand aufzufuchen. Mit heimlichem Grimm hörten die Brüder Alphonsens abermaligen Vorschlag, das Reich zu theilen, und antworteten ihm höhnisch, ob er etwa besorgt sey, daß ihm einer seiner Brüder zuvorkommen möchte? Hierauf schwieg er. Der alte Vater drückte ihn mit Thränen an sein Herz, und erbitterte durch diesen Beweis seiner Liebe die bösen Herzen seiner andern Söhne nur noch mehr. „Wir wollen ihn tödten“, sagten sie unter einander. Aber da sie gingen, ihn aufzufuchen, war er längst im Dickigt des Waldes, und harrte der Ankunft seines Schutzgeistes. Diesmal erschien er nicht; und da Alphons mehrere Stunden seiner geharrt hatte, machte er sich auf den Weg, und ging raschen Schritts fort, bis am Abend ein breiter Grabe seinen Weg hemmte.

Nach langem Suchen entdeckte er endlich eine sehr schmale Brücke, welche zu einem etwas im Hintergrunde und von Bäumen versteckt liegenden Schlosse führte. Er wagte sich mit Lebensgefahr hinunter, schlich vorsichtig durch die dichten Hecken, und fand vor sich eine große hölzerne Pforte, an welcher ein schwerer eiserner



Ring hing. Mehrere Male hatte er schon hiermit an die Pforte, zuerst leise, hernach lauter geklopft; endlich hörte er ein Geräusch; aber fast hätte er laut gelacht, als die Pforte sich endlich öffnete, und mehr denn zwanzig Katzen bemüht waren, ihn herein zu lassen. Sobald er darin war, schlugen sie die Pforte wieder zu, und luden ihn ein, ihnen zu ihrer Gebieterin zu folgen. Diese war eine weit größere Kaze, als alle die andern, und von blendender Weiße. Sie hieß ihn freundlich in ihrem Schlosse willkommen, und bot alles auf, ihn zu vergnügen. Er aß an ihrer Seite; und ob sie gleich ein Thier war, so zeigte sie doch viel Verstand und Einsicht; ja, ihr Witz und Munterkeit unterhielt den klugen Alphons mehr, als irgend eine von allen den Prinzessinnen, welche er kennen gelernt hatte. Mehrere Wochen verstrichen ihm in Gesellschaft dieser geistreichen Kaze wie Tage, und er ward traurig, da sie ihn selbst an den Abschied mahnte. So vergingen noch einige Tage; da sagte die Kaze sehr ernstlich: „Alphons, Du mußt gehen; aber es ist Dir erlaubt, zu Deiner Freundin zurück zu kehren, und damit Du ein Andenken von mir Deinem Vater zu



bringen habest, so überreiche ihm, wenn er nach der Leinwand fragt, diese Ruß; beim Oeffnen wirst Du mit mir zufrieden seyn.“ Sie gab dem traurigen Prinzen hierauf selbst das Geleite bis an die Brücke, sah ihm dann so lange als möglich nach, und begab sich eben so betrübt, als er, in ihr Schloß zurück.

Noch zur rechten Zeit langte Alphons an; das Volk empfing ihn mit Frohlocken, und er trat mit edlem Anstande in den Kreis der Richter, welche sich nicht genug über die Schönheit der zwey in Händen gehaltenen Weben wundern konnten. Er grüßte sie freundlich, bog die Knie vor seinem alten Vater, überreichte ihm die Ruß zum Geschenk; und bat, sie vor den Augen der Richter und seiner Brüder zu öffnen. Neugierig sah man auf die Hände des Königs, der zitternd die Schale zerbrach, und eine zweite viel kleinere Ruß gewahr ward. Er öffnete auch diese; da lag ein Gerstenkorn darin; und als er dieß aufschnitt, zeigte sich die feinste und kleinste Webeleinwand. Ihre Weiße beschämte den Schnee, und die Weben der Brüder glichen gegen diese der Sackleinwand. Laute Freude ent-

stand im Volk, und lähneknirschend sahen die Brüder diesen neuen Sieg. Fest beschloßen sie, ihn noch in derselben Nacht zu ermorden; aber der gute Geist warnte Alphons, und als er seinen alten Vater noch einmal umarmt hatte, wollte er scheiden. Aber der König rief seine Brüder, und that sein drittes und letztes Gebot, daß, wer die schönste Braut bringe, König und Besizer dieses Reichs seyn solle.

Alphons verschwand unter der Menge, sobald er dieß Wort gehört hatte, und ehe der Abendstern am Himmel stand, klopfte er schon an die wohlbekannte Pforte, welche sich ihm sogleich öffnete. Freudig eilte er in das Schloß, und durchsuchte alle Gemächer: seine geliebte Kaze war nirgend zu finden; alles war wie ausgestorben. Angestlich eilte er in den Garten; da lag sie ausgestreckt auf einer Decke im Grase; ihre Dienerinnen saßen klagend umher. Als sie Alphons gewahr wurden, schwiegen sie still; und kaum erscholl seine Stimme, so richtete sich ihre Gebieterinn auf, und fragte ganz ermattet, ob er wirklich zurückgekehrt sey. Da er sie hiervon versicherte, und sich mit Thränen neben sie niederwarf, erzeigte sie ihm alle Liebkosungen, welche



ihre Thierheit zuließ, und erzählte ihm, daß sie gewiß vor Gram würde gestorben seyn, wenn er noch länger ausgeblieben wäre. Alphons herzte die gute Kaze, dankte ihr recht zärtlich für ihr Geschenk, und lebte wieder mehrere Wochen in der größten Glückseligkeit mit ihr. Je näher aber die Zeit kam, wo er mit einer schönen Gemahlinn zurückkehren sollte, um so trauriger ward er. Endlich fragte ihn die Kaze um die Ursach seines Kammers, und erfuhr zu ihrem Erstaunen, daß er sie innig liebe, nie eine andere Gemahlinn, als sie, haben wolle, und ehe er sich abermals von ihr trennen müsse, wolle er lieber seinen Vater nie wiedersehen, und das Reich seinen Brüdern überlassen. Umsonst suchte seine Freundin alle Gründe hervor — seinen ihn liebenden Vater, seine treuen Unterthanen, sich selbst als ein Thier, um derentwillen Alphons alles dies verlassen wolle. Da sprang der Prinz auf, drückte sie an sein Herz, nahm sie mit Gewalt in seine Arme, und schwur, daß er nie eine andere Gemahlinn sein nennen wolle, als sie. Bei diesem Schwure erbebte das Schloß; ein heftiger Windstoß fuhr durch den Saal; tiefe Dunkelheit umgab Al-



phons. Die Kaze lag noch zitternd in seinen Armen; da ertönte eine liebliche Musik von ferne; nach und nach erhellte sich dieß Zimmer, und Alphons hielt ein schönes Mädchen fest umschlungen. Kaum gewahrte er das, als er sie schleunig los ließ, und voll Schmerz ausrief: „Ach, meine Freundin, wo bist Du? Warum hast Du mich Unglücklichen verlassen?“ Da näherte sich ihm die schöne Gestalt, und fragte lächelnd: „Kennt mich mein Alphons nicht mehr?“ „Doch, das ist ihre Stimme!“ rief er freudig aus, „wo ist meine Geliebte?“ „Hier bin ich, Du Wunderlicher,“ entgegnete das Mädchen, „soll ich wieder zum Thier werden, um Dir zu gefallen?“ Endlich überzeugte sich der Prinz, daß ihre Bezauberung gelöst sey, und man machte schleunige Anstalten zur Reise nach seines Vaters Schlosse. Ein langer schwarzer Schleier verhüllte die edle Gestalt des Fräuleins, damit seine Brüder nicht gleich voll Ingrimm sie betrachten möchten. Mit königlicher Pracht ging die Reise vor sich. Sechs sechsspännige Wagen folgten hinter einander, in deren erstem der glückliche Prinz nebst seiner Geliebten, in den übrigen die weibliche Dienerschaft saß.



Als sie ankamen, machte ihnen alles voll Neugier und Vergnügen Platz; denn selbst Alphons erstaunte über den Zug von weißen Elephanten, welche, mit den kostbarsten Sachen beladen, den Wagen folgten. Er machte seine Geliebte aufmerksam darauf, welche lächelnd sagte: „Es ist ein Geschenk unsers Schatzgeistes.“ Hierauf nahm Alphons seine Geliebte am Arm, und führte sie auf einen etwas erhöhten Platz, wo die Bräute seiner Brüder bereits standen, und die Richter unentschlossen waren, welche von beiden die Schönste sey. Selbst Alphons erstaunte: so schön und reizend waren die Mädchen, verschönert durch den herrlichsten Schmuck. Ehrerbietig näherte er sich seinem Vater, und bat ihn, seine neue Tochter zu entschleiern. Er unterstüzte den Greis, der mit zögernder Hand den schwarzen Flor herabzog. Aber ein lautes Gemurmel entstand, da er fiel, und die schönste Göttinn des Paradieses auf die Erde gekommen zu seyn schien. Gleich ihren Dienerinnen standen die zwey andern Bräute; denn weder an Schönheit, noch Geschmack und Reichthum kamen sie Alphonsens Geliebten gleich. Ihr Kleid war mit Diamanten besät, und un-



ter der Brust durch einen Gürtel von Rubinen, Topafen und Smaragden zusammengehalten; Perlen von ungeheurer, aber nicht unförmlicher Größe hoben die Weiße ihres Busens, welchen ein Bouquet der edelsten Brillanten halb bedeckte; ihre blonden Haare wurden durch ein goldenes Netz zusammengehalten, und ein Diadem, blendender denn aller ihr übriger Schmuck, vollendete das Ganze. Alle Knie beugten sich vor der holden königlichen Jungfrau; alle Herzen wurden ihr zugethan; aber schöner, denn aller Schmuck, stand ihr die Sittsamkeit, welche ihre Wangen röthete, und die kindliche Liebe, mit der sie den alten König um seinen Segen bat. Darauf umarmte sie ihre neuen Schwägerinnen, reichte den Brüdern freundlich die Hand, und stellte sich dann an die Seite ihres Alphons, der mehr denn alle Uebrigen von ihr bezaubert war.

Einmüthiglich rief ihn das Volk hierauf zum König aus, welches er auch annahm, und seine Unterthanen mit der Treue und Liebe seines Vaters zu regieren versprach. Seinen Brüdern setzte er ansehnliche Geldsummen aus, je-



doch mit dem Bedinge, daß sie solche außer seinem Reiche verzehren, und nie ohne sein Wissen die Grenze seiner Staaten betreten sollten. Diese Vorsicht war um so nützlicher, da er ihr böses Herz zur Genüge kannte. Hierauf ward ein ansehnliches Hochzeitmahl bereitet, und noch an demselben Tage wurden die drey Brüder mit ihren Bräuten vereinigt. Bis an sein hohes Alter lebte Alphons vergnügt, und nie gereuete es ihm, Anmuth und Tugend selbst in der Thiergestalt geliebt zu haben; denn seine Gemahlinn war und blieb bis in den Tod das Muster einer edlen und vortrefflichen Gattinn und Königin.



Die schöne Wandernde.

In den reizenden Ufern des Tigris, fern von allen Menschen, lebte Klaudia in mäßigem Wohlstande. Sie war eine Witwe, und hatte ihren Mann, welcher ein Kaufmann gewesen, verloren. Jetzt nährte sie sich und ihre kleine Tochter Nuradine vom Seidenbau. Ehe noch die Sonnenstrahlen sich auf dem Flusse, der an ihrer kleinen Hütte vorbeirauschte, spiegeltten, wartete sie schon der Würmer, und oft, wenn die Sterne über dem Felsen schimmerten, dachte sie erst an Ruhe. So lebte Klaudia unter Thränen und Kummer, bis der wollüstige Almurnh zum Sul-



tan ausgerufen wurde. Er mißbrauchte sehr bald die Gewalt, welche ihm als Beherrscher eines Volks zukam: er ließ die Einwohner von vierzehn hundert Dorfschaften vertreiben, und diesen District zum Jagen und Hezen einrichten; ein erbärmlicher Haufen dieser Unglücklichen ward an einem Tage aus ihrem Lande und von ihren Gütern verjagt, und genöthigt, mitten durch die schrecklichsten Wüsteneien zu eilen, und in den Höhlen und Felsen an den weniger bebauten Ufern des Tigris sich eine Freistelle gegen menschliche Grausamkeit zu suchen. Viele gingen bey der Hütte Klaudiens vorbei, und sie theilte alle Lebensmittel unter sie, welche sie den Tag zuvor von dem Verdienste ihrer Arbeit für sich und ihre kleine Tochter gekauft hatte. Da aber dieser kleine Vorrath bald erschöpft war, so behielt sie für die Uebrigen nichts als gute Wünsche und Gebete, womit den armen Flüchtlingen freilich nicht sehr viel gedient seyn konnte.

Schon ganz spät gegen Abend kam noch ein junger Mann, welcher eine alte schwache Frau trug. Er setzte sie in das Gras vor der Thür der Witwe, und bat sie, ihm doch einen Trunk Was-



fer für sich und seine alte Mutter zu reichen. Da Klaudia bereits alles gute Wasser ausgeschenkt hatte, und die Quelle etwas fern war, so bat sie ihn, ein paar Augenblicke zu verziehen, und eilte, so schnell es ihre Kräfte zuließen, um Wasser zu schöpfen. Dann trat sie noch in die Hütte eines Nachbarn, und erbat sich von ihm ein Stückchen Brot, welches er ihr auch gern gab. Als sie zurückkam, saß die alte schwache Frau noch im Grase; der junge Mann war aber nicht mehr bey ihr. „Wo ist euer Sohn?“ fragte sie, sobald sie die Ermattete erquickt hatte. „Ach!“ antwortete diese, „mein Sohn hat mich vor Almurnhs Tyranney gerettet, damit er mich in den Wüsteneien am Tigris verschmachten lasse: sobald Ihr fort wart, wohlthätige Frau, kam ein Schwarm alter leichtsinniger Bekantinnen, und führte ihn mit sich hinweg.“ Die weichherzige Klaudia führte die arme fast sterbende Frau in ihre Hütte, setzte sie auf ihr einziges Bette, und suchte ihr so viel Bequemlichkeit, als ihre Armuth zuließ, zu verschaffen. Dann ging sie wieder zu ihrer Arbeit, verkaufte am Abend den Gewinnst, und kaufte noch etwas Lebensmittel ein, um ihr Kind, die Alte und sich zu speisen. Als sie ihrer Muradine



ein Stückchen Essen gab, wachte die Kranke auf, und bot in den rührendsten Ausdrücken, Klaudia möchte ihr Doch auch etwas davon aufheben. Ehe diese aber noch antworten konnte, lief die Kleine schon ans Bette, und bot der Kranken Mline ihr kärgliches Abendbrot, welche es auch mit großem Vergnügen aus ihren Händen annahm, weil sie an der Miene Klaudiens sahe, wie sehr sie dieser Zug von ihrem Kinde freue. Einige Tage blieb Mline in der Hütte und erwartete die Ankunft ihres Sohns, bis sie endlich alle Hoffnung aufgab, ihn zurückkehren zu sehen. Da sie nun bemerkte, daß sie der armen Klaudia länger lästig seyn würde, so redte sie eines Abends nach vollbrachter Arbeit ihre Wohlthäterinn an, und sagte: sie sey nun fest überzeugt, daß ihr grausamer Sohn sie verlassen habe, und da sie einsehe, daß es ihr beschwerlich fallen müsse, eine dritte Person zu ernähren, so mache sie ihr folgenden Vorschlag: sie solle sich eine größere Anzahl Wärmer anschaffen, sie wolle ihr diese nicht allein futtern, sondern sie sey auch geschickt genug, die Seide abzuwinden, und werde am Abend den Unterricht Nuradinens übernehmen, damit, wenn



diese einst allein in der Welt stände, sie doch etwas habe, woran sie bey den Stürmen des Schicksals Trost suchen könne. Klaudia hörte mit Vergnügen diese Worte; sie hatte Ulinen lieb gewonnen, und ging freudig diesen Vorschlag ein; besonders gefiel ihr der Punkt wegen ihres Kindes, dessen Erziehung ihr schon oft Kummer gemacht hatte; denn ihre Arbeit erlaubte ihr sehr selten, sich diesem Geschäfte zu widmen.

Von diesem Tage an ward Uline ein nütliches Mitglied der Familie; Nuradine ward in den Abendstunden zu einem thätigen und tugendhaften Leben gebildet, und ihr Herz mit Abscheu gegen jedes Laster erfüllt. Die Kleine freute sich sehr über die Lehren Ulinens, und sie war nie glücklicher, als wenn sie zwischen ihren Müttern saß, und den sanften Erzählungen ihrer Lehrerin zuhörte. Uline schenkte ihr jedesmal, wenn sie ihr eine neue Regel gab, oder eine Warnung sagte, ein Weizenkörnchen, und verlangte von ihr, sie solle sich, so oft sie diese Körnchen ansehe, ihrer Lehren und Warnungen dabey erinnern. Nuradine wuchs



Schnell heran; ihr zartes Herz war mit einem Sinn für jedes Gute begabt; ihre Tugenden waren eben so groß, als ihre Schönheit; Klaudia weinte oft im Stillen süße Thränen, daß dies liebliche geistvolle Mädchen ihr Kind war, und glaubte, der alten weisen Aline nie genug dankbar seyn zu können; denn auch zu den häuslichen Geschäften hatte sie Nuradinen von Jugend auf angeführt, und jetzt, da Klaudia alt und kränklich ward, erhielt sie fast beständig durch ihren Fleiß die beiden Alten.

An einem Abend, da Aline noch mit ihrer Schülerinn an den Ufern des Flusses umherwandelte, rief Klaudia, welcher nicht ganz wohl war, ihre Tochter und Freundin; sie empfahl Aline die geliebte Tochter, Nuradinen die treue Freundin, und starb in Beider Armen. Nuradine war untröstlich; sie sollte die schwerste Aufgabe zum ersten Male erfüllen, und, geduldig gegen die Schläge des Schicksals, ihrem Schmerze nicht so sehr Raum geben. Ach, wie viel hatte Aline zu trösten, zu befehlen, bis es ihr endlich gelang, die schöne Trauende wieder zu Verrichtung ihrer häuslichen Arbeit



ten, zum Gebet und zur Theilnahme gegen sich zu bringen! Seit dieser Zeit setzte sie zwar ihre Unterweisungen noch fort; aber sie überließ das junge Mädchen mehr sich selbst, und ermahnte sie, täglich einige Stunden den Lehren und Lebensregeln nachzudenken, welche sie ihr gegeben habe. „Denn,“ fügte die gute und vorsichtige Aline hinzu, „wenn es dem Himmel gefällt, mich von dir zu nehmen, so bleib dir zum Beistand, so lange du tugendhaft bist, doch immer jene Körner, die ich dir einst schenkte.“ — „Und wie werden mir diese beistehen?“ fragte Nuradine ängstlich. — „Ein Jedes wird dir in der Zeit der Noth beistehen, sobald du dich der Gebote erinnerst, welche ich dir gegeben habe.“ Sie schloß hiermit die Unterredung, und ließ ihrer Schülerrinn Zeit, über das Gehörte nachzudenken.

Als sie eines Morgens sehr früh ihrer Arbeit gewartet hatte, und nun hineinging, um Aline zu wecken, fand sie deren Bette leer, und erstaunte ganz, wie diese ohne ihren Beistand habe aufstehen können, da sie Alters halber fast nicht mehr von der Stelle gehen konnte.



Sie eilte sogleich in einen kleinen Verschlag, um nach ihr zu sehen; und als sie dort nicht war, so lief sie nach den benachbarten Hütten, wo ihr aber Niemand Nachricht von der guten alten Frau geben konnte. Alle Felsen wurden erklimmen, Wälder und Gehölze durchirt; trostlos lief sie am Ufer des Tigris hin und her, als ob sie befürchtete, daß ihr irgend ein Unglück begegnet wäre; aber umsonst waren alle ihre Nachsuchungen. Aline war gleichsam wie verschwunden, und sie mußte zu ihrer einsamen Hütte zurückkehren, wo sie ganz ermattet auf ihr Lager sank, und die Nacht mit Weinen und Klagen zubrachte. Als Aline am andern Tage nicht zurückkehrte, so überließ sich das trostlose Mädchen ganz ihrem Kummer; die Erinnerung an ihre geliebte Mutter kam hinzu, und ihr Herz erlag fast ihrem Gram. Sie öffnete ihre Wohnung nicht mehr, ging nicht hinaus zu ihren Seidenwürmern, sondern fuhr Tag für Tag fort, bey äußerst weniger Nahrung den Verlust ihrer geliebten Mütter zu beklagen. Da die Nachbarn sahen, daß Nuradine nicht mehr zu ihrer Seidenarbeit kam, und daß ihre Wohnung täglich verschlossen blieb, so klopfen sie nach



einiger Zeit an die Thür, und fragten, ob Muradine, Klaudiens Tochter, noch lebe? Als sie diesen Zusammenlauf sahe, so kam sie weinend und zitternd hervor, und fragte, was sie wollten? Ihre Nachbarn lachten, und meinten, sie hätten geglaubt, die reizende Muradine sey, gleich der alten Uline, verloren gegangen; denn sie fütterten schon seit mehreren Tagen die Seidenwürmer, in Hoffnung, dafür ihren schönen Gespinnst zu benutzen. „Nehmt das alles hin,“ versetzte die Betrübte, „aber laßt mich nur in Ruhe, damit ich über meine Verlorenen trauern kann.“ Diese Rede brachte die nicht fein fühlenden Menschen zum größten Gelächter: die Eine meinte, es wäre doch närrisch, daß sie nun traure, da sie nur für eine Person zu arbeiten habe, und sonst hätte sie Drey ernähren müssen; ein Anderer wünschte seine alten Eltern eben so gut versorgt, und eine alte, krummgebückte ledige Weibsperson, welche wegen Heirathsstiftungen bekannt war, that den Vorschlag, den schlanken Joseph zu Muradinen zu schicken; dieser werde sie am besten trösten. Dieser Wih fand allgemeinen Beifall. Man wollte ihn ihr noch vor Nacht schicken, riefen Alle, er



werde sie schon trösten, und damit verließen sie laut lachend ihre Thüre.

Obgleich Nuradine den platten Scherz ihrer bäurischen Nachbarn verachten konnte, so fühlte sie doch bey dem Namen Joseph ein merkliches Herzklopfen; denn dies war der einzige junge Mann, welcher einigen Eindruck auf sie gemacht hatte, und der mit den Reizen seiner schönen männlichen Figur ein so einnehmendes Wesen verband, welches von den übrigen jungen Männern, die an diesen entlegenen Ufern des Tigris wohnten, nie konnte erreicht werden. Sie hatte sie so gern Wasser aus dem Quell geschöpft, als wenn Joseph in dessen Nähe war, und Zweige zu Körben schnitt, — oder mit mehrerem Vergnügen Blätter für ihre Würmer gesammelt, als wenn sein Kahn in der Nähe war, und der schlanke Jüngling angelte; er wußte dann immer so geschickt ein Gespräch anzuknüpfen, und mit so guter Art Nuradinen ein paar Fische für ihre Mütter aufzuschwazen, daß diese immer in seinem Lobe unermüdet war. Aber Uline warnte sie dann jedesmal vor dem jungen Mann, und so kam es, daß sie ihn in langer Zeit nicht gesehen hatte.



Erschrocken kehrte sie in ihr Kämmerchen zurück: „Nein! nein!“ rief sie wehmüthig aus, „nie will ich in den Armen eines Liebhabers glücklich seyn, der so wenig deinen Beifall hat, meine gütige Aline.“ Sie brachte von neuem ihren Tag mit Jammern und Weinen zu, und bat am Ende den Himmel, daß er ihr vergönnen mögte, ihren Müttern zu folgen, weil sie nicht länger in einer Welt leben mögte, wo sie weder Trost noch Freude zu hoffen habe. Mitten in diesen schwermüthigen Wünschen klopfte Jemand leise an ihre Thüre. Zitternd fragte sie, wer da sey? und erhielt von einer sanften Stimme die Antwort, daß es ein Unglücklicher sey, der von ihr Trost erwarte, und mit ihr weinen wolle. Eben so sanft antwortete ihm die Traurende, daß sie Niemand ihre Thüre öffne, Niemand Trost zu geben im Stande sey, und daß sie den Reisenden bitte, ihre Hütte zu verlassen, sie nicht länger zu beunruhigen. „Ich bin kein Reisender,“ entgegnete die Stimme, „ich bin dein Freund Joseph. Erst heute Abend erfuhr ich deinen Verlust, und bin gekommen, dich durch sanfte Zuredungen zu trösten.“ „Der Bewegungsgrund ist edel, dein Besuch gütig; aber ich muß dich dennoch bitten,



mich zu verlassen“, versetzte Nuradine; „denn es steht mir nicht an, mich bey Abend von Jünglingen besuchen zu lassen; eile daher von meiner Thür, ehe dich die edleren Jungfrauen, welche diese felsigten Ufer des schnellen Flusses bewohnen, verachten müssen.“ Joseph entfernte sich hierauf von der Thür, und die Unglückliche setzte sich auf ihr Bette, wo sie der Schlaf von jeder fernern Sorge über ihren unbewachten Zustand befreite.

Des Morgens stand die schöne Nuradine früher, als gewöhnlich, auf, und richtete ihre Schritte nach einem Felsen, wo sie den Strom übersehen konnte. Das Andenken Josephs trat mit erneuter Stärke vor ihre Seele, und sie erstieg den steilen Felsen, um den höflichen und angenehmen Mann unbemerkt zu sehen. Aber Joseph, welcher eben im Begriff war, mit seinem Kahn in den Strom zu fahren, wurde die schöne Traurende, ungeachtet ihrer Vorsicht, auf dem Felsen gewahr, und da er in Liebesleiden sehr erfahren war, so that er gar nicht, als ob er sie sähe; ja, er wandte seinen Kahn bald von der Seite weg, wo sie war; denn er war mit der Entdeckung, daß er ihr nicht gleichgültig sey,



völlig zufrieden. Ob sich gleich Muradine die Absicht ihres Morgenspaziergangs nicht ganz deutlich bewußt war, so blieb sie doch so lange auf dem Felsen, bis Joseph seine Reize eingezogen hatte, und mit seinen Gehülfen den Strom hinauf fuhr, um Fische zu fangen. Sie kehrte traurig nach ihrer Hütte zurück, unentschloßner denn je, die Arbeiten ihres Gewerbes wieder vorzunehmen. Als der Abend sich näherte, so war ihr bange, Joseph mögte seinen Besuch wiederholen, und wenn gleich diese Angst aus Furcht entsprang, so war sie doch nahe mit der Hoffnung, ihn wieder zu sehen, verwandt. Noch eine Sorge mehr machte sie traurig: ihre wenigen Lebensmittel waren aufgezehrt, und sie hatte keine Hoffnung, welche wieder zu bekommen, wenn sie nicht ihre Arbeiten fortsetzte, die ihr der Kummer unangenehm und verdrießlich gemacht hatte. Indem sie noch diesem allen nachdachte, hörte sie leise an ihre Thür klopfen, welches ihr Blut eben so sehr in Wallung brachte, als die Furcht vor dem Hunger, oder die Sorge ihres einsamen Lebens. Sie hatte auch eine Zeit lang nicht das Herz, zu fragen, wer da sey, bis man endlich das Klopfen wiederholte, worauf sie mit schwacher Stimme



fragte, wer noch an ihrer Thüre sey? Aber sie ward angenehm überrascht, als eine weibliche Stimme antwortete, Einlaß beehrte, und sich ihr als eine ihrer Nachbarinnen ankündigte, welche käme, um ihr Trost in ihren Leiden zuzusprechen. Die bekümmerte Nuradine öffnete sogleich ihre Thür, und eine junge schlankte Dirne trat herein, welche einen Korb auf ihrem Kopfe trug. Nuradine kannte wenige ihrer Nachbarinnen von Gesicht; um so mehr freute es sie, in dieser neuen Bekanntschaft ein feineres Wesen zu finden, als die bisherigen Mädchen gewesen waren, welche sie kennen gelernt hatte. Sie half ihr den Korb absetzen, und nöthigte sie zum Sitzen, worauf die höfliche Fremde anfang auszupacken, und ihr eine Schüssel mit gut zubereitetem Reis und einem schön gebratnen Fisch hinsetzte. Sie bat hierauf Nuradinen zu essen, da ihr Bruder Joseph diesen Fisch eigentlich für sie gefangen habe. Bey dem Namen Joseph zitterte sie heftig; aber seine Artigkeit machte ihr Freude, und da das Mädchen ihr Abendbrot mit großem Appetit verzehrte, so stellte sich dieser bey ihr auch ein, und sie aß vorzüglich von dem für sie bestimmten Fische recht viel. Sobald sie Beide gegessen, und die Fremde

ihr noch auf die sanfteste Art zugeredet hatte, ihren einsamen Stand gegen einen geselligeren zu vertauschen, so nahm sie Abschied, und ließ die Trauende allein, um über diesen seltsamen Besuch nachzudenken.

Obgleich die Arme ganz verwirrt war, so hatte ihr doch die Theilnahme Josephs und seiner Schwester Vergnügen gemacht, und sie fühlte jetzt doppelt, wie viel sie durch den Umgang mit ihren Müttern verloren habe, und welsch ein Zauber in der Geselligkeit liege, vorzüglich wenn man daran gewöhnt sey. Als sie eben im Begriff stand, ihre kleine Thür zu verschließen, trat die Fremde wieder herein, und bat das bestürzte Mädchen um ein Nachtlager, weil sie sich fürchte, durch die Schatten der Nacht zu gehen, und die Hütte ihres Vaters nicht noch durch ihre späte Heimkehr beunruhigen dürfe. Nuradine nahm sie mit einigem Widerwillen auf, und wollte ihr eben ein Lager bereiten, als der Schein des Lämpchens auf das Gesicht der Nachbarinn fiel, und ihr den leibhaften Joseph zeigte. Sie stieß einen lauten Schrey aus, worauf Joseph sogleich hinzu sprang, und sie in seine Arme nahm. „Ängstige Dich



nicht, schönes Mädchen//, hub er an, //ich bin Joseph; daß ich Dir nicht gleichgültig bin, weiß ich längst: warum wollen wir das Leben nicht genießen? Komm in meine Arme, Du liebliche Blume, damit ich mich an Deinen Küssen labe!// Wie eine Verzweifelte schrie Nuradine, und suchte sich aus seinen starken Armen loszuringen; aber der Boshafte lachte ihres Widerstandes und ihres Geschreyes; denn die Hütte lag so fern von Menschen, daß Niemand aus Furcht vor den wilden Thieren am Abend sich aus der seinigen wagte.

Schon drängte er die Unglückliche näher zu dem Bette; schon war er im Begriff, ihre nie entweiheten Lippen zu berühren, da fielen ihr Aline und deren Lehren ein: sie ließ hastig eins ihrer Köner an die Erde fallen. In demselben Augenblick hörte man ein heftiges Klopfen. Nuradine verdoppelte ihr Geschrey, entwand sich Josephs Armen, öffnete zitternd und bebend die Thür, worauf der Sohn Aline's hereintrat, und mit grimmigem Blick auf den Betrüger fragte, warum sie so sehr schrie? Während sie die Veranlassung erzählte, war Joseph entflohen, wie ein Mensch, der im Bewußtseyn seiner Schuld



gewöhnlich furchtsam und feigherzig ist. Sobald er fort war, nahm Aline ihre wahre Gestalt an, und als ihre Schülerinn sie ansah, war sie eben so sehr erstaunt, als beschämt. „Warum erröthest Du, meine Tochter?“ fragte die Fee, „und Dein Rothwerden, ist es Zeichen Deiner Schuld?“ „Ach, meine Gebieterinn“, rief das Mädchen, und umfaßte ihre Kniee; „sage mir, wer Du bist? belehre mich über meine Schuld.“ Da hob Aline die weinende Tochter sanftmüthig auf, und zeigte ihr, worin sie gefehlt. Zuerst hielt sie ihr den übermäßigen Kummer vor, dem sie nachgehangen sey, und dadurch ihr Gemüth mit Unlust zur Arbeit und unnöthigen Sorgen erfüllt habe, ferner die Vernachlässigung ihrer Seidenwürmer, und endlich, drittens, ihre heimliche Zuneigung gegen Joseph. Sie lehrte ihr, Mißtrauen in ihr eignes Herz zu setzen, und bewies ihr dies mit dem Spaziergang nach dem Felsen, und mit ihrer Freude über Josephs verstelltem Besuche. Nuradine verbarg weinend ihr Gesicht, als Aline sie zärtlich umarmte. „Ich verzeihe Dir gern, meine Tochter“, sagte sie tröstend, „Du wirst immer menschliche Schwachheiten behalten; aber gedenke meiner Lehren, und sey versichert, ich



werde Dich nie verlassen. Bediene Dich Deiner Körner klügllich, und entferne Dich noch diesen Morgen von einem Ort, wo Dir ein Mensch nachstellt, der Deine Reize kennt, und bey seinen schlechten Absichten sehr listig und entschlossen ist.

Als Kuradine der Fee danken wollte, war sie bereits verschwunden, und die Morgenröthe dämmerte über dem Felsen auf. Die hülflose packte geschwind ihre nothwendigsten Sachen und einen geringen Vorrath von Lebensmitteln in einen kleinen Korb, nahm diesen in den Arm, und begab sich voll Schrecken und Ungewißheit in einen großen Wald, wo sie ohne Ueberlegung, ganz unkundig mit der Gegend, einen wenig gebahnten Fußweg wählte. So oft sie an einer Quelle trank, oder unter einem schattigen Baum einige Augenblicke ruhte, wiederholte sie sich Azzens Lehren, und verdoppelte alsdann ihre Schritte, um nur von dem gottlosen Joseph nicht eingeholt zu werden. So ging sie den ganzen langen Tag unter Furcht und Angst tief in den Wald hinein. Endlich kam sie an einen jähen Abhang, der an jeder Seite von hohen Bäumen be-



beschattet ward. Sie eilte schnell hinab, und fand ein kleines reizendes Thal, welches, von Hügeln durchschnitten, mit Wald und Felsen umgeben war. Ein murmelnder Quell lud sie ein, und sie lagerte sich auf dem blumigten Teppich, verzehrte eine kargliche Mahlzeit, und ruhte von den Mühseligkeiten des Tages aus.

Eben war sie im Begriff, sich den Armen des Schlags zu übergeben, als eine Menge Stimmen sie aufmerksam machten. Der Schall kam von den entgegengesetzten Hügeln, woher sie gekommen, und sie sah bald in einiger Entfernung unter den Bäumen eine Menge Männer herkommen, deren wildes Ansehen ihr Herz pochen machte, und die bey ihrer Erblickung ein lautes Freudengeschrey erhoben, und hurtig einander vorliefen, weil Jeder zuerst die schöne Beute haschen wollte. Nuradine, zitternd über diese neue Gefahr, ließ hurtig eins ihrer Körner fallen, und fand sich den Augenblick in eine Ameise verwandelt; sie sah auch mit großem Vergnügen ein Loch in der Erde, und kroch, noch ganz mit ihrer menschlichen Furchtsamkeit erfüllt, hinein. Als die Räuber in den Grund des Thals kamen, und



Das schöne Mädchen nicht mehr fanden, stuzten sie sehr, nahmen sich aber gleich vor, in verschiedenen Haufen nach ihr zu suchen, und um Mitternacht wieder in dieses Thal zusammen zu kommen. Sie entfernten sich hierauf, und Nuradine wünschte sehnlich, ihre vorige Gestalt wieder annehmen zu können. Aber, ach! ihr Wunsch ward nicht gewährt: sie mußte noch länger eine häßliche Ameise bleiben. Spät in der Nacht kamen die Räuber zurück, und der Mond, welcher hell schien, bestrahlte den graufenden Blick, welcher auf ihren verzweifelten Gesichtern herrschte. Nuradine schauderte; sie wagte kaum, aus ihrem Loch zu gucken: so sehr ängstigte sie dieser Anblick. Da der Ort so still und abgelegen war, so beschloß die Räuberbande, den Rest der Nacht hier noch zuzubringen, und lagerte sich an die Quelle, wohin sie auch ihren Wein und ihre Lebensmittel, unter lautem Murren und Fluchen über die verlorne Zeit, brachten. Als der Becher tapfer unter ihnen herum gegangen war, so erzählten sie sich, wie sie das schöne Mädchen hätten behandeln wollen, und daß sie zuletzt, wenn Alle ihrer genossen hätten, eben so hätte sollen geschlachtet werden, wie die Mädchen am vorigen



Tage. Nuradine dankte dem Himmel und Ali-
 nen, von diesen Bösewichtern erlöst zu seyn, die
 ihren Ruhm in den abscheulichsten Greuelthaten
 suchten. Unterdessen brachten die Ungeheuer mit
 Singen und Trinken die Nacht zu, und bedauer-
 ten nur, daß ihre Gehülften aus dem entfernten
 Theile des Waldes nicht bey ihnen waren. End-
 lich schliefen sie ganz berauscht ein, ihrer selbst
 und der Welt nicht mehr bewußt. Da Nuradine
 merkte, daß sie fest entschlafen waren, so kroch
 sie hervor, und stach jedem Räuber in die Augen.
 Das Gift wirkte auch bald: sie erwachten mit den
 grausamsten Schmerzen, und da sie sich blind
 fühlten, so gab Jeder seinem Nachbar die Schuld,
 und glaubte, er habe ihn geblendet, um allein
 mit dem Raube davon zu gehen. Darüber wur-
 den die Kerle wüthend, fielen über einander her,
 und ermordeten sich fast Alle. Als Nuradine die
 Wirkung ihres Stichs sahe, so freute sie sich, daß
 die Abscheulichen bestraft waren, und erhielt auf
 einen Wunsch ihre vorige Gestalt wieder, wor-
 auf sie mit der größten Vorsicht fortging, um
 nur nicht der noch im Walde befindlichen Räu-
 berbande zu begegnen.



Indem sie so langsam fortging, bey dem Geräusch jedes fallenden Blattes sich umfah, und oft auf Augenblicke still stand, so sahe sie plötzlich den Sohn Alinens auf sich zuweilen. Sie lief der Fee freudig entgegen, und bat sie: doch ihre gewöhnliche Gestalt anzunehmen, und mit ihr ein wenig in dieser Wildniß zu wandeln; aber Aline schlug es ihr ab, und entdeckte ihr, daß sie sie jetzt in den Palaß der Geister dieses Waldes führen wolle, denen sich nur eine unbefleckte Unschuld darstellen dürfe, und daß sie dort der höchsten Freuden genießen sollte. Hierauf umarmte sie das Mädchen mit einer Inbrunst, welche diese zuvor nie an ihr erfahren hatte, und führte sie auf einem ganz verborgenen Wege durch viele Krümmungen und Wendungen in eine kleine schlechte Hütte. Hier schlug Aline mit einem Stabe, den sie in Händen trug, in der Mitte nieder; ein helles Feuer loderte auf; in dieses warf sie einige Kräuter, sagte ein paar Beschwörungen her, worauf sich der hintre Theil der Hütte öffnete, und Furadine einen schönen Dom erblickte, worin eine lustige Versammlung beiderley Geschlechter um einen mit köstlichen Speisen besetzten Tisch saß. Der Sohn Alinens führte sie hin-



ein, und stellte sie der Gesellschaft mit den Worten vor: „Seht hier, meine Freunde, die schöne und wohlgeprüfte Nuradine; nehmt sie als meine Schülerinn gütig auf.“ Hierauf setzte er sich mit ihr an die Tafel, und rieth ihr, alle Zurückhaltung abzulegen, weil man hier ganz seinem Vergnügen lebe. Nuradine, welche nie etwas Glänzendes oder Prächtiges gesehen hatte, war über den schönen Saal und die lustige Gesellschaft sehr vergnügt, und wenn sie gleich die heißen Liebkosungen ihrer Fee nicht erwiderte, so nahm sie solche doch ohne Widerwillen an, und ließ sich am Abend in ein prächtiges Zimmer führen, wohin sie auch der Sohn Alinens begleitete. Hier bat sie ihre Lehrerin noch einmal, ihre gewöhnliche Gestalt anzunehmen, weil sie sonst kein Vertrauen zu ihr haben könne. Aber wie erstaunte sie, als ihr diese antwortete, daß die Nuzeln einer alten Frau gar nicht ihre eigentliche Gestalt wären, sondern daß sie der König der Geister sey, und sich Nuradinen von Jugend auf zur Braut erkoren, und darum so geduldig sie unterrichtet und ihrer Mannbarkeit geharrt habe! Jetzt sey die Zeit da, wo er in ihren Armen den Lohn seiner Mühe genießen wolle, und diese Nacht be-



stimmt, sie zur Königin der Geister zu machen. Nuradine wußte gar nicht, was sie zu diesem seltsamen Antrage denken sollte; sie entwand sich den Armen des verliebten Geisterkönigs, und bat ihn, sie eine Zeit lang zu verlassen, damit sie diesem sonderbaren Ereignisse nachdenken und die Schaamröthe ihrer Wangen verbergen könne. Als er aber sie durchaus nicht verlassen wollte, so fragte sie ihn, wozu er ihr die vielen Körner geschenkt, wenn sie ihr nun ganz unnütz werden sollten? „Gib sie mir zurück“, sagte der Geisterkönig, „ich will dich dafür mit einem Stäbchen beschenken, welches dich in den Stand setzen wird, nicht allein dich, sondern auch Andre zu vertheidigen.“ Das leichtgläubige Mädchen gab ihm die Körner, welche er mit freudfunkelnden Augen sogleich in die Falten seines weiten Gewandes warf, worauf er seine natürliche Gestalt annahm, und als ein häßlicher Waldsatyr vor ihr stand. „Jetzt bist du mein, tugendhafte Nuradine, Schülerinn der großen Aline“, hub er lachend an. „Jetzt, da dich nichts aus meinen Händen zu retten vermag, sollst du wissen, wer dein Liebhaber ist: — ich bin der Schwarzkünstler Repah, welcher dich schon seit Jahren liebt.



Da du aber mit Alinens Schutz umgeben warst, so konnte ich nur durch List deiner habhaft werden; ich wandte sie an, da ich dich in dieser Einöde sahe. Du hast dich mir freiwillig übergeben, und ich werde mich zum Gott in deiner Umarmung schmelzen.“ Mit diesen Worten fiel er über sie her, und erstickte sie fast mit seinen ekelfhaften Liebkosungen. Die arme Hintergangene flehte mit thranenden Augen um Verschonung. Er lachte aber nur darüber, und fand, daß ihre Augen nach den Thränen nur noch schöner glänzten, und daß jeder Widerstand sie reizender, und ihn begieriger nach ihrem Genuße mache. In dem er dies sagte, umfaßte er sie mit starken Armen, und trug sie ganz wie wüthend zu einem Sopha, worauf er seine schöne Last niederwarf, im Begriff, sich ihrer ganz zu bemächtigen. Ruzradine steckte voll Verzweiflung die Hand noch einmal in den Beutel, woraus sie ihren Schatz weggegeben: in der äußersten Ecke war noch ein Körnchen, welches sie hastig an die Erde warf. Im Augenblick stand der Zauberer ohne Bewegung vor ihr. Das prächtige Zimmer verschwand, und sie befand sich wieder in der elenden Hütte, mit allerley Instrumenten, welche dem Schwarz-



künstler gehörten, umgeben. Ein Glück, daß der Bösewicht sie nicht länger verfolgen konnte! denn sie sank, von der ausgestandnen Furcht, ganz ermattet, wie todt zur Erde nieder. In dessen verfluchte der Satyr seine Dummheit, und als sich die Geängstete ein wenig erholte, so zeigte ihr der Zauberer auf Befehl einer höhern Macht ihre Thorheit, daß sie dem Schein so leicht getrauet, und dadurch beinahe auf Zeit und Ewigkeit unglücklich geworden wäre. Hierauf verstummt er, und die betrübte Nuradine eilte aus der Hütte. Als sie aber eine Strecke Weges gelaufen war, fielen ihr die Körner wieder ein: sie ging daher noch einmal zurück, und ob sie gleich der bloße Anblick des leblosen Zauberers mit Schrecken erfüllte, so nahm sie sich doch so viel Muth zusammen, suchte ihre geliebten Körner aus den Falten seines Gewandes, und flohe dann, als säße er hinter ihr, davon.

Sieben Tage lang setzte sie ihre Reise ohne die geringste Gefahr fort, nährte sich von den Früchten des Waldes, und schlief in dem verstecktesten Dickigt. Den achten Tag, als sie eben bemüht war, über einen kleinen Bach zu kommen,

der von Regen etwas angeschwollen war, ward sie einer Menge Männer gewahr, welche durch den Wald ritten, und die sie für die übrigen Räuber hielt, wovon die durch sie getödteten gesprochen hatten. Als sich die Reiter näherten, ließ sie schnell ein Korn fallen, und harrete voll Vertrauen auf Rettung. Aber schon hörte sie ihre zügellosen Gespräche; schon hatte der Anführer sie ereilt, um sie auf sein Pferd zu setzen, als der Wald vom Gebrülle der Löwen erbebt. Schaarenweise drangen sie aus dem Gesträuche hervor; alle entflohen. Nur der Bösewicht, mit dem die schwache Wandernde rang, that einen Schwur, daß nur die Löwen sie aus seinen Armen reißen sollten. Indem er dies sagte, fiel ein großer Löwe über ihn her, und riß ihn in viele Stücke. Als Nuradine dies sahe, erwartete sie ihren gewissen Tod; aber das edle Thier legte sich liebkosend zu ihren Füßen, und leckte demüthig ihre zitternden Hände. Doch stieg ihre Verwunderung noch mehr, als der Löwe zu reden anfing, und ihr den Kleinmuth und das Mißtrauen vorwarf, womit sie an Alinens Hülfe gezweifelt hätte. Zugleich ermahnte er sie, Vertrauen zu haben, weil die gütige Fee ihr noch



jedesmal in Gefahr Beistand geleistet hätte. Der königliche Löwe begleitete sie von dieser Stunde an, und alle ihre Furcht verschwand an der Seite dieses treuen und klugen Thiers.

Mehrere Tage waren sie so zusammen fortgewandert; da hörten sie auf einmal das Geräusch einer herannahenden Jagd. „Ach, was ist das?“ rief Nuradine, der diese Musik, dieses Getöse ganz fremd war. „Es ist das Herannahen der Jäger“, antwortete der Löwe, „du wirst entrinnen; mich werden sie aber tödten.“ „Nein“, rief das Mädchen, „rette dich; mir wird Aline schon helfen; rette dich!“ Aber umsonst war ihr Flehen: der Löwe sagte ihr, daß ihn Aline zu ihrem Schutz gesandt habe, und daß er sie nur mit dem Verlust seines Lebens verlassen werde. Indes näherten sich die Jäger, und ob sie gleich den Löwen sahen, so gingen sie doch nicht auf ihn zu, sondern lenkten ihre Pferde beiseite, und nur ein Einziger, der vornehmer aussah denn seine Begleiter, ritt auf Nuradinen zu. Sobald er sich ihr näherte, richtete der Löwe seine Mähne in die Höhe; seine Augen glühten von lebhaften Blitzen; er zog die breiten Sehnen sei-



nes Rückens zusammen, und sprang mit zorniger Stirn auf den Anführer zu. Als der Reiter den Vorsatz des Löwen merkte, wog er mit der Hand seinen Speiß, und ehe das Thier ihn noch erreichen konnte, warf er diesen so geschickt, daß er zwischen die Vorderpfoten fuhr, und den Löwen an die Erde heftete. Das erzürnte Thier zog zwar seinen Fuß los; aber der Speiß blieb noch immer darin stecken, und der Schmerz der Wunde machte, daß er den ganzen Wald mit seinem Brüllen erfüllte. Hierauf ritt der Fremde zu Kuradinen, und betheuerte ihr, daß sie werth sey, die Umarmungen eines Beziers anzunehmen. Hierauf befahl er seinen Kämmerlingen, sie durch den babylonischen Wald in sein Serail zu bringen. Die Diener gehorchten, und trugen sie hinweg. Obgleich Kuradine eins ihrer Körner geworfen hatte, und Alfine ihr diesmal nicht half, behielt sie dennoch, der Worte des Löwen eingedenk, ihr volles Vertrauen. Der Bezier befahl hierauf einem seiner Sklaven, bey dem Löwen zurückzubleiben, ihn völlig zu erlegen, und mit der äußersten Vorsicht zu begraben, weil Almurnh bey Lebensstrafe befohlen hatte, keinen Löwen zu tödten. Durch abgelegene Wege führte man die



Unglückliche in das Serail des Bezier, welcher in einiger Entfernung folgte.

Als sie den Palaſt erreicht hatten, und Nuradine in ein köſtliches Zimmer gebracht war, ſo trat eine Menge Sclavinnen herein, um ihren Körper zu baden, zu ſalben und ſie prächtig zu kleiden, weil ihr Herr die Nacht ſie beſuchen wollte. Wie vom Donner gerührt ſtand ſie bey dieſer Nachricht; doch entließ ſie ſofort die Sclavinnen, um von ihren Körnern Gebrauch zu machen. Aber welch ein neuer Schrecken! Der Beutel, ſamt den Körnern, war verloren, und ſie nun ohne alle Hülfe. In wahrer Todesangſt durchwachte ſie die Nacht, betend zu dem Himmel und Alſinen. Doch der Bezier blieb aus, und am anderen Tage meldeten ihr die Verſchnittnen, daß der Sultan den Bezier ausgeſchickt hatte, einen Aufſtand zu unterdrücken, von wo man ihn erſt in zwanzig Tagen zurückerwarte. Während dieſer Abweſenheit wurde Nuradine in allen weiblichen Künſten und Gebräuchen des Landes unterrichtet, welche ſie auch mit der größten Leichtigkeit lernte, und ihre Zeit unter Gebet und Erlernung dieſer fremden Gebräuche ſehr nützlich verbrachte. Freilich



lebte sie immer in Sorge wegen der Zurückkunft des Bezier; aber ihr Vertrauen auf Alinen war so fest, daß sie ruhig das Aergste erwartete. Kaum war er auch zurückgekehrt, so erinnerte er sich an seine Gefangene, und schickte ihr schöne Brocade und Juwelen, um sie darin gekleidet zu finden. Die Slavinnen befolgten treulich seinen Befehl: sie putzten Nuradinen an, welche schöner aussah, als die schönste Circassierinn. Hierzu kam ihre natürliche Anmuth und die Würde, welche die Tugend gibt. „Nie“, gestanden sich die Verschnittnen, „hätten sie eine so schöne, so ehrfurchtgebietende Frau gesehen.“

Am Abend kam der Bezier; und staunte er über Nuradinens Schönheit und ihr holdes Wesen, so wunderte er sich doch noch mehr über ihre Thränen, und meinte, es sey unmöglich, in diesem Palast des Vergnügens Kummer zu haben, vorzüglich da er sie über alle seine Weiber liebe. „O!“ sagte Nuradine voll Schmerz, „die Liebe eines Räubers, eines gottlosen Menschen, beleidigt nur mein Ohr, und ich habe zu dem Himmel das feste Vertrauen, daß er nicht zugeben werde, daß meine Tugend befeckt wird; denn



nie kann ich den Mörder meines treuen Freundes anders, als mit Abscheu, betrachten.“ Diese Rede erbitterte den hochfahrenden Bezier aufs äußerste; er schäumte vor Wuth, ballte die Fäuste, und schwor, daß er ihren Leib allen seinen Slaven preisgeben wolle, sobald er ihrer überdrüssig seyn würde, und damit er ihrer edlen Tugend recht wehe thue, sollte sein ganzes Serail Zeuge von dem Triumph seyn, welchen er über sie erränge. Hiermit befahl er, seine Weiber und Verschnittnen herbey zu rufen, gebot ihnen, Nuradinen zu entkleiden, und auf ein da stehendes Ruhebette zu binden. Die Diener fingen an, die tugendhafte Nuradine zu entkleiden, welche ein fürchterlich Geschrey erhob, und Gott und Alinen zum Beistand anrief. Da die Weiber kamen, so gab ihnen der Bezier seine Anweisung, und sie gingen, lachten und höhnten die Leidende mit den unzüchtigsten Reden. Auch die Slaven wurden herbeigerufen, und die liebenswürdige Nuradine stand fast ganz entkleidet vor den Augen dieser Ungeheuer, als der Bezier sagte: „Nun, ihr Verschnittnen, bindet sie hier fest.“



Schon vollzogen die Diener diesen grausamen Befehl, da scholl es durch alle Thüren: „der Sultan! der Sultan Almurnh kommt!“ Alles gerieth im Augenblick in Verwirrung: der Vezier ward blaß und zitterte; er eilte selbst, die Unglückliche loszubinden und zu bedecken; aber ehe sie wieder ganz angezogen war, trat der Sultan, und an seiner Seite der getreue Löwe herein. Sobald der Löwe den Vezier erblickte, bemächtigte er sich seiner, und riß ihn vor allen den Zeugen, welche seine Wollust und Grausamkeit mit ansehen sollten, in Stücke. Jedoch fraß er kein Stückchen davon, sondern stieß die elenden Ueberbleibsel unter die Weiber des Serails, welche schreiend davon flohen. Almurnh winkte hierauf Muradinen, näher zu kommen, und nachdem er sie ein Weilschen angesehen hatte, sagte er zu dem Löwen: „Du hattest Recht, daß Du Dich für unfähig hieltest, die Schönheiten dieses reizenden Mädchens zu beschreiben; denn wahrlich: sie blenden, wenn man sie nur ansieht.“ Dann fragte er die schöne Weinende, ob sie sein Herz annehmen wolle? Zugleich schwöre er ihr aber, daß keine Gewalt sie zwingen solle, und daß dies die letzten Thränen seyn müßten, welche sie ver-



göße. Nuradine seufzte; sie erkannte die Güte ihres Beherrschers. Doch fürchtete sie sich, ihm seine Frage zu beantworten, bevor sie nicht die Meinung Ulinens wüßte. Bey diesen Worten trat die Fee ins Zimmer; ihr Gesicht war noch das selbe; aber ein heller Glanz umgab sie, und ihr Gang war majestätisch und gebietrißlich. Almurnh bückte sich bis zur Erde; die übrigen Anwesenden fielen vor ihr nieder auf das Gesicht. Nuradine flog in ihre Arme, und weinte Freudenthränen an ihrem Busen. Dann fragte Uline, ob sie glaube, Almurnh lieben zu können? Für sein Herz stehe sie, und da der Bezier todt sey, würden auch seine Ausschweifungen ein Ende haben. Erröthend gab sie dem Sultan die Hand, welche er voll Freude an seine Lippen drückte, aber bat ihn mit sanfter Stimme: „Ehe ich deine Gemahlinn werde, gewähre mir eine einzige Bitte!“ „Drey tausend,“ antwortete Almurnh, und Nuradine bat, daß die armen Einwohner des Waldes wieder in ihre Geburtsörter und väterlichen Güter mögten eingesetzt werden, aus welchen sie durch seine Grausamkeit vertrieben waren. Der Sultan gelobte, dies sogleich zu thun, weil er gar nicht gewußt hatte, daß der gottlose Bezier so
viele



viele Menschen durch diese Vertreibung unglücklich gemacht hatte. Zugleich versprach er, sein ganzes Serail noch denselben Tag abzuschaffen, und Nuradinen allein zu lieben. Aline segnete das glückliche Paar, und der getreue Löwe blieb, so lange er lebte, in Almurnhs Palaß. —



Das singende, klingende Bäum-
chen, oder der bestrafte Ueber-
muth.

Das schönste Frauenzimmer im ganzen Lande war zu ihrer Zeit die Prinzessin Gabriele. Ihre Schönheit war so groß, daß sie kein Mann ungestraft ansehen durfte. Dabey war sie klug, wie ein Sterndeuter; in allen weiblichen Künsten gleich sie einer Penelope; aber sie war stolz und übermüthig wie ein kleiner Teufel, und verdunkelte dadurch die Menge ihrer guten Eigenschaften. Ihre Mutter war früh gestorben, und da ihr Vater nicht wieder heirathete, mithin kein männlicher Thronerbe zu hoffen war, so ward an Ga-

briefen eine Ausnahme für die damaligen dunkeln Zeiten gemacht. Sie wurde von den Weisen des Landes erzogen; da sie aber auch daneben die gewöhnliche weibliche Bedienung hatte, so wirkte der beste Unterricht auf die entgegengesetzte Art bey ihr, und sie ward ein eitles, verkehrtes, hochfahrendes Weib, welches sehr bald seine Lehrmeister mißhandelte, und über alles, was sie umgab, eine despotische Gewalt ausübte. So oft die Weisen ihre Art, sich zu betragen, dem Könige vorstellten: so oft wies er sie mit ihrer Klage zurück, und fand da nur hohen königlichen Sinn, wo jeder Andere die ärgste Tyranney sahe. Endlich begaben sie sich, nothgedrungen, in ihre Einsamkeit zurück, woraus sie der König hervorgerufen hatte. Ehe sie aber schieden, stellten sie der Prinzessin noch die Nativität, schrieben sie mit goldenen Buchstaben auf ein Pergament, und schickten ihr den Zettel den Morgen, als sie fortgewandert waren, zu. Die Prinzessin warf ihn ungelesen beiseite, und ärgerte sich, daß die ehrwürdigen Väter schon fort wären, ohne von ihr mit einer Schellenkappe beschenkt zu seyn. Täglich nahm ihre Schönheit, aber auch ihr Uebermuth, zu: sie fand keinen sterblichen Mann ihrer



würdig, sondern verlangte, ein Gott solle vom Himmel herabsteigen, und sich mit ihr vermählen. Dergleichen verkehrte Reden hörte ihr Vater gern; er hielt sie für Vorbedeutungen ihres künftigen Glücks, für Ahnungen aus der Zukunft. Ihre sonderbarsten Wünsche befriedigte er, und geschah es auch mit Aufopferung einer Menge Menschenleben.

So fiel es ihr in ihrem sechszehnten Jahre ein, daß die Sonnenstrahlen und das Tageslicht ihrer Schönheit schadeten. Sie eilte sogleich zu ihrem Vater, und bat ihn: ihr unter der Erde einen Palast zu bauen, wo sie vor diesen zwey Feinden sicher wäre. Der König gab sogleich Befehl zur Erbauung eines solchen Palastes; und ehe noch das Jahr sich neigte, stand mit ungeheuren Kosten ein Schloß unter der Erde, welches weit schöner und kostbarer war, als das, welches Gabrielle bisher bewohnt hatte. Der König führte sie, als alles vollendet war, selbst hinein, und sie erstaunte über die Pracht und Schönheit ihrer neuen Wohnung. Zum ersten Male in ihrem Leben fand sie nichts zu tadeln, sondern dankte ihrem Vater recht herzlich für seine Güte. In

jedem Zimmer brannten tausend krystallne Lampen; angefüllt mit den wohlriechendsten Oehlen, verbreiteten sie einen lieblichen Geruch umher, und gaben durch das schöne Licht den Gegenständen umher ein zauberisches Ansehen. Die Wände waren mit reichen Stoffen geziert, und die weichsten Sophas, mit Goldstoff bedeckt, luden zum Ausruhen ein. Als der König seine schöne Tochter durch eine Menge Zimmer und Säle, welche alle mit der mannfaltigsten Verschiedenheit verziert waren, geführt hatte, so öffnete er noch eine Thür, und zeigte der Erstaunten ihr eignes Bild, sprechend ähnlich getroffen: eine Glorie strahlte um ihr Haupt; sie stand auf einem Thron von gediegenem Golde, und zu ihren Füßen lagen Tausende von Prinzen und Königen; aber sie sahe auf keinen herab, sondern hatte ihren Blick in die Wolken gerichtet, welche sich öffneten; ein schöner Jüngling, gleichfalls mit einer Glorie um das Haupt, stieg heraus, reichte ihr die Hand, und aus seinem Munde gingen die Worte: „Du bist meine erwählte Braut!“ Gabrielens Augen glänzten vor Freude; sie setzte sich auf einen gegenüberstehenden Sopha, und konnte sich nicht satt



an einem Bilde sehen, welches die Gedanken ihres Herzens vorstellte.

Gleich einem Feenschloß war dieser unterirdische Palast; alles, was Schönes und Prächtiges über und unter der Erde, fern und nahe durch Menschenhände und Geld zu erhalten war, fand man hier gewiß, und die schönste Prinzessin der damaligen Zeit dazu. Nie verließ sie mehr diesen Palast; jeder neue Freier, der sich um sie bewarb, ward dorthin geführt. Dann verhöhnnte sie ihn; jedoch gebot sie ihm, noch einige Tage zu warten; alsdann ließ sie sein Bild geschwind anfertigen, doch so, daß jedesmal der Kopf auf dem Körper eines vierfüßigen Thiers saß. Wenn dann der Freier oder sein Abgesandter noch einmal sich einfand, so zeigte sie ihm dies Bildniß, worüber die Menschen gewöhnlich so erschrafen, und so heftig zürnten, daß sie geschwind die grausame Gabriele verließen, und nicht selten bekam ihr Vater Krieg, und bezahlte ihre Thorheit mit dem Leben vieler Menschen. Diese Bildergallerie war unstreitig eine der lächerlichsten, die je gesehen war: alle lebende Thiere mit Menschenköpfen; da fand man Esel, Wölfe,



Füchse, Löwen, Hunde, Kameele, Elephanten, Büffel, und als diese nicht mehr zureichten, kamen die gefiederten daran: da hing ein Pfauenkönig, dort ein Hahn, hier ein Gänserich; und die Prinzessin saß stundenlang und vergnügte sich an diesen Spielen ihres Wizes, und ersann neue Verschönerungen für diese Bilder; denn sie begriff nicht, wie ein Erdensohn es wagen konnte, sein Auge bis zu ihr zu erheben? Aber der Ruf ihres Stolzes ward auch nach und nach so ausgebreitet, daß in mehreren Jahren kein Freier sich mehr sehen ließ, welches ihren Eigendünkel nicht wenig ärgerte; denn schon war sie zwanzig Jahr alt, und so oft sie auch ihr Bild ansah, so sehr ihr auch der schöne Jüngling gefiel, so wollte doch noch immer keiner der Götter vom Olymp herabsteigen, und sie zu sich hinauf holen. Dagegen schickte der König der Thiere eine Gesandtschaft, und ließ sie um ihre Liebe für seinen Sohn, einen hübschen jungen Affen, bitten; zugleich sandte er ihr dessen Bildniß mit, welches die schöne Gabrielle, einen Pavian umarmend, vorstellte. Während über diesen ihr angethanen Schimpf, zerriß sie das Bild in tausend Stücke, und würde wahrscheinlich an den Gesandten blutige Rache



genommen haben. Aber diese waren verschwunden, und die Klügeren am Hofe merkten wohl, daß dieser Streich von einem der beleidigten Prinzen herrühre. Indes hatte dies die Stolze tief gekränkt, und sie konnte mehrere Nächte nicht schlafen.

Als sie endlich in einer dieser unruhigen Stunden etwas einschlummerte, so dünkte ihr, sie befände sich in einem großen Walde, und hörte aus der Ferne die Töne einer sehr lieblichen, nie zuvor gehörten Musik. Sie näherte sich mit raschen Schritten dem Orte, von welchem diese himmlischen Töne kamen, und erblickte zu ihrem Erstaunen ein kleines Bäumchen, welches, vom Winde hin und her bewegt, die Töne aller erfindenen Instrumente mit der schönsten Harmonie und die Stimmen der lieblichsten Sängere in sich vereinigte. Als sie eine Zeit lang diesem Wunder zugesehen und zugehört hatte, so streckte sie ihre Hand aus, um das Bäumchen aus der Erde zu heben; aber es verschwand, und als sie erwachte, lag die Pergament-Rolle der Weisen, welche seit Jahren von ihr vergessen war, in ihrer Hand. Unwillig warf sie sie weit von sich weg;

Da schlug das Pergament sich auf, und in ihre Augen fielen folgende Worte: „Müßige deinen hohen Sinn, und strebe nicht nach dem wunderbaren Bäumchen: er enthält die Strafe deiner Thorheiten!“ — „Ach, wie einfältig!“ rief Gabriele zornig, vernichtete die Worte, und lief, noch in dieser Nacht ihren Vater zu wecken, welchem sie ihren wunderbaren Traum erzählte, und mit Thränen versicherte, daß sie nicht mehr froh seyn, und ihr Auge sich nicht eher trocken werde, bis sie in dem Besitz des singenden und klingenden Bäumchens sey. Der alte König erschrak sehr über diese Nachricht, und gab noch in dieser Nacht Befehl zur Abreise; er bat seine Tochter, ihre schönen Augen zu trocken, weil er selbst reisen, und so lange suchen werde, bis das wunderbare Bäumchen gefunden sey; dann wollte er es ihr bringen, und wenn die schrecklichsten Bedingungen dabey zu erfüllen wären. Gabriele küßte seine Hand, und am Abend desselben Tages reiste der schwache alte Vater ab.

Vergebens hatte er bereits mehrere Wochen gesucht, Wälder durchkrochen, wo ihn Tiger und Hyänen schreckten; aber noch war er auf keiner



Spur, und schon verzweifelte er an dem guten Erfolge seiner Reise, als er eines Abends an einem großen Walde Halt machte. Seine Begleitung lagerte sich ins Gras; aber der sorgende König ging etwas tiefer in die dunkeln Schatten, und lehnte sich an eine alte bejahrte Eiche. In dem er hier in tiefem Nachdenken stand, drangen ferne liebliche Töne zu ihm her; mehrere Stimmen begleiteten die harmonische Musik, und da er zuvor nie dergleichen gehört, so zweifelte er keinen Augenblick, daß er am Ziele seiner Reise, in der Nähe des singenden, klingenden Bäumchens sey. Er eilte fröhlich zu seiner Dienerschaft zurück, gebot ihr, an dieser Stelle seiner zu harren, und begab sich, von einigen tapfern Jägern begleitet, in das ungebahnte Dickigt des Waldes. Sobald er die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, befand er sich auf einem ebenen, mit Blumen eingefassten Wege; die Töne waren seine Wegweiser, und er langte gegen Mitternacht bey dem Bäumchen an. Voll Erstaunen standen er und seine Leute. Nie hatten sie so etwas weder gesehen noch gehört; der Stamm war von Silber, die Zweige von Gold, und die Blätter von Edelgestein. Ein laises Wehen herrschte um das

Bäumchen, welches dann immer den himmlischen Gesang, die liebliche Musik hervorbrachte. Die Strahlen des Mondes beleuchteten diesen Glanz, und der König stand lange unentschlossen da: so geblendet waren seine Augen, so ergriffen sein Herz von diesen Tönen. Endlich umging er mit seinen Jägern den Ort des Bäumchens, und da er kein Ungethüm bemerkte, welches diesen Schatz bewachte, so schritt er freudig zum Werk, und hob mit leichter Mühe das goldne Bäumchen heraus.

Sobald die letzte Faser aus der Erde war, erbehte der Wald, die Erde that sich auf, und ein Löwe, groß, wie ihn nie ein Auge gesehen, mit weit aufgerissem Rachen, emporgesträubter Mähne, feuersprühenden Augen, sprang in großen Sähen auf den König los, welcher zitternd und bebend das Bäumchen fallen ließ, und sich furchtsam auf die Kniee niederwarf. Zornig stand er vor dem Alten, und betrachtete ihn mit wüthenden Blicken. Endlich, als dieser schon alle Grade der Todesangst ausgestanden hatte, fing er, mehr brüllend als redend, an: „Bösewicht, warum stielst Du mir meinen einzigen



Schatz? Wisse, daß es Dir Dein Leben kosten soll, wenn Du Dich nicht verbindlich machst, meine Bedingung einzugehen, und sie treulich zu erfüllen!“ Der zitternde König gelobte alles, was er nur verlangen könnte; er gab ihm sein königliches Wort, und schwor noch einen fürchterlichen Eid obenein. Hierauf hub der Löwe etwas gemäßigter an: „Jetzt fahre mit dem Bäumchen zu Hause; es sey Dein; aber der erste Mensch, welcher Dir an Deiner Schloßbrücke begegnet, es sey Mann oder Weib, Jungfer oder Jüngling, das sey mein; hörst Du? ohne Widerrede mein! Drey Tage nach Deiner Ankunft treffe ich ein, um es mir zu holen.“ Fröhlich gelobte ihm der König noch einmal diese Bedingung. Hierauf verschwand der Löwe, und der König trat noch in dieser Nacht die Zuhause-
Reise an.

Traurig hatte indeß die Prinzessin ihre Zeit zugebracht; am Tage bejammerte sie das lange Außenbleiben ihres Vaters, und des Nachts durchirrte sie schlaflos, sich nach dem Bäumchen sehnend, ihren prächtigen Palast. Da erschienen eines Tages ihre Dienerinnen; sie verkün-



deten ihr, daß eine herrliche Musik dem Schlosse nahe; und Gabrielle, welche seit Jahren ihre unterirdische Wohnung nicht verlassen hatte, warf hurtig ihren Schleier um, und eilte hastig ihrem Vater entgegen. Ueber den langen Schloßhof sah man sie fliegen, und als ihr Vater an die Brücke kam, war seine einzige Tochter das erste lebendige Wesen, welches ihm begegnete. Ohnmächtig sank er in den Wagen zurück; aber Gabrielle, dies nicht achtend, nahm nur das Bäumchen aus seinen Armen, und flohe mit eben der Eile in ihren Palast, wo sie über dem Hören und Sehen ihren guten Vater, der ihr dies Vergnügen so theuer erkaufte, und dessen Unpäßlichkeit ganz vergaß. Als der Alte erwachte, ließ er sich zu seiner Tochter führen, und warf ihr ihre Unvorsichtigkeit und wenige Theilnahme an ihm vor, worüber sie sehr erbittert ward, und ihrem Vater trotzig und hochfahrend antwortete. Das emportrug den Greis, und er erzählte ihr unverholen, daß binnen drey Tagen das Ungeheuer eintreffen und sie als seine Beute holen werde. Darüber ließ sie ihn noch härter an, und befahl zugleich, daß man die Tochter einer Wäscherinn königlich ausputzen, und, wenn das Ungeheuer käme, sie



ihm statt ihrer geben sollte. Hierauf überließ sie sich ganz ihrem Vergnügen, und dachte weder ihres Vaters, noch des Schlachtopfers, welches, um ihre Laune zu befriedigen, sollte aufgeopfert werden.

Als der dritte Tag anbrach, so erschien der Löwe an der Brücke, und der König führte ihm das zitternde Mädchen zu. „Ist das Deine Tochter?“ fragte der Löwe. Der König bejahte es, worauf der Löwe ihr gebot, ihm zu folgen. Stumm gingen sie Beide neben einander bis an einen hohen steilen Berg, da warf sich der Löwe nieder, und sagte mit sanfter Stimme: „Setze dich auf meinen Rücken, damit ich dich den Berg hinan trage.“ Beugend stieg das Mädchen hinauf; aber der Löwe trug sie langsam den Berg hinan, und setzte sie oben sanft ins Gras. Auf der Fläche dieses Berges sprudelte eine klare Quelle, bey deren Anblick das Mädchen Thränen vergoß. „Was weinst du?“ fragte ihr Begleiter. „Ach! dieser Quell“, entgegnete das Mädchen, erinnert mich an meine alte Mutter; wer wird ihr doch jetzt helfen waschen?“ „Wer ist deine Mutter?“ fuhr der Löwe sie an. „Wä-



scherinn bey Hofe,“ war die Antwort. Der Löwe brüllte. „Setze dich auf meinen Rücken“, sagte er minder sanft, als das erste Mal, „damit ich dich trage vor des Königs Brücke“; und damit rannte er über Stock und Stein davon, setzte sie ab vor der Brücke, und meldete durch ein schreckliches Brüllen seine Ankunft. Auch der Palast der Prinzessin bebte, und auf ihre Frage, was es sey? gab man ihr die Antwort, das Ungeheuer habe die Wäscherinn wiedergebracht, und verlange die Rechte. Höhnisch lachend befahl sie, die Tochter eines Hirten anzupuzen, und in wenig Stunden führte der König diese abermals dem Löwen zu. „Ist das nun Deine Tochter?“ fragte er zornig. Der König nickte mit dem Kopfe, und er ging, sie mißtrauisch betrachtend, mit ihr fort. Als er an eine schöne grüne mit Blumen durchflochtne Wiese kam, legte sich das Mädchen seufzend in das Gras. „Warum thust du das?“ fragte der Löwe. „Ach!“ versetzte sie, „hier lag ich so oft mit meinem Hänschen: wer wird den Armen über sein Gretchen trösten?“ „Wer bist du?“ rief er zornig. „Die Tochter eines Hirten“, antwortete sie weinend. Hierauf nahm

er sie auf seinen Rücken, rannte zum Schlosse zurück, warf das Mädchen am Eingange ab, und drang bis in die Zimmer des Königs. Alles flohe vor seinem Grimm, und er redete den König zornig an: „Hältst Du mir so Wort? Meineidiger! wo ist Deine stolze Tochter? Elender, schwacher Vater! das ist der Lohn für die Thorheiten, welche Du Gabrielen nachgesehen hast; ruhig ließe sie Dich von mir zerreißen, und lachte nachher darüber; aber ich will sie schon finden, und wenn nicht Menschlichkeit und Liebe in ihr verkehrtes Herz zurückkehrt, so will ich sie martern mit Qualen, welche noch kein Teufel geübt oder empfunden hat“; und damit rannte er fort, schlug alles auf seinem Wege nieder, und ehe man es Gabrielen hinterbringen konnte, stand das Ungeheuer vor ihr und bleckte sie an. Die Rosen verblichen auf ihren Wangen; ihre Augen schlossen sich; sie sank ohnmächtig auf den weichen Sopha zurück. Diesen Zeitpunkt benutzte der Löwe; er nahm sie in seinen Rachen, und trug sie in eine Höhle, welche mit steilen, nie zu ersteigenden Felsen umgeben war. Das Gras um diesen Ort war wie versengt; schwarzes stinkendes Wasser umgab



gab ihn, und Schlangen und Eidechsen zischten aus jedem dürren Gebüsch.

Als Gabriele erwachte, und sich in einer nassen dunklen Höhle allein fand, so eilte sie schnell dem von ihr so lang geflohenen Tageslicht entgegen; aber kaum bemerkte sie die Umgebung, als sie in eine neue Ohnmacht zurücksank, aus der sie aber bald das Rütteln des Löwen aufweckte. „Ermuntre dich, Gabriele!“ sagte er sehr streng, „lerne Deinen neuen Zustand kennen, und bemühe Dich, durch Geduld Dein Schicksal zu verbessern.“ Verächtlich blickte sie ihn an, worauf er fortfuhr: „Komm, ich will Dir Deine Beschäftigung zeigen: sobald Du diese vollbracht, bekommst Du zu essen, eher nicht.“ Er ging; aber da sie ihm nicht folgte, so kehrte er zurück, und zeigte ihr eine kleine von Schlangen gestochene Peitsche; er schwang solche in die Höhe, worauf sie zischend die Zungen ausstreckten. Gabriele erschrak; sie folgte ihm sogleich, worauf er sie durch dunkle Gänge, nur hie und da erleuchtet, in eine kleine schmutzige Höhle führte, worin eilf scheussliche Gestalten saßen, neben denen noch ein zwölfter Stuhl leer stand; sie waren mit Win-

D



den bedeckt, und starrten von Eiter, Blut und Beulen; ihre Gesichter waren verhüllt, und ihre Kleidung Ekel erregend schmutzig. „Du bist die Wärterinn dieser Kranken,“ sagte der Löwe zu Gabrielen, welche mit weggewandtem Gesicht da stand; „sobald der Letzte geheilt und durch Deine Pflege genesen ist, wird sich Dein Schicksal merklich verändern.“ Er verließ die Höhle, und Gabriele folgte ihm auf dem Fuß nach. Sie setzte sich in die erste Höhle, fest entschlossen, lieber zu sterben, als diese scheuslichen Wesen zu bedienen, zu verpflegen. Ihr Stolz erwachte laut: „Was?“ sagte sie, „mir, einer Königstochter, so zu begegnen? Ha! wofür trage ich dies golddurchwirkte Gewand? Nein, Ungeheuer! Eher den Tod, denn dir gehorchen.“ Sobald sie dies gesagt, fiel das Gewand in Stücken von ihr ab, und grobe, aber reinliche Lumpen bedeckten den zarten Körper. Kaum sahe sie sich so verwandelt, als sie wüthend den Schleier aus ihrem Haar riß und zerstückelte; die Diamanten flogen gegen die Erde, sie zerraupte ihr Haar, und stochte voll Verzweiflung aus der Hütte, um ihrem kläglichen Leben ein Ende zu machen. Aber als sie sich dem Wasser näherte, welches ihr den Tod geben sollte,

benahm ihr ein heißer schwefeliger Dampf den Odem, und sie mußte eilig zurückkehren. Ueberdas brannten die ihr so ungewohnten Sonnenstrahlen sie heftig, und ihre bloßen Füße fanden den Erdboden glühend. In dumpfem, starrem Hinbrüten saß sie bis zum Abend, als der Löwe zu ihr trat, und nach ihren Kranken fragte. Zuerst antwortete sie ihm nicht; aber als sie das Gejäch der Schlangen hörte, so sagte sie ihm unverholen ihre Meinung, daß sie lieber sterben, als diese Ekelhaften bedienen wolle. „Sterben?“ wiederholte der Löwe, „ja du hast als Gabriele Recht, aber nicht als Mensch, und Dir bleibt nur die Wahl, gleich einer dieser ekelhaften Gestalten, mit allen ihren Scheuslichkeiten, Dich auf den zwölften Stuhl in ihre Reihe zu setzen, oder ihrer zu warten, und sie nach und nach zu heilen; besinne Dich in dieser Nacht, denn morgen hast Du keine Wahl mehr.“ Er setzte ihr hierauf einige Wurzeln und einen Trunk Wassers vor. Nach beiden griff die stolze Prinzessin, und der Hunger und Durst machte ihr die Wurzeln wohlschmeckend, und das Wasser lieblicher als Wein.



Ermüdet schließ sie ein, da sahe sie ein liebes Mädchen mit blauen Augen und blondem Haar; es trat freundlich zu ihr, und führte sie in die Höhle des Kammers. Die eilf Unglücklichen hatten ihre Schleier abgenommen, und saßen da mit schönen glänzenden Gesichtern; ihre Augen betrachteten Gabrielen freundlich; ihre Mienen flehten um Mitleid, und ihre mit Beulen belasteten Hände hoben sich bittend empor. „Dies waren Prinzessinnen gleich dir,“ flüsterte das liebe Mädchen, „sey ihre Retterinn, denn deine Seele wird eben so lange mit den häßlichen Lastern des Stolzes, des Neides, der Eitelkeit, Schadenfreude, Hartherzigkeit, Undankbarkeit und Selbstsucht besetzt seyn, bis auch die Letzte dieser Unglücklichen genesen ist.“ Sie verschwand, und Gabriele erwachte von den Strahlen der Sonne, welche in die Höhle fielen. Sie eilte vor die Thür, und rief bitterlich weinend: „O, mein Vater, dies habe ich allein um Dich verdient; Gottlob, daß Du Deine elende Tochter nicht siehst! Dann dachte sie knieend an ihren sonderbaren Traum. Eine besonder Regung, wie sie nie empfunden hatte, ergriff ihr Herz.



So fand sie der Löwe, und nun fragte er rauh: „Wozu hast Du Dich entschlossen?“ „Ich will die Unglücklichen zu pflegen suchen“, antwortete sie weinend; „aber womit soll ich es? etwa mit jenem schwebelichten Wasser? oder mit diesem versengten Grase?“ „Nein!“ versetzte der Löwe sanft, „hier dieser Hain wird Dir liefern, was Du gebrauchst.“ Er führte sie hinter die Höhle in ein lustiges Wäldchen, wo Fruchtbäume standen, wo ein klarer Quell sprudelte, und duftende Blumen den Erdboden bedeckten. Sie sahe den Löwen dankbar an, pflückte eine Menge duftender Blumen, und ging, mit ihnen belastet, in die Höhle der Unglücklichen, welche schweigend, wie das Grab, da saßen. Zuerst reinigte sie den Boden von dem mancherlei Unrath. Ach, wie oft hörte sie auf! wie oft trieb der schrecklichste Widerwille sie fort! Aber sie kehrte immer wieder zurück, und ruhte nicht eher, bis ein reinlicher Boden da war; dann streute sie die in Händen haltenden Blumen darauf, lief fort, badete sich Gesicht und Hände, pflückte noch mehr Blumen, und bestreute den ganzen Boden damit; dann holte sie die einzelnen Lampen zusammen, erhellte die Höhle, und freute



sich, Blumenduft und helles Licht den Unglücklichen geschafft zu haben. Aber darüber war es Abend geworden, und da der Löwe sie rief, verließ sie die Höhle und eilte hin. Er trat ihr entgegen, und sagte: „ich bin zufrieden mit dir, Gabriele. Da, setz dich und is!“ Gabriele fand einen schönen Fisch und etwas Reis; sie aß mit Dank gegen den Löwen, welcher ihr zusah, und ihr nachher in einer hetten reinlichen Höhle ihr Lager, welches ganz weich und bequem war, zeigte.

Sie erschloß bald; da kam das freundliche Mädchen wieder, bittigte ihr gestriges Betragen, und führte sie in den Hain, wo sie ihr Pflanzen zeigte, welche die Wunden der Unglücklichen heilen würden; auch lehrte sie Gabrielen, sich des Quellwassers zur Reinigung zu bedienen. Als Gabriele erwachte, ging sie gleich in den Hain, suchte mühsam nach den Pflanzen, und sahe sie endlich an einem steilen Abhange stehen, wohin der Weg mit unendlichen Dornen besäet war. Ihr böser Genius rieth ihr zwar, nicht dahin zu gehen, aber der gute Wille gewann die Oberhand; sie trat muthig den rauhen Weg an, und erreichte mit blutigen Händen und Füßen die Pflanzen. Be-

gierig pflückte sie eine ganze Menge, eilte eben so mühsam zurück, und schöpfte in große breite Blätter von dem Wasser des Quells. So beladen, kam sie zu den Kranken, setzte vorsichtig ihre Blätter nieder, legte die Pflanzen ab, und holte dann erst Blumen und weiches Moos; die ersteren warf sie an den Boden, und mit dem letztern fing sie an die Wunden der Kranken zu waschen. Oft war der Ekel stärker, als das Mitleiden, und sie sank gleich einer Ohnmächtigen nieder; aber dann wehte ein erquickendes Lüftchen sie an, und gestärkt stand die Büssende auf, und verrichtete ihre Geschäfte. Sie behand die Hände und Körper der Unglücklichen mit Pflanzen und Blättern, kühlte sie mit dem Wasser des Quells, und arbeitete unermüdet den ganzen Tag, bis am Abend der Löwe sie rief. Seine Miene war heiter; er führte sie an einen wohlbesetzten Tisch; sie fand ihn unterhaltend und angenehm; ob er gleich über ihre Arbeit kein Wort sagte. Bis die Mitternacht kam, plauderte er mit ihr, erzählte sinnreiche und belehrende Märchen, wobey Gabrielen kein Schlaf anwandte, und bat sie endlich selbst, zur Ruhe zu gehen. Ein angenehmer Rosenduft kam ihr ent-



gegen; ihr Lager war mit Blumen bestreut; eine duftende Rosenlaube war der Baldachin ihres Bettes. Zufrieden mit sich selbst und dem Löwen, legte sie sich nieder, und schlief mit einer Ruhe ein, welche sie als Prinzessin gar nicht kannte.

Gegen Morgen erweckte sie ein leises Stöhnen; sie verließ hurtig ihr Schlafgemach, und entsetzte sich, da in der vordern Höhle ihr Löwe lag, und ein Pfeil in seiner Brust steckte; erschien ihr wie todt; entschlossen aber, ihn zu retten, zog sie behutsam den Pfeil heraus. Ein Strom Blut stürzte ihr entgegen, und um es zu stillen, zerriß sie ihr Gewand, band die Wunde fest zu, und eilte davon, um von den heilsamen Pflanzen zu holen. Sie achtete diesmal noch weniger der Mühseligkeit des Weges, und kam hinlänglich beladen, aber mit zerrissenen Armen und Händen, mit blutigem Gesicht und wundnen Füßen zurück. Als sie sich dem Löwen nahte, öffnete er seine Augen, und bat sie, ihn mit einem Trunk Wassers zu erquickern. Sie gab ihm sogleich, worauf er langsam nach seinem Lager wankte; Gabriele folgte ihm, und verband



Die Wunde mit heilenden Pflanzen, wofür er ihr dankbar die Hand leckte. Dann ging sie zu ihren Kranken, welche ihr mit unbedeckten Gesichtern einen guten Morgen entgegen riefen; es waren eilf schöne Köpfe, aber blaß und leidend durch die Krankheit. Indeß fand Gabriele die Wunden merklich besser; sie reinigte sie schon mit weniger Widerwillen, verband sie, ohne ihnen Schmerzen zu verursachen, puzte das Zimmer auf, und labte die Leidenden mit Früchten, welche sie ihnen holte, und frischem Wasser aus dem Quell. Getheilt war mehrere Tage ihre Sorgfalt unter die eilf Jungfrauen und den genesenden Löwen, den sie von ganzem Herzen lieb gewann. Darüber hatte die Arme sich selbst ganz vergessen und versäumt; die Risse der Dornen fingen an zu schwären, und wurden zu lauter kleinen schwarzen Blätterchen, welche ihr unendliche Schmerzen verursachten, und sie so krank machten, daß es ihr unmöglich war, ihr Lager zu verlassen.

Da lag nun die stolze Prinzessin, auf deren verkehrtes Herz die höchste Güte nicht gewirkt hatte! — da lag sie, durch Leiden schon



mehr denn halb gebessert, und jetzt auf dem letzten Grade der Probe; der Tag verging ihr unter heftigen Schmerzen; aber sie murrte nicht; ihre Zunge klebte am Gaumen; Niemand erquickte sie mit einem Tropfen Wassers; sie ward nicht unzufrieden, sondern war nur bekümmert, daß sie den Löwen und ihre fast genesenen Kranken nicht pflegen konnte. Ueber diesem Gedanken vergaß sie ihrer eigenen Leiden, kroch von ihrem Lager, und schleppte sich in die vordere Höhle; da saßen zu ihrem Erstaunen die eifrigsten Jungfrauen an einer schönen Tafel; kostbare Gewänder schmückten ihren Körper, und der Löwe saß mitten unter ihnen, war frohes Muths und ersann tausend lustige Schwänke. Dieser Anblick schmerzte Gabrielen; sie ging langsam zurück, und legte sich sanft weinend auf ihr Lager. „Das habe ich an meinem guten alten Vater verdient,“ sagte sie schluchzend, und bat den Himmel, durch einen schnellen Tod ihre Leiden zu enden. Bey diesem Wunsch sank sie ermattet zurück.

Als sie wieder erwachte, lag sie auf einem reichen Lager; königliche Pracht umgab sie; ihre



Frauen standen um ihr Bett; an der einen Seite desselben saß ihr Vater, an der andern ein Jüngling, schön wie der Gott, welcher aus den Wolken stieg. Gabriele verbarg erschrocken ihr Gesicht; sie hielt dieß alles, was sie umgab, für eine Täuschung; aber ihr Vater redete sie liebevoll an. Dieß machte ihr Muth; sie sank weinend auf seine Hände, und bat ihn, ihr alle ihre Thorheiten und Sünden zu verzeihen; sie habe einsehen gelernt, daß es noch eine andere Glückseligkeit gäbe. Ihr Vater schloß sie in seine Arme; hierauf näherte sich der schöne Prinz. „Gabriele!“ bat er mit sanfter Stimme, „verzeihe mir, ich habe Dich hart behandeln müssen; aber dafür soll mein ganzes übriges Leben Dir geweiht seyn. Kennst Du mich?“ „Ja“, versetzte sie erröthend, „Deine Gestalt kenn’ ich längst, und die Stimme ist die meines Löwen.“ Der Vater legte ihre Hände zusammen, und die Glücklichen sagten sich durch Blicke ihre Empfindungen. Dann nahen sich die elf Jungfrauen, geführt von dem lieben Mädchen, das ihr im Traum erschienen war. Sie dankten Gabrielen für ihre Rettung, und wünschten allen Segen des Himmels über sie, worauf sie mit ihrer lieblichen Fuß-



revirtin verschwanden. „Wer waren diese?“
 fragte Gabriele; „das erzählen wir Dir,“ ent-
 gegneten die Lehrer ihrer Jugend, indem sie sich
 ihr näherten, „wenn Du eine glückliche Mut-
 ter Deines Volks bist, und einen Kreis liebens-
 würdiger Kinder um Dich hast; dann sollst Du
 auch die Geschichte Deines Gemahls erfahren.“
 Gabriele blieb brav und tugendhaft, und mach-
 te alle um sich glücklich bis an ihren Tod.



Die sieben Schwäne.

Der Graf Carolus hatte mit seiner Gemahlinn in hohem Frieden bis an das Ende ihrer Tage gelebt, und durch sie die Idee bekommen, daß es lauter gute, und gar keine böse Weiber geben könne. Ihre fast zwanzigjährige Ehe war mit sieben Söhnen und einem Töchterchen, welche viel jünger als ihre Brüder war, und der kleine Spätling genannt ward, gesegnet. Diese Söhne waren schon stattliche Buben, und die ältesten sogar mannhafte Ritter, als ihre Mutter an einem Schlagflusse starb, und sie alle in die größte Betrübniß versetzte. Der Jüngste

der Söhne war im dreizehnten Jahre, Kunigunde im zehnten, und es sahe äußerst betrübt aus, den gebeugten Vater mit seinen tief trauernden acht Kindern der geliebten Leiche folgen zu sehen. Es herrschte auch eine lange Zeit nachher die tiefste Trauer im ganzen Schlosse, bis die Söhne, welche sich alle zärtlich liebten, die Burg auf einige Zeit verließen, und der Graf mit seiner Kunigunde allein blieb.

So gut und liebenswürdig dieß Kind auch war, und zu so großen Hoffnungen sie den Vater auch berechtigte, so war sie doch leider jetzt noch nicht in dem Alter, wo der Graf Pflege und Zeitverkürzung von ihr fordern konnte; und er, der durch die Verstorbene an weibliche Pflege und liebende Sorgfalt gewöhnt war, wünschte sich oft eine Gefährtinn, welche ihn trotz seines Alters lieben, ihm die Stelle der verstorbenen ersetzen und eine gute Mutter für seine Kinder seyn möchte. Er sahe sich lange unter den Töchtern des Landes nach einer Gehülffinn um, aber die Eine war zu jung, die Andre zu alt; die ihn genommen hätten, mochte er nicht, und die er gern erwählt hätte, lachten seines grauen



Kopfes, und wünschten, daß er das Heirathen seinen wackern Söhnen überlassen möchte. So freite er beinahe drey Jahre umher, holte sich eine Menge Körbe zusammen, ward immer älter und schwächer, und war im Begriff, das Suchen nach einer Gehülfinn zu unterlassen, als er eine Frau kennen lernte, welche, fern von dem Geräusche der Welt, auf einem entlegenen Schlosse wohnte, und mit der ihn das Ohngefähr zusammenführte. Noch nie hatte er die Frau von West (so hieß diese Dame) gesehen; sie lebte in der größten Eingezogenheit, und war in der Gegend, wo sie wohnte, nur unter dem Namen der Einsamen bekannt; denn auf ihrem Schlosse war nie einer ihrer Nachbarn gewesen, und Niemand kannte die innere Beschaffenheit ihrer Wohnung, noch viel weniger ihre Art zu leben.

Eines Tages hatte sich der Graf auf der Jagd verspätet; er war von seinen Leuten fortgekommen, und die Nacht überraschte ihn bey Verfolgung einer schönen weißen Hindinn, welche sich auf einmal in einem schönen Park verlor, der immer dichter und dichter ward, und in



dessen dunkelsten Schatten ein nettes Landhaus stand. Er ließ sogleich von der fernern Nachscheidung der Hindinn ab, und näherte sich behutsam dem Landhause, wo ihm eine Dame entgegen trat, welche, ohnerachtet das Stufenjahr der weiblichen Schönheit hinter ihr lag, dennoch so blendende Reize hatte, daß der Graf ganz erstaunt zurücktrat, und durch einige tiefe Bücklinge seine Verwirrung ihren Augen entziehen wollte; aber sie war ihr dennoch nicht entwischt, und sie fragte ihn mit einer Art, welche ihm Zutrauen machte: ob er sich etwa verirrt habe? oder was ihn sonst in diese einsamen Gehölze führe? Er entdeckte ihr den Zufall, daß er durch Verfolgung einer weisen Hindinn so weit von seinem Wege abgekommen sey; daß er nun aber zeitlebens das Ohngefähr segnen werde, welches ihm eine so reizende Nachbarinn kennen gelehrt habe. Frau von West verneigte sich sehr artig, und bat ihn, in ihrer Einsiedeley sich es auf nige Augenblicke, welche er doch gewiß zu seiner Erholung bedürfe, gefallen zu lassen. Diese Bitte war dem ermüdeten Grafen sehr willkommen; er folgte ihr in einen allerliebsten Saal, wo ihm der schönste Wohlgeruch entgegen duftete,



und ließ sich mit Vergnügen neben seiner reizenden Nachbarinn auf einen weichen Sopha nieder. Sie schellte, worauf sogleich ein paar schöne krausköpfige Buben einen Tisch mit Erfrischungen herein brachten, worauf neben den schönsten Früchten und leckerstem Gebäcknen eine Flasche des lieblichstne Tokaier nebst zwey Gläsern vom reinsten Krystall standen. Die Dame schenkte ein, wobey der Graf ihre Hand und den runden elfenbeinernen Arm bewunderte; sie kredenzte den Wein, und gab ihn mit einer freundlichen Miene dem liebetrunkenen Grafen, welcher die Stelle suchte, die ihre schönen Lippen berührt hatten, und mit großer Schnelle das Glas und mehrere hinter einander hinunterstürzte. Sie bat ihn, nun auch vom Gebäcknen zu versuchen, und legte ihm sowohl Früchte als Backwerk vor; er fand alles schön; und nachdem er den Rest der Flasche noch geleert hatte, und ein heftiges Feuer in seinen Adern zu toben anfang, so rückte er näher zu seiner schönen Nachbarinn, bedeckte ihre Hände und Arme mit glühenden Küssen, und fragte, sie zärtlich betrachtend; wer sie denn sey? und war-



um so viele Schönheit so ungewundert in dieser Einsamkeit verblühen sollte? Sie schlug über dieser Frage ihre Augen bescheiden nieder, und sagte ihm: sie sey die Wittve eines Herrn von West, der vor drey Jahren in dieser Gegend auf einer Reise, welche sie zusammen gemacht hätten, gestorben sey. Untröstlich über seinen Verlust, habe sie dieß Landgut gekauft, ihn hier beerdigen lassen, und sich seit dieser Zeit von aller Gesellschaft fern gehalten. Diese Erzählung erinnerte den Grafen an seinen Verlust; er theilte ihr seine ganze Lage mit, und durch den Tokaier mit doppeltem Muthe beseelt, trug er sich ihr sofort zum Freier, und, wenn sie wollte, augenblicklich zum Ehemann an. Die schöne Wittve eröthete; aber der Graf ward nur dringender, und sagte ihr so oft, daß man im Herbst des Lebens jeden Augenblick fest halten müsse, daß sie endlich sanft widerstrebend, welches den halbtrunkenen, von Wein und Liebe berauschten Grafen nur noch heftiger machte, nachgab, und ihm gelobte, seine Gattinn zu werden. Hoch entzückt schloß der Graf sie in seine Arme; bald theilte sie glühender noch, als er, ihm das Feuer ihrer

Empfindungen mit. Der Sopha ward ihr Brautbett, und Frau von West erwachte in den Armen des Grafen Karolus. Zwar wollte sie ihn mit Thränen und Vorwürfen überhäufen; aber der Graf wußte sie zu trösten, und sie fuhr gegen Mittag auf das Schloß ihres Liebhabers, wo Kunigunde, voll hoher Freude über die Ankunft ihres Vaters, um den sie so sehr gesorgt hatte, die fremde Dame ganz übersah, und wie vom Blitze getroffen da stand, als ihr Vater ihr in der Frau von West ihre neue Mutter vorstellte, und ihr Liebe und Gehorsam gegen solche gebot. Ehrerbietig küßte sie ihr die Hand; aber Frau von West nahm sie in ihre Arme, und gewann durch innige Liebkosungen das Herz des holden unbefangenen Mädchens nur zu bald.

Der Graf veranstaltete ein glänzendes Hochzeitsfest, und entbot dazu seine sieben Söhne, welche er in drey Jahren nicht gesehen hatte; sie gehorchten auch pünktlich seinem Befehl, und trafen den Abend vor der Vermählung alle sieben bey ihm ein. Kunigunde saß unter den ho-



hen Linden im Schloßhofe, als ihre Brüder auf sieben weißen Pferden angeritten kamen. Sie eilte frohlockend in ihre Arme, und die Brüder konnten sich nicht satt an ihr sehen: ein Kind hatten sie verlassen, eine holde mannbare Jungfrau stand vor ihnen. Im Triumph führte Kunigunde ihre Brüder zu dem Brautpaar; sie fanden ihren Vater, der sehr alt geworden war, an der Seite einer reizenden Frau, deren Auge nur zu deutlich Begierden verrieth, und deren wolüstiger Körper in einem so leichten Anzuge sich befand, daß die Ritter ihre Augen von diesem unangenehmen Anblick wandten, — ihren alten Vater mit der Verliebtheit eines Jünglings in den Armen eines verführten Weibes! — Frau von West merkte die Verwirrung ihrer Söhne recht gut; aber statt sie auf die richtige Art auszuliegen, schrieb sie diese auf Rechnung ihrer Reize, und bot den Jünglingen Wange und Mund, als der Vater sie zum Handfuß herbey rief.

Cölestin, der älteste der Brüder, ging am Abend des Beilagers mit den übrigen sechs in ein entlegenes Kämmerchen, zog sein Schwerdt,



und bat die Brüder mit ernster Stimme, auf dieses Schwerdt ihm zu schwören: daß keiner sich von den Liebfosungen der Gräfinn wolle verführen lassen, das Bette ihres alten Vaters zu besflecken? Alle schworen einen gräßlichen Eid mit feierlicher Stimme, und gelobten sich von neuem Treue und Liebe bis in den Tod. Hierauf fragten sie Eblestin: was er für Gründe zur Forderung dieses Schwures gehabt habe? worauf er ihnen entdeckte: daß ihn ein Zwerg gebeten habe, diese Nacht am innern Schloßthor seiner zu harren. „Ich glaube, er ist von unserer reizenden Mutter abgesandt; denn nicht umsonst kredenzte sie mir heute den Becher so fleißig“; setzte er zähneknirschend hinzu; — „wenn sie nun sieht, daß ich standhaft auf die Ehre meines alten Vaters halte, so wird sie sich gewiß an Einnen von Euch wenden, und da bitte ich Euch, meine theuren Brüder, gedenkt dieses Eures Schwurs. „Rache sey dem geschworen, der ihn bricht!“ Alle sechs Brüder wiederholten dieß Gelübde, und sie gingen auf verschiedenen Seiten in den Saal zu den Tanzenden, wo sie ihren Vater taumelnd dem bräutlichen Gemache zu wan-



fen sahen, ohne daß ihm seine Vermählte folgte, welche in einem lustigen Reihentanze begriffen war. Cölestin folgte unmerkbar seinem Vater, und ergrimmete, als er in dem Gemach ein paar fremde krausk' yfige Buben fand, welche ihran Spott mit dem alten Mann trieben. Er jagte die Buben mit einigen derben Hieben von dannen, entkleidete sorgfältig den alten trunkenen Vater, legte ihn zur Ruhe, und rief dann einen der älteren Bedienten, welchem er die Sorge für seinen Vater übertrug, und sich, da die Glocke bereits auf Mitternacht zeigte, an das innere Thor des Schlosses begab, wo der Zwerg bereits seiner harrete, und ihn durch einen unterirdischen Gang in einen Saal führte, wo Ueppigkeit und Schwelgerey sich schwesterlich die Hand boten.

Als er so da stand, und schon ärgerlich war, dieß Abentheuer eingegangen zu seyn, öffnete der Zwerg eine Seitenthür, winkte ihm, näher zu treten, und verschwand in einem Gange. Der miszmüthige Cölestin näherte sich dem Zimmerchen, woraus ihm der Duft des lieblichsten



Rauchwerks entgegen schlug, und sobald er auf die Schwelle trat, hub eine sanfte schmelzende Mist an, welche ihn von allen Seiten zu umgeben schien. Er sah sich schnell um, aber vergebens: sein forschendes Auge entdeckte nichts, und er begab sich vollends in das Kabinet hinein, wo in einer Nische auf einer weiß seidnen Ottomane Frau von West in einer der reizendsten Pagen von der Welt, und in einem leichten, mehr entblößenden, als bedeckenden Anzuge lag. Der bescheidene Sohn blieb wie vom Blitz gerührt stehen, und fragte steif und hölzern, wie ein preussischer Soldat: „Madam! Sie haben mich hieher beschieden: was befehlen, was wünschen Sie von mir?“ „Welch eine kalte Frage!“ rief Frau von West, „verstelle Dich nicht, mein Theurer! Dein Auge hat mir längst die Wünsche Deines Herzens verrathen, und ich dünkte, Du müstest mir es Dank wissen, daß ich Dich über alle Verlegenheit hinweg sogleich zum Ziele führe.“ „Sie irren Sich, Madam!“ antwortete der Ritter, ohne sie nur eines Blickes zu würdigen, „es war von jeher die Pflicht der Ritter, die Ehre und das Eigenthum Anderer



in Ehren zu halten und zu schützen; aber doppelt heilig sind diese Pflichten gegen einen geliebten Vater; ja, noch mehr: ich gestehe Ihnen, Sie waren mir zuwider im ersten Augenblick, als ich Sie sahe; denn in Ihren Zügen las ich Wollust und Verschlagenheit.“ „Halt!“ rief die Zauberinn, „nicht weiter in Deinen Schmähungen! Und damit Du Deine Tugend immer so rein und unsträflich erhaltest, so werde sofort zu einem weißen Schwan, und flattere in die fernste Wildniß, auf den einsamsten mit Schilf bewachsenen See!“ Ehe Cölestin noch ein Wort antworten konnte, ging der grausame Wunsch schon in Erfüllung, und er verließ tiefseufzend das Zimmer der Zauberinn, welche sich voll Unmuth nach dem Schlosse begab, über Cölestins Starrsinn wüthete und tobte, und sich endlich an die Seite ihres alten Gemahls legte.

Vergebens hatten die übrigen Brüder auf Cölestin geharrt. Als es aber Tag ward, und er nicht zurückkehrte, erfüllten sie das Schloß mit ihren Wehklagen, drangen in das Zimmer ihres Vaters, und forderten den geliebten Bruder



von der Hand der Frau von West, welche aber die Verstellung so weit zu treiben verstand, daß der alte Vater seinen Söhnen befahl, das Zimmer zu verlassen, und ihrer neuen Mutter das angethane Unrecht abzubitten. Er ward bey diesen Worten abgerufen, und da nur seine Gegenwart dem Zorn der Brüder Einhalt gethan hatte, so brach dieser jetzt ohne Rückhalt los, und sie drangen mit Drohungen, welche sie gewiß erfüllt haben würden, auf sie ein. Aber wüthend erhob sich die Zauberinn, und rief mit grimmiger Gebärde: „Folgt ihm nach, dem argen Bösewicht! werdet, was er ist, ihr Unsinnigen, und theilt sein Schicksal!“ Sofort wurden die sechs Brüder zu weißen Schwänen, und verschwanden auf den das Schloß umgebenden See. Als der Graf zurückkehrte, fand er seine Gemahlinn in Thränen, und er mußte viele Bitten anwenden, sie zu besänftigen, und Verzeihung für die raschen Jünglinge zu erhalten. Ach! hätte er das Schicksal dieser geliebten Kinder und die Teufeleiy seines Weibes gekannt: er würde der Zauberinn den Dolch in ihr verrätherisches Herz gestossen haben.



Als die Brüder am Abend nicht wiederka-
men, war Kunigunde ganz untröstlich; sie wein-
te so kläglich die ganze Nacht, daß ihre alte
Nunne bittere Thränen mit vergoß, und auf tau-
senderley Pläne sann, wie sie doch erfahren wol-
le, wo die sieben Brüder geblieben wären. Die
neue Gräfinn war bey ihr in großem Verdacht;
denn der Alten waren die Blicke nicht erganz-
gen, womit sie die kraftvollen Jünglinge genu-
ßert hatte. Noch weniger aber gefielen ihr die
schändlichen Erzählungen, womit sie Kunigun-
dens reines Herz zu vergiften dachte; aber sie
verbarg ihren Argwohn dem holden Mädchen
noch, und rieth ihr, die Götter zu bitten, ihre
Brüder aus einer Bezauberung, worein sie gewiß
gefallen wären, zu erretten.

Als die Sonne mit ihren ersten Strahlen
die Welt begrüßte, verließ Kunigunde, ohne
geschlafen zu haben, ihr Bette, und wanderte
nach einem entlegenen Theile des Gartens, um
dort in der Einsamkeit um so andächtiger für
ihre Brüder zu beten. Sie sank auf ihre Knie
nieder, faltete die Hände, und wollte eben ein Ge-



bet beginnen, als sieben weiße Schwäne sie umringten, welche sie an der Sprache sogleich für ihre Brüder, erkannte, daher sie sie mit Thränen bat: ihr doch zu sagen, wie sie in diesen Zustand gekommen wären? Die Schwäne erzählten ihr, was sie, ihrer Schamhaftigkeit unbeschadet, von der schändlichen Geschichte hören konnte, worüber die arglose Kunigunde so heftig erschrak, daß sie durchaus nicht wieder zu ihrer ruchlosen Mutter zurückkehren, sondern viel lieber das Schicksal ihrer Brüder theilen wollte. „Du kannst uns erlösen,“ hub Colestin zu dem weinenden Mädchen an, „wenn Du Muth und Standhaftigkeit genug hast, in sieben Jahren kein Wort zu reden, keine Thräne zu weinen, und alle Jahre ein Mannshemde zu verfertigen, welches aber Deine einzige Arbeit seyn muß; sehen wirst Du uns in diesen ganzen sieben Jahren nicht, und erst am letzten Tage im siebenten Jahre werden wir, wenn Du kein Wort gesprochen, keine Thräne geweint hast, als vollkommene Männer wieder vor Dir stehen.“ Kunigunde ging sogleich diese Forderung ein. Die sieben Jahre dünkten sie gar nicht lang, und



ſie begab ſich mit Freuden zu einem hohlen Baume, worin ſie ſieben zugeſchnittne Mannshemden fand, ſagte ihren Brüdern ein trauriges Lebewohl, und fing ſogleich ihre Arbeit an.

Vier Jahre hatte ſie ſchon in dem Baume zugebracht; vier Hemden waren fertig, und ſie hatte in dieſer ganzen Zeit kein lebendiges Weſen um ſich her wahrgenommen, als ein Vögeldyen, welches ihr täglich Speiſe und Trank brachte, und bey ihrer einfachen Mahlzeit ſie mit ſeinem Geſang beſuſtigte, als eines Tages Hörnergetön und Hunde-Gebell aus der Ferne ſich hören ließ; ſie merkte die Annäherung einer groſſen Jagd, und ſaß noch einmal ſo ſtill, weil ſie ſich fürchtete, entdeckt zu werden; aber ihre Vorſicht half dießmal nichts: die Hunde umgaben den Baum, und bellten ſo unaufhörlich, daß der König, welcher hier jagte, neugierig ward, und einem Jäger beſahl, hinauf zu ſteigen und zu ſehen, was in dem Baume befindlich ſey. Der Jäger ſtieg hinauf, und meldete ſeinem Herrn, daß ein wunderſchönes Frauenzimmer darin ſaße, welche aber ſtumm zu ſeyn ſchiene; denn ſie ant-



worte auf alle Fragen kein Wort, und schüttle immer mit dem Kopfe. Der König ward durch diese Erzählung neugierig; er stieg selbst an dem Baume hinauf, und da ihn Kunigundens hohe Schönheit in Erstaunen setzte, so befahl er ihr: gutwillig hervor zu kommen; sonst werde er Gewalt brauchen. Als sie sahe, daß es Ernst war, so fügte sie sich in die Nothwendigkeit, packte ihre Hemden zusammen und verließ mit der größten Behendigkeit den Baum. Ihre schlank edle Gestalt entsprach dem schönen Gesicht, und da ihre Kleider ein vornehmes Frauenzimmer verriethen, so ließ ihr der König mit aller Achtung begegnen, und sie in seinem eignen Wagen nach dem Schlosse fahren, wo er ihr ein paar hübsche Zimmer zu ihrer Wohnung anweisen ließ.

Als er sie aus dem Holze mit nach dem Schlosse nahm, hatte er gar keinen Plan mit ihr, als daß sie besser und bequemer leben sollte. Als er sie aber täglich sahe, zog ihn ihre Schönheit sehr an; selbst ihr Stummseyn und die hohe Sanftmuth, mit der sie sich betrug, machte sie ihm reizend, und er faßte den Entschluß, sie



zu seiner Gemahlinn zu erheben. Sobald er hierüber mit sich ganz einig war, ließ er ihr eine schöne Wohnung dicht an der seinigen bereiten, und gab ihr Kleider, welche ihrem neuen Stande angemessen waren. Dann schrieb er an seine Mutter, die verwittwete Königin, machte ihr seinen Entschluß bekannt, und bat sie: zu ihm herüber zu kommen und seine Braut kennen zu lernen. Die Königin Mutter war eine hochfahrende und stolze Frau, welche der Plan ihres Sohns mit dem größten Aerger erfüllte; denn sie hatte ganz andere Pläne mit ihm, und es war ihr gar nicht gelegen, daß eine unbekante stumme Person die Mutter des künftigen Königs werden und ihr auf einem Thron folgen sollte, welchen sie mit so vielem Glanze bekleidet hatte. Indes sie alle diese Ueberlegungen anstellte, sagte der König Kunigunden auf eine feine und zärtliche Art, daß er sie liebe, und, wenn sie ihn nicht hasse, sie bäte: seine Gemahlinn zu werden. Sie reichte ihm mit einem freundlichen Kopfnicken ihre Hand; denn sie liebte den schönen guten König, und ihr edles Herz war über alle weibliche Ziererey weit erhaben. Sie wahn-



te sich in diesen Tagen der ersten Liebe unaussprechlich glücklich, und aus ihren herzlichsten Liebeskosungen konnte der Geliebte nur zu deutlich sehen, daß sie, inniger Empfindungen fähig, ihn aus voller Seele liebte. Mit der Ankunft der Königin Mutter verschwand die Heiterkeit der schönen Braut, und da diese sie wirklich stumm glaubte, also von dieser Seite ganz sicher war, daß ihr Sohn nichts wieder erfahren konnte, so behandelte sie die Arme vor seinen Augen äußerst freundlich; aber sobald er den Rücken wandte, fiel sie mit aller Wuth eines erbitterten Herzens über sie her, und fügte ihr durch die schrecklichsten Schmähungen und Verwünschungen großen Kummer zu. Bald nach der Vermählung bemerkte der König den Widerwillen, welchen Kunigunde gegen seine Mutter hatte, und da er nur immer sah, wie gütig diese seine Gemahlinn behandelte, so war ihm der Haß unerklärbar, welcher unverkennbar in ihrem schönen Gesicht herrschte, wenn die Mutter sie liebkosete. Da seine Mutter bald nachher abreiste, so ließ er die Sache ganz auf sich beruhen, und lebte ein halbes Jahr mit seiner Gemahlinn, welche



ihr fünftes Hemde jetzt fertig hatte, sehr vergnügt.

Aber wie nichts in der Welt vollkommen ist, so war es auch das Glück dieser Ehe nicht: der König mußte in den Krieg ziehen, gerade als seine Gemahlinn noch einige Wochen bis zu ihrer ersten Entbindung hatte. Da er nun nicht die Sorgen des Reichs, die Geschäfte der Krone einer stummen Frau übertragen konnte, so ersuchte er seine sich zu Anfang sehr weigernde Mutter, in das Schloß zu ziehen, und nicht allein die ganze Regierung zu übernehmen, sondern auch bey der Entbindung seiner Gemahlinn gegenwärtig zu seyn. Diese Bitten paßten ganz in die boshaften Pläne der alten Königin, und sie eilte mit hoher Freude in die Residenz, wo sie triumphirend ihrer Schwiegertochter den Befehl des Königs bekannt machte, worein sich diese auch mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth ergab.

Als die Stunde ihrer Entbindung kam, gebar sie einen wunderschönen Knaben, den sie voll Freude und Wonne an ihr Herz drückte.

Aber



Aber wie ward ihr, als des Nachts die alte Königin kam, den Kleinen aus ihren Armen riß, und vor ihren Augen ihn in den breiten Graben, welcher das Schloß umgab, warf! Schon wollte sie schreien; da gedachte sie ihrer Brüder; sie schwieg; aber eine helle Thräne rann über ihre blassen Wangen, und sie ertrug es geduldig, daß ihr die Alte den Mund und die Hände mit Blut beschmierte, und nachdem sie sich selbst wieder gereinigt hatte, ihre Frauen rief, und ihnen erzählte: die Königin habe ihr eignes Kind aufgefressen, wie man sehr deutlich an den blutigen Händen und dem Munde sehen könne. Die Frauen betrachteten ihre Gebieterinn mit Entsetzen und Erstaunen; denn sie konnten sich die hohe Freude über das Kind und ihre jezige That gar nicht zusammen reimen. Alle liebten die gute schöne Königin, und reinigten sie von dem Blute, womit die Alte sie so reichlich besudelt hatte. Runigunde drückte ihnen seufzend die Hände, zeigte auf ihre Schwiegermutter, nahm ihr Tuch und warf es gegen das Fenster. „Sie ist verrückt!“ rief die Alte boshaft, „laß sie allein! Ich will sie schon bewachen.“ Aber



Kunigunde faßte die Hände der Frauen, und ihre bittenden Mienen hielten sie im Zimmer zurück; denn sie fürchtete, die Alte möchte sie umbringen, und ihre zwey jüngern Brüder dann nicht erlöset werden. Als die Königin Mutter das Zimmer verlassen hatte, nahm die Klügste der Wärterinnen ein Tuch, wickelte es wie ein Kind zusammen, und legte es der Wöchnerinn in den Arm; dann setzte sie einen Kopfschmuck der Alten auf, rieß ihr das Kind aus den Arme, öffnete das Fenster und warf es hinab. „War es nicht so?“ fragte sie leise. Kunigunde nickte bejahend, und zeigte nun noch sehr deutlich, daß die Mutter sie nachher mit Blut beschmiert habe. Die Wärterinn war getreu und klug; sie glaubte nicht, daß ihre Gebieterinn stumm sey, aber wohl, daß ein Gelübde ihre Zunge bände, und sie gewiß zu ihrer Zeit wieder reden würde. Sie beobachtete von dieser Zeit an das Betragen der Alten, und fand, daß sie ganz unbarmherzig mit der jungen Frau umging; aber sie schwieg, und wartete die Rückkehr des Königs ab. Dieser ward durch einen Brief seiner Mutter von der Entbindung und dem Mord des Kindes



benachrichtigt, und ergrimmt über diesen Frevel so sehr, daß er zurückschrieb: man solle die Mörderinn sogleich in einen Thurm sperren, und gebieten, daß jeder Vorübergehende die Schändliche anspeie. Sein Befehl ward pünktlich vollzogen, und die unglückliche Kunigunde vollendete ihr sechstes Hemde in dem feuchten ungesunden Thurme, wo sie den täglichen Mißhandlungen und Schmähungen des Pöbels ausgesetzt war. Zu Anfang des siebenten Jahres kehrte der König zurück; er wollte seine unschuldige Gemahlinn sogleich hinrichten lassen; aber die Wärterinn theilte ihm insgeheim ihre Muthmaßungen mit, und der König erschrock über die bloße Möglichkeit dieser Idee. Er begab sich in den Thurm, wo Kunigunde blaß und entstellt an ihrem letzten Hemde arbeitete. Bey dem Anblicke ihres geliebten Gemahls hatte sie Mühe, ihre Thränen zurück zu halten; sie ließ die Arbeit sinken, schlug die Hände über der Brust zusammen, und blickte wehmüthig gen Himmel, als wollte sie sagen: „Dieser allein kennt meine Unschuld!“ Der König ward durch ihren Anblick erschüttert; er nahm sie in seine Arme, führte sie auf das Schloß



in ihre Wohnung zurück, und nachdem sie sich gebadet und gereinigt hatte, setzte er sie, zum Schrecken der Alten, in ihre vorigen Rechte wieder ein, welche auch bald vor Verger und Ingrimme zitternd das Schloß verließ.

Kunigunde ward bald darauf wieder schwanger, und nähte mit großem Fleiß an ihrem siebennten Hemde, um es noch vorher zu vollenden; aber ihre Niederkunft überraschte sie dennoch, und sie gebar zwey Töchter, welche, schön wie der Tag, ein holdes Gemisch von den Zügen des Vaters und der Mutter in ihren reizenden Gesichtern vereinten. Der König verließ seine Gemahlinn keinen Augenblick; er freute sich der lieblichen Kinder und der innigen Zärtlichkeit, womit Kunigunde beiden ihre schöne Brust zur Nahrung reichte. Schon verließ die holde Wöchnerinn ihr Bette wieder, und der König, welcher weder Wahnsinn noch Härte oder Lust zum Auffressen an seiner Gemahlinn bemerkte, war sehr geneigt, sie ganz von der ihr angedichteten Ermordung ihres ersten Sohnes frey zu sprechen, und glaubte, mit einer guten Art hinter



den Aufenthalt seines Sohnes zu kommen, wenn er recht kindlich seine Mutter, welche ihn doch immer geliebt hatte, darum bâte. Er schrieb ihr zu diesem Ende die Entbindung seiner Gemahlinn, und lud sie ein, herüber zu kommen und als Pathe bey der Taufe seiner Töchter gegenwärtig zu seyn. Die alte Mutter erschien, Bosheit im Herzen, Freundlichkeit in ihren Mienen, und freute sich ihrer Enkelinnen mit einer solchen Verstellung, daß der König selbst nicht wußte, was er denken sollte. Er sprach mit ihr über den Tod seines Sohnes, und freute sich, daß seine Gemahlinn diesmal doch gar keine Anwandlung gehabt habe, den Kindern ein Leid zuzufügen, sondern ihrer im Gegentheil mit großer und wahrer mütterlicher Bärtlichkeit warte und pflege. Die Königin Mutter lächelte höhnisch, und bat ihren Sohn, nicht zu früh zu richten; denn nichts könne sie von dem Glauben abbringen, daß seine Gattinn eine Zauberinn sey, und gewiß noch ihn und das ganze Land unglücklich machen werde; und er könne sie sicher darnach beurtheilen, ob sie die Taufe der Kinder nicht hindern, und sie



Lieber ihren verfluchten Mitgenossen geben werde, um sie ihren Götzen zu opfern, oder in den geheimen Künsten der Zauberey zu erziehen. Der König nahm sich vor, die ganze Nacht über die Sicherheit der Kinder zu wachen. Aber kaum hatte er den letzten Bissen bey der Abendtafel genossen, so entschlief er sanft, und die Grausame behielt freie Hand, der unglücklichen Kunigunde den letzten und ärgsten Poffen zu spiezen; denn auch diese lag, kraft eines ähnlichen Schlaftrunks, wie ihn der König bekommen hatte, mit ihrer treuen Wärterinn in einem tiefen Schlafe. Die holden Kinder folgten ihrem Bruder in den Schloßgraben, und ihre Stelle ersetzten ein paar häßliche graue Ragen.

Als sie diese Unthat ausgeführt hatte, begab sie sich voll höllischer Freude in ihr Schlafgemach, und erwartete den Ausgang ihres höllischen Werkes.

Gegen Morgen stürzte der König todtenblaß zu ihr hinein, und erzählte ihr, daß die Kinder fort wären, und statt ihrer ein paar



scheusliche Katzen auf dem Bette seiner fest schlafenden Gattinn herumkröchen. „Siehst Du meine Prophezeihung bestätigt?“ rief die Alte, „laß die Zauberinn heute im Tage verbrennen, ehe sie sich an Deine Person und Reich wagt.“ Der Zorn des Königs fand diesen Vorschlag sehr gerecht; er ließ schnell einen Scheiterhaufen errichten, und als die unglückliche Königin erwachte, waren bereits alle Anstalten zu ihrer schleunigen Hinrichtung gemacht. Sie suchte ihre holden Kinder; aber sie schrak heftig zusammen, als der König im heftigsten Zorn ihr ihr Verbrechen vorwarf, und den augenblicklich zu erwartenden schmachlichen Tod ankündigte. Sie ergriff augenblicklich ihr siebentes Hemde, an welchem nur noch wenige Stiche zu nähen waren, und ging mit einer Gelassenheit, welche die Stifterinn ihres Unglücks nur noch mehr empörte, den Weg ihres Todes.

Auf der letzten Stufe zum Scheiterhaufen schnitt sie den Faden des eben vollendeten Hemdes ab, und in demselben Augenblicke sprengten sieben stattliche Ritter auf weißen Pferden einher, umringten den Scheiterhaufen, nahmen die



froh verwunderte Kunigunde herab, und drangen durch das Volk mit ihr zum König, der weinend in seinem Zimmer saß, und es nicht über sich vermochte, die ihm so theuer gewesene Gattin leiden und sterben zu sehen. Er hörte das Getümmel im Schlosse schon von ferne, und war ganz starr vor Freude, als sich die Thür öffnete, und seine Gemahlinn mit ihren Kindern im Arm herein trat. Vor ihr lief ein schöner Knabe, und hinter ihr folgten die sieben Ritter, welche alle gesund und wohl waren; nur dem sechsten der Brüder fehlte ein Auge, welches er durch jene Thräne verlor, die Kunigunde um den Verlust ihres Sohnes weinte. „Meine Gattinn! meine Kinder!“ rief der erstaunte König, und seine Freude vermehrte sich noch, da Kunigunde zu reden anfing, und, von Cölestin unterstützt, ihm die ganze Geschichte ihrer Leiden und ihres Gelübdes erzählte. „O, Du treue, treue Schwester!“ rief der glückliche Mann und Vater; „Du bist eine seltene Perle; ich will Dich bewahren, wie den Apfel meines Auges!“ Er umarmte die Brüder, und fragte: wie sie zu den Kindern gekommen wären; worauf sie ihm sagten, daß sie



immer unsichtbar ihre gute Schwester umschwebt hätten, und also auch zugegen gewesen wären, als seine Mutter die Kinder nach ihrer Meinung in den Schloßgraben, aber sie ihnen in die Arme geworfen hätte.

„Man suche meine Mutter!“ rief er erzürnt, ihres Verbrechens und boshaften Rathes gedenkend. Aber während Kunigunde sich bemühte, die Liebe ihres Gemahls zum Besten ihrer Peinigerinn zu benutzen, erfuhr diese nicht nur die Rettung der Unschuld, sondern auch die Anwesenheit der von ihr getödteten Kinder, und sieben fremder Ritter. Gefoltert von der Angst vor ihrem Sohn, und von ihren eigenen Gewissensbissen gequält, stürzte sie sich aus dem hohen Fenster in den Schloßgraben hinab, wo sie auch gleich ihren Tod fand, und jede Rettung zu spät kam. Der Leichnam ward seinem Stande gemäß mit aller Pracht beigesetzt, und die glücklichen Menschen freuten sich, von dieser bösen und ohne Ursach hassenden Frau erlöst zu seyn.

Als der erste Rausch der Freude vorüber war, gedachten sie auch ihres alten Vaters, und

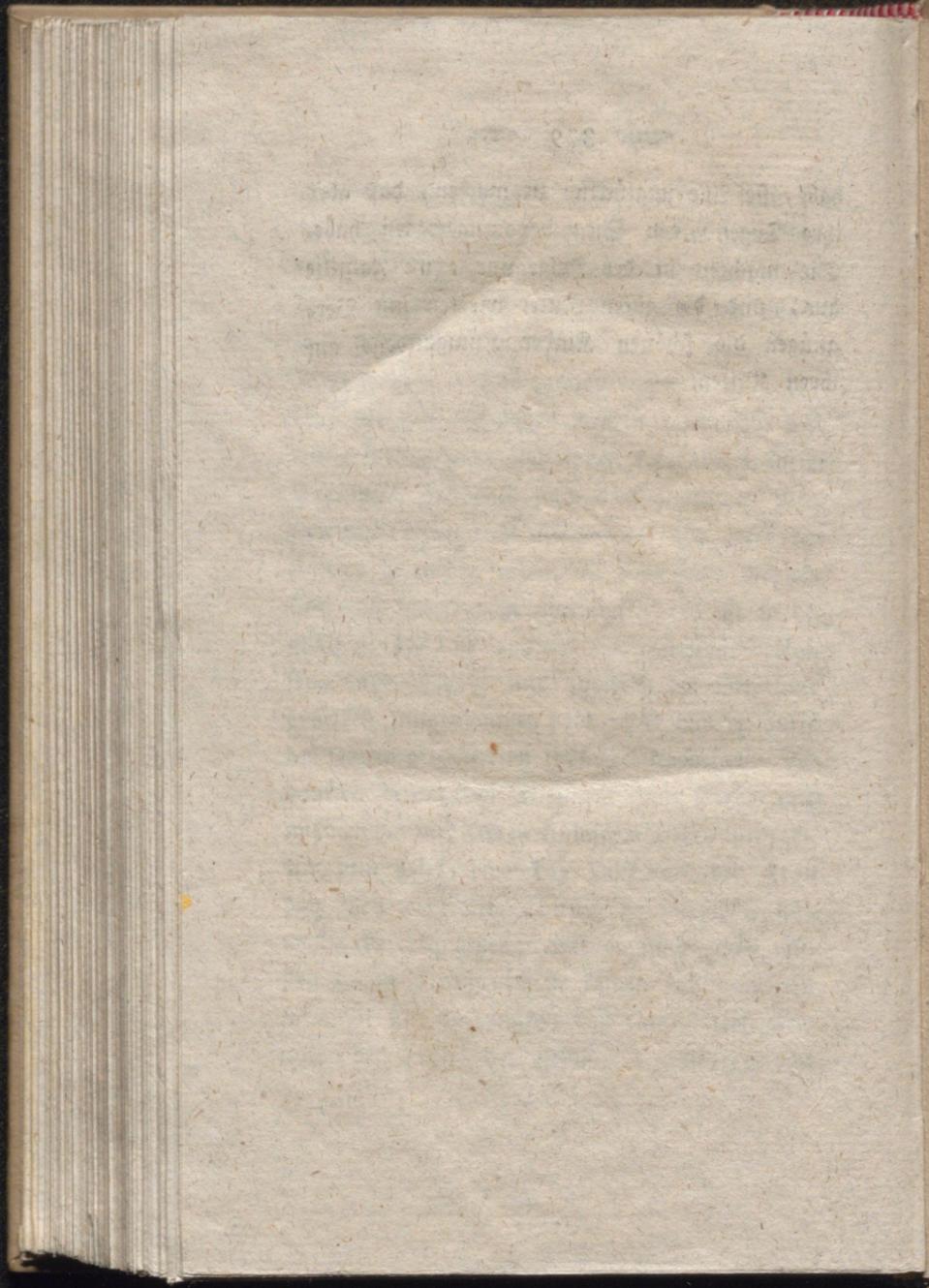


reiseten nach einigen Tagen sämmtlich nach seinem Schlosse, wo sie ihn in einem hohen Alter, aber fast in dem Zustande eines Kindes fanden. Er erinnerte sich ihrer nur mit Mühe, und schauderte zusammen, als sie nach seiner Frau fragten. Das Schloß war wie ausgestorben, der Hof mit hohen Nesseln bewachsen, und ein treuer Diener gab ihnen folgende traurige Auskunft: daß bald nach dem gänzlichen Verschwinden seiner acht Kinder der alte Herr wie sinnlos geworden wäre; er habe seine Gemahlinn mit Vorwürfen überhäuft, und sie so gequält, daß sie endlich das Schloß verlassen, alle Schätze und zugleich die Bewohner desselben mitgenommen habe, und nur er allein bey seinem alten Herrn zurückgeblieben sey. Sie dankten dem guten Alten für seine Treue, und nahmen ihn und seinen kindischen Herrn mit fort. An dem Park, wo das Landhaus der Frau von West lag, stieg Celestin vom Pferde, und wollte dorthin gehen; aber er fand einen wüsten leeren Fleck, und sie kamen dahin überein in ihren Vermuthungen: daß eine gottlose Fee, unter der Maske der Frau von West, gesucht

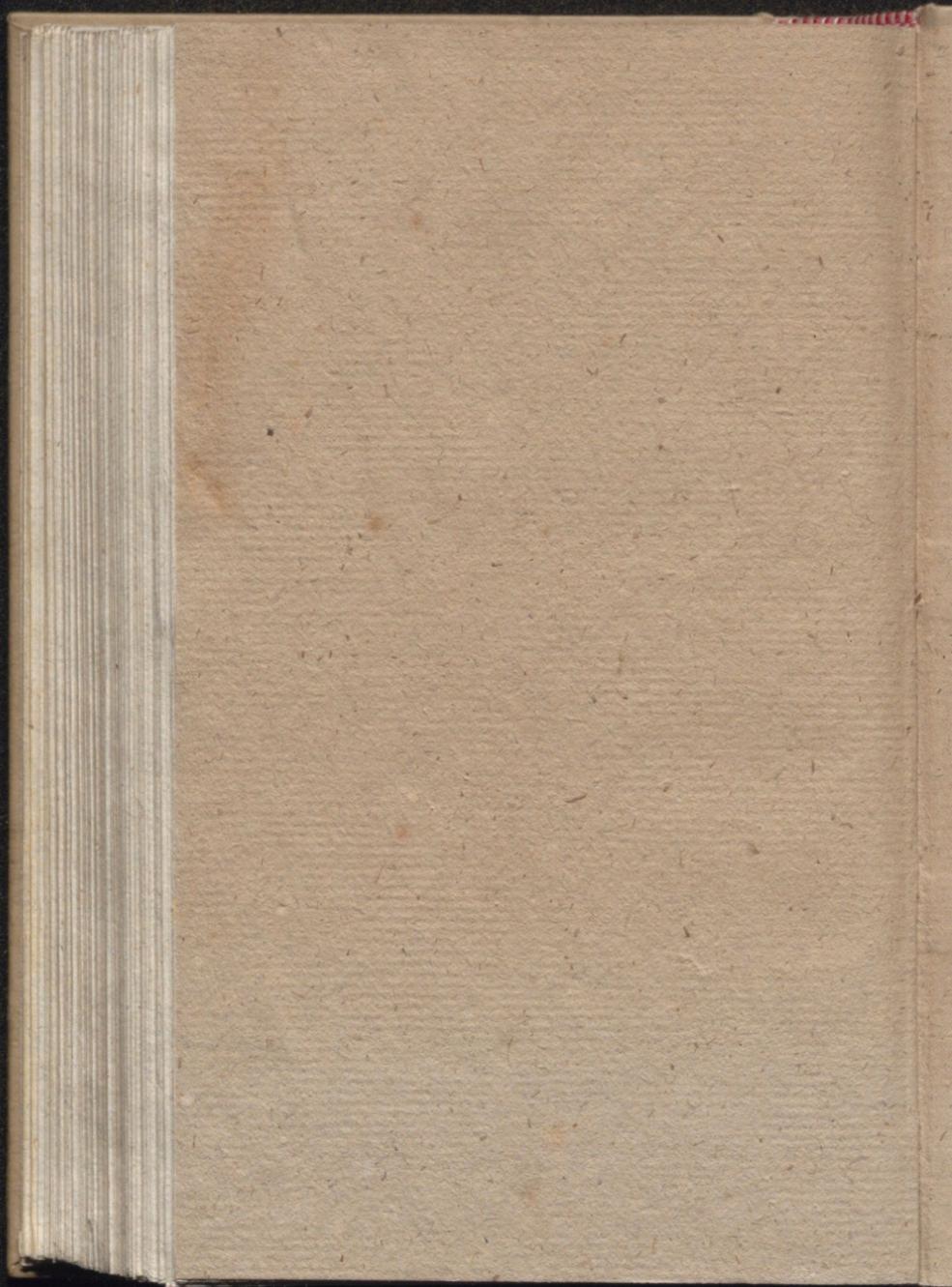


habe, sie Alle unglücklich zu machen, daß aber ihre Tugend den Sieg davon getragen habe. Sie machten in der Folge nur eine Familie aus, und die guten Ritter wiegten mit Vergnügen die schönen Kinder Kunigundens auf ihren Knien. —









Goe 468

ULB Halle
001 926 470

3



Rest: 1 Sch
Mar 03



Go



1

Seen = Märchen.

Zur
Unterhaltung
für
Freunde und Freundinnen
der Seenwelt.

Braunschweig,
bei Friedrich Bernhard Culemann.

1801.

